

ASSASSIN'S CREED®



REVELATIONS
Die Offenbarung



OLIVER BOWDEN



REVELATIONS

Die Offenbarung

Oliver Bowden

Aus dem Englischen
von Timothy Stahl

panini BOOKS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [ht-
tp://dnb.d-nb.de](http://dnb.d-nb.de) abrufbar.

*Dieses Buch wurde auf chlorfreiem, umweltfreundlich
hergestelltem Papier gedruckt.
In neuer Rechtschreibung.*

Englische Originalausgabe:
„ASSASSIN’S CREED: Revelations“ by Oliver Bowden,
published by Penguin Books, London, England, July 2011.

Copyright © 2012 Ubisoft Entertainment. All Rights
Reserved.

Assassin’s Creed, Ubisoft and the Ubisoft logo are trade-
marks of

Ubisoft Entertainment in the US and/or other countries.

No similarity between any of the names, characters, persons
and/or institutions in this publication and those of any pre-
existing person
or institution is intended and any similarity which may exist
is purely

coincidental. No portion of this publication may be reproduced, by any means, without the express written permission of the copyright holder(s).

Übersetzung: Timothy Stahl
Lektorat: Caspar D. Friedrich
Redaktion: Mathias Ulinski, Holger Wiest
Chefredaktion: Jo Löffler
Umschlaggestaltung: tab indivisuell, Stuttgart
Satz und eBook: Greiner & Reichel, Köln

ISBN 978-3-8332-2495-9

Gedruckte Ausgabe:
ISBN 978-3-8332-2437-9

www.paninicomics.de/videogame

TEIL EINS

Auf halbem Weg des Menschenlebens fand
Ich mich in einen finstern Wald verschlagen,
Weil ich vom graden Weg mich abgewandt.
Wie schwer ist's doch, von diesem Wald zu
sagen,
Wie wild, rau, dicht er war, voll Angst und
Noth;
Schon der Gedank' erneuert noch mein
Zagen.

– DANTE, *INFERNO*

1

Ein Adler segelte hoch am klaren Himmel.

Der Reisende, voller Straßenstaub und abgerissen, löste seinen Blick von dem Raubvogel, kletterte über eine niedrige Mauer aus grobem Stein und blieb einen Moment lang reglos stehen, um die scharfen Augen schweifen zu lassen. Die schroffen, schneebedeckten Berge rahmten die Burg ein, schützten und umschlossen sie, wie sie da auf der Kuppe ihrer eigenen Höhe auftrug, der Turm mit dem Kuppeldach ein Spiegelbild der kleineren Kuppel des nahen Kerkerturms. Wie eiserne Klauen krallten sich Felsen an den Fuß ihrer steilen grauen Wände. Der Reisende sah die Burg nicht zum ersten Mal – tags zuvor schon hatte er einen

ersten Blick darauf geworfen, bei Einbruch der Dunkelheit, als er eine Meile weiter westlich einen Aussichtspunkt erklommen hatte. Wie von Zauberhand schien sie in diesem unwirtlichen Terrain erbaut worden zu sein, eins mit den Felsen und den Klüften, mit denen sie regelrecht verwachsen war.

Er hatte sein Ziel erreicht. Endlich. Nach einer zwölf Monate langen, erschöpfenden Reise, auf beschwerlichen Wegen, bei rauem Wetter.

Jetzt hielt sich der Reisende geduckt, nur für alle Fälle, und blieb ganz still, während er wie von selbst seine Waffen überprüfte und die Umgebung beobachtete. Doch nichts regte sich.

Keine Seele auf den Wehrgängen. Schneidender Wind wirbelte Schneewolken auf. Aber keine Spur eines Menschen. Der Ort schien verlassen zu sein. Wie er es aufgrund

dessen, was er darüber gelesen hatte, erwartete. Aber das Leben hatte ihn gelehrt, dass es stets am besten war, sich selbst zu vergewissern. Er verhielt sich weiter still.

Kein Laut außer dem Wind. Dann ... doch etwas. Ein Kratzen? Links von ihm, und ein Stück voraus kollerte eine Handvoll loses Geröll über einen kahlen Hang. Er spannte sich, richtete sich ein wenig auf, reckte den eben noch zwischen die Schultern gezogenen Kopf. Dann bohrte sich der Pfeil durch die Panzerung seiner rechten Schulter.

Er wankte ein wenig und verzog vor Schmerz das Gesicht, während er mit der Hand nach dem Pfeil fasste und zugleich den Kopf hob und scharfen Blickes zu einer Erhebung zwischen den Felsen hinsah, eine kleine Klippe, sechs oder sieben Meter hoch, die sich vor der Vorderseite der Burg erhob und als natürliche Außenmauer diente. Auf ihrem

Kamm erschien jetzt ein Mann in dunkelroter Tunika, über der er ein graues Obergewand und eine Rüstung sowie die Abzeichen eines Hauptmanns trug. Sein Schädel war beinahe kahl rasiert, durch sein Gesicht zog sich eine Narbe von rechts oben nach links unten. Er öffnete den Mund zu einem Ausdruck, der halb ein Knurren war, halb ein triumphierendes Grinsen, und bleckte krumme Zahnstummel, braun wie die Grabsteine auf einem verwilderten Friedhof.

Der Reisende zog am Schaft des Pfeils. Die mit Widerhaken versehene Spitze hatte sich in der Rüstung verkantet, jedoch nur das Metall durchschlagen und die Haut darunter lediglich angekratzt. Er brach den Pfeil ab und warf ihn zur Seite. Dabei fiel sein Blick auf mehr als hundert weitere bewaffnete Männer, die in gleicher Weise gekleidet waren, Hellebarden und Schwerter in den

Händen. Beiderseits des fast glatzköpfigen Hauptmanns nahmen sie auf dem Felsenkamm Aufstellung. Helme mit Nasenschützern verbargen ihre Gesichter, doch ihr Wappen mit dem schwarzen Adler verriet dem Reisenden, wer sie waren, und er wusste, was er von ihnen zu erwarten hatte, wenn sie seiner habhaft würden.

Wie hatte er nur in eine solche Falle tappen können? Wurde er etwa alt? Er hatte doch jede nur denkbare Vorsicht walten lassen.

Dennoch hatte es ihm nicht geholfen.

Er trat zurück, erwartete sie, als sie auf das unebene Stück Boden zuströmten, auf dem er stand. Sie schwärmten aus, umzingelten ihn, wahrten jedoch eine Hellebardenlänge Abstand. Er konnte spüren, dass sie ihn trotz ihrer Überzahl fürchteten. Sein Ruf war weithin bekannt, und sie taten gut daran, auf der Hut zu sein.

Er besah sich die Hellebardenköpfe. Sie waren Axt und Spieß in einem.

Er spannte die Unterarmmuskeln, und an seinen Handgelenken schnellten die beiden verborgenen tödlichen Klingen hervor. Er wehrte den ersten Hieb ab und merkte, dass er zögernd geführt worden war. Wollten sie ihn lebend in die Hände bekommen? Dann fingen sie an, von allen Seiten her mit ihren Waffen nach ihm zu stoßen, um ihn in die Knie zu zwingen.

Er wirbelte herum und durchtrennte mit geschickten Bewegungen die Schäfte zweier Hellebarden. Als der Kopf der einen durch die Luft flog, zog er eine seiner verborgenen Klingen ein und fing den abgetrennten Hellebardenkopf auf, ehe er zu Boden fiel. Den Stumpf des Schafts in der Faust, drosch er dem ehemaligen Besitzer der Waffe die Schneide der Axt in die Brust.

Nun zogen die anderen den Kreis enger und drangen auf ihn ein. Er konnte sich gerade noch ducken, spürte den Luftzug, mit dem eine geschwungene Hellebarde über ihn hinwegsichelte und seinen gebeugten Rücken nur um Zentimeter verfehlte. Er fuhr herum und hackte dem Angreifer, der vor ihm stand, die linke Klinge tief ins Bein. Aufheulend ging der Mann zu Boden.

Der Reisende packte die fallen gelassene Hellebarde, die ihm beinahe den Garaus gemacht hätte, ließ sie kreisen und trennte einem anderen Gegner die Hände ab. In hohem Bogen flogen sie durch die Luft, die Finger wie um Gnade flehend gekrümmt, und zogen einen Schweif aus Blut wie einen roten Regenbogen hinter sich her.

Das gebot den Angreifern für einen Moment Einhalt. Doch die Männer hatten schon Schlimmeres gesehen, und dem Reisenden

blieb nur eine Sekunde, um sich zu sammeln, bevor sie wieder auf ihn losgingen. Er schwang die Hellebarde, und die Klinge grub sich tief in den Hals eines Mannes, der eben noch auf ihn zugesprungen war, um ihn zu Fall zu bringen. Der Reisende ließ den Schaft der Hellebarde los und brachte seine andere verborgene Klinge wieder zum Vorschein, damit er die Hände frei hatte, um einen Gegner zu packen, der mit einem Breitschwert bewaffnet war. Er schleuderte den Mann in eine Gruppe seiner Kameraden und entwand ihm dabei das Schwert. Er hielt es mit beiden Händen, und seine Muskeln spannten sich unter dem Gewicht, als er es gerade noch rechtzeitig hochriss, um einem weiteren Hellebardier den Helm zu spalten, der hinterrücks auf ihn zugekommen war, in der Hoffnung, ihn zu überraschen.

Das Schwert war gut und für diesen Kampf besser geeignet als der leichte Säbel, den er auf seiner Reise erworben hatte und jetzt an der Hüfte trug. Im Nahkampf waren allerdings die verborgenen Klingen unschlagbar. Sie hatten ihn noch nie im Stich gelassen.

Weitere Männer strömten von der Burg herab. Wie viele waren nötig, um diesen einzelnen Mann zu überwältigen? Sie drängten auf ihn zu, engten ihn ein, aber er wirbelte herum und sprang bald hierhin, bald dorthin, um sie zu verwirren. Einmal setzte er über den Rücken eines Mannes hinweg, landete sicher auf den Beinen, wehrte einen Schwerthieb mit der metallenen Armschiene über seinem linken Handgelenk ab und drehte sich, um dem Angreifer sein Schwert in den Leib zu rammen.

Doch dann ... ein kurzes Stocken. Warum? Der Reisende hielt inne, holte Luft. Früher

hatte er keine Atempause gebraucht. Er schaute auf. Immer noch war er umringt von Soldaten in grauen Kettenhemden.

Zwischen ihnen entdeckte der Reisende jedoch auf einmal einen anderen Mann.

Er hatte sich unter sie gemischt. Unbeobachtet, ruhig. Ein junger Mann in Weiß. Ansonsten gekleidet wie der Reisende selbst, die gleiche Kapuze auf dem Kopf, die nach vorn hin spitz zulief wie der Schnabel eines Adlers. Die Lippen des Reisenden teilten sich vor Staunen. Alles schien plötzlich ganz still zu sein. Alles schien zu ruhen, bis auf den jungen Mann in Weiß, der festen Schrittes, ruhig und unerschrocken seines Weges ging.

Der junge Mann schien sich durch das Kampfgeschehen zu bewegen, als spazierte er durch ein Maisfeld, als berührte es ihn nicht, als ginge es ihn nichts an. War das die gleiche Schnalle, die seinen Gürtel hielt, die

gleiche, die auch der Reisende trug? Mit dem gleichen Insigne? Dem Insigne, das dem Reisenden seit über dreißig Jahren ins Bewusstsein und ins Leben gebrannt war – so wie sein Ringfinger vor langer Zeit gebrandmarkt worden war?

Der Reisende blinzelte, und als er die Augen wieder öffnete, war die Vision – wenn es denn eine gewesen war – verschwunden, und der Lärm, die Gerüche, die Gefahr waren wieder da, rings um ihn her, schlossen ihn ein. Reihenweise Feinde, denen er, da machte er sich nichts vor, weder Herr werden noch entkommen würde. Aber aus irgendeinem Grund fühlte er sich nicht mehr so allein.

Er hatte keine Zeit zum Nachdenken. Sie bedrängten ihn jetzt mit aller Macht, waren ebenso wütend wie voller Angst. Hiebe hagelten auf ihn herab, zu viele, um sie

abzuwehren. Der Reisende kämpfte hart, tötete noch fünf, dann zehn. Aber er kämpfte gegen eine Hydra mit tausend Köpfen. Ein großer, kräftiger Mann trat auf ihn zu und ließ ein zwanzigpfündiges Schwert auf ihn niederfahren. Der Reisende hob den linken Arm, um die Waffe mit der Metallschiene abzublocken, drehte sich dabei und ließ sein eigenes Breitschwert fallen, um die verborgenen Klingen wieder ins Spiel zu bringen. Aber sein Angreifer hatte Glück. Die Wucht seines Hiebs wurde von der Schiene abgefangen, aber es steckte zu viel Kraft dahinter, um gänzlich zu verpuffen. Die Schneide glitt auf das linke Handgelenk des Reisenden zu, traf dort auf die verborgene Klinge und brach sie ab. Im selben Augenblick stolperte der Reisende, aus dem Gleichgewicht geraten, über einen losen Stein zu seinen Füßen und verdrehte sich

den Knöchel. Mit dem Gesicht voran stürzte er auf den felsigen Boden. Und dort blieb er liegen.

Über ihm zog sich der Kreis der Männer enger zusammen. Wieder wahrten sie so viel Abstand, dass sie ihn mit den Hellebarden gerade erreichen konnten, denn sie fürchteten ihn noch immer und wagten es nicht, schon zu triumphieren. Nur die Spitzen ihrer Spieße berührten seinen Rücken. Eine falsche Bewegung nur, und er wäre tot.

Und dafür war er noch nicht bereit.

Das Knirschen von Stiefeln auf Stein. Ein Mann näherte sich. Der Reisende drehte den Kopf ein wenig und sah den kahlhäuptigen Hauptmann über sich aufragen. Als dunkler Striemen zog sich die Narbe durch sein Gesicht. Er beugte sich so weit herab, dass der Reisende seinen Atem riechen konnte.

Der Hauptmann zog ihm die Kapuze vom Kopf, sodass er sein Gesicht sehen konnte. Er lächelte, als sich sein Verdacht bestätigte.

„Ah, der Mentor ist eingetroffen. Ezio Auditore da Firenze. Wir haben Euch erwartet – was Ihr zweifellos gemerkt habt. Es wird ein ziemlicher Schock für Euch sein, die alte Festung Eurer Bruderschaft in unseren Händen zu sehen. Aber es musste so kommen. All Euren Bemühungen zum Trotz war es uns bestimmt zu obsiegen.“

Er richtete sich wieder auf, wandte sich an die Männer, sicher zweihundert an der Zahl, die um Ezio herumstanden, und rief: „Schafft ihn in die Turmzelle! Aber fesselt ihn zuerst!“

Sie zerrten Ezio auf die Beine und banden ihm hastig und nervös die Hände.

„Ein kurzer Weg und viele Treppen“, sagte der Hauptmann. „Und dann fangt Ihr am

besten an zu beten. Morgen früh werden wir Euch hängen.“

Hoch über ihnen setzte der Adler seine Suche nach Beute fort. Niemand hatte einen Blick für ihn. Für seine Schönheit. Seine Freiheit.

Der Adler kreiste noch immer am Himmel. Ein fahlblauer Himmel, gebleicht von der Sonne, die inzwischen etwas tiefer stand. Der Raubvogel, nur eine dunkle Silhouette, zog Runde um Runde. Sein Schatten fiel in der Tiefe auf die kahlen Felsen und wurde von ihnen verzerrt, wenn er darüber hinwegglitt.

Ezio beobachtete ihn durch das schmale Fenster, das nicht mehr als ein Schlitz in der dicken Mauer war, und seine Augen waren so rastlos wie die Bewegungen des Vogels. Und auch seine Gedanken ruhten nicht. War er so weit und so lange gereist, nur damit alles auf diese Weise endete?

Er ballte die Fäuste. Seine Muskeln spürten, dass die verborgenen Klingen

fehlten, die ihm so lange solch gute Dienste geleistet hatten.

Aber er konnte sich denken, wo sie seine Waffen verstaut hatten, nachdem sie ihn in die Falle gelockt, überwältigt und dorthin gebracht hatten. Ein grimmiges Lächeln verzog seine Lippen. Diese Soldaten, der alte Feind ... wie überrascht sie gewesen waren, dass ein alter Löwe wie er noch so zu kämpfen verstand.

Und er kannte diese Burg. Von Karten und Plänen her. Er hatte sie so eingehend studiert, dass sie sich ihm förmlich ins Gedächtnis gebrannt hatte.

Aber nun saß er dort, in einer Zelle eines der oberen Türme der majestätischen Festung von Masyaf, der Zitadelle, die einst die Festung der Assassinen gewesen, inzwischen aber längst aufgegeben und nun in die Hände der Templer gefallen war. Dort saß er

nun also, allein, ohne Waffen, hungrig und durstig, seine Kleidung schmutzig und zerrissen, und wartete darauf, die Schritte seiner Henker zu hören. Aber er würde nicht einfach still abtreten. Er wusste, warum die Templer dort waren. Er musste sie aufhalten.

Und noch hatten sie ihn nicht getötet.

Er behielt den Adler im Blick. Jede Feder konnte er sehen, den aufgefächerten Schwanz, der den Flug lenkte, schwarz, braun und weiß gesprenkelt, wie Ezios eigener Bart. Die schneeweißen Flügelspitzen.

Seine Gedanken wanderten zurück, den Weg entlang, der ihn dorthin geführt hatte, in diese Lage.

Andere Türme, andere Zinnen. Die in Viana zum Beispiel, von denen er Cesare Borgia in den Tod gestürzt hatte. Das war im Jahre des Herrn 1507 gewesen. Wie lange war das nun her? Vier Jahre. Ebenso gut hätten es jedoch

vierhundert Jahre sein können, so fern kamen ihm diese Geschehnisse mittlerweile vor. Und unterdessen waren andere Schurken, andere Möchtegernherren der Welt gekommen und gegangen, alle auf der Suche nach dem Mysterium, auf der Suche nach der Macht und nach ihm, der er nun doch noch in Gefangenschaft geraten war.

Der Kampf war immer weitergegangen.

Der Kampf. Und sein Leben.

Die Kreise des Adlers wurden enger. Ezio wusste, dass der Vogel eine Beute erspäht hatte, die er nicht mehr aus den Augen ließ. Was mochte er dort unten erblickt haben? Im Dorf, das die Burg versorgte und sich in den Schatten der Festung duckte, gab es gewiss Vieh und in der Nähe sicher auch ein Stück bestelltes Land. Eine Ziege vielleicht, irgendwo da unten inmitten des Gewirrs aus grauen Felsen, mit denen die niedrigen

Hügel ringsum übersät waren; entweder ein junges Tier, das noch unerfahren war, oder ein altes, das zu müde war, um sich in Sicherheit zu bringen, womöglich auch ein verletztes. Der Adler passierte die Sonne, seine Silhouette verdunkelte das strahlende Licht. Dann hing er auf einmal da, wie in der riesigen blauen Arena erstarrt, bevor er nach unten schoss, wie ein Blitz durch die Luft fegte und aus Ezios Blickfeld verschwand.

Ezio wandte sich vom Fenster ab und blickte sich in der Zelle um. Eine Pritsche aus hartem dunklem Holz, nur Bretter, kein Bettzeug, ein Stuhl und ein Tisch. Kein Kruzifix an der Wand, und auch sonst gab es nichts in der Zelle außer der Zinnschüssel mit der noch immer nicht angerührten Haferschleimsuppe, die sie ihm gebracht hatten. Obwohl er Hunger und Durst hatte, fürchtete Ezio, sie könnten irgendetwas

hineingemischt haben, das ihn müde machen und ihm die Kräfte rauben würde, wenn es so weit war.

Er drehte sich in der engen Zelle im Kreis, doch die groben Steinwände spendeten ihm weder Trost noch Hoffnung. Es gab nichts, was er benutzen konnte, um zu fliehen. Er seufzte. Es gab andere Assassinen und Vertraute der Bruderschaft, die über seine Mission Bescheid wussten, die ihn begleiten wollten, obwohl er darauf bestanden hatte, allein zu reisen. Vielleicht würden sie etwas unternehmen, wenn keine Nachricht von ihm eintraf. Aber dann würde es vielleicht zu spät sein.

Die Frage war: Was wussten die Templer bereits? Wie viel von dem Geheimnis befand sich schon in ihrem Besitz?

Seine Suche, die nun, just in dem Moment, da sie Früchte zu tragen begann, so abrupt

unterbrochen worden war, hatte kurz nach seiner Rückkehr nach Rom angefangen. Vor vier Jahren, am Johannistag, seinem 48. Geburtstag, hatte er sich dort von seinen Gefährten Leonardo da Vinci und Niccolò Machiavelli verabschiedet. Niccolò war nach Florenz zurückgekehrt, Leonardo nach Mailand. Leonardo hatte davon gesprochen, ein Angebot des französischen Thronerben Franz anzunehmen, der ihm eine Gönnerschaft in Aussicht stellte, die Leonardo dringend brauchte. Dazu sollte er nach Amboise an der Loire ziehen. Das jedenfalls hatte Ezio den Briefen Leonardos entnommen.

Ezio lächelte bei der Erinnerung an seinen Freund. Leonardo, dem ständig neue Ideen im Kopf herumgingen, auch wenn er immer eine Weile brauchte, um sie zu verwirklichen. Wehmütig dachte er an die verborgene Klinge, die im Kampf zu Bruch

gegangen war, nachdem man ihn in die Falle gelockt hatte. Leonardo – *oh, wie er ihn vermisste!* – wäre der Einzige gewesen, dem er zugetraut hätte, sie zu reparieren. Aber zumindest hatte Leonardo ihm die Pläne für eine neue Erfindung geschickt, die er Fallschirm nannte. Ezio hatte einen solchen Fallschirm in Rom anfertigen lassen, und er befand sich in seinem Gepäck. Er bezweifelte, dass die Templer damit viel anzufangen wussten. Er hingegen würde ihn einsetzen, sobald er Gelegenheit dazu bekam.

Falls er Gelegenheit bekam.

Er verscheuchte die finsternen Gedanken.

Aber es gab einfach nichts zu tun, keine Möglichkeit zur Flucht, bis sie kamen, um ihn zu holen und aufzuhängen. Er musste sich etwas einfallen lassen, was er dann tun würde. Wahrscheinlich würde er, wie so oft, improvisieren müssen. In der Zwischenzeit

wollte er versuchen, sich auszuruhen. Zwar hatte er vor dieser Reise mit regelmäßigem Training dafür gesorgt, dass er in Form blieb, und die Reise selbst hatte ihn abgehärtet. Trotzdem war er froh – selbst unter den gegebenen Umständen –, nach diesem Kampf ein wenig ruhen zu können.

Anfangen hatte alles mit einem Brief.

Unter den wohlwollenden Augen von Papst Julius II., der ihn bei der Bezwingung der Familie Borgia unterstützt hatte, baute Ezio die Bruderschaft der Assassinen in Rom neu auf und richtete dort auch das Zentrum seiner Macht ein.

Zumindest für eine Weile waren die Templer nun gelähmt, und Ezio legte die Führung der Organisation in die fähigen Hände seiner Schwester Claudia. Doch blieben die Assassinen auf der Hut. Sie wussten, dass die Templer sich neu ordnen

würden, im Geheimen und anderswo, denn sie waren unersättlich auf ihrer Jagd nach jenen Mitteln, mit denen sie die Welt gemäß ihren düsteren Lehren endlich beherrschen wollten.

Für den Augenblick mochten sie besiegt sein – erschlagen war das Ungeheuer indes nicht.

Ezio schöpfte Trost und Befriedigung aus der Tatsache – und er teilte dieses finstere Wissen allein mit Machiavelli und Leonardo –, dass der Apfel von Eden, der in seine Obhut gefallen war und der so viel Leid und Tod gebracht hatte in den Kämpfen, die um seinen Besitz entbrannten, in den Tiefen der Gewölbe unter der Kirche San Nicola in Carcere versteckt lag. In einem versiegelten Geheimraum, dessen Örtlichkeit sie nur mit den heiligen Symbolen der Bruderschaft markiert hatten und die einzig ein

zukünftiger Assassine erkennen würde, um sie dann, vielleicht, zu entschlüsseln. Der mächtigste Edensplitter war vor dem gierigen Griff der Templer sicher verborgen – Ezios hoffte, für alle Zeit.

Nach dem Schaden, den die Bruderschaft durch das Geschlecht der Borgia erlitten hatte, gab es vieles wettzumachen, vieles in Ordnung zu bringen, und diesen Aufgaben hatte sich Ezio verschrieben, klaglos, obwohl es ihn viel mehr an die frische Luft zog und nach Taten dürstete, anstatt in staubigen Archiven über Dokumenten zu brüten. Diese Tätigkeit hätte viel besser zu Giulio gepasst, dem Sekretär seines verstorbenen Vaters. Oder zu Machiavelli, dem alten Bücherwurm. Doch Machiavelli hatte dieser Tage alle Hände voll zu tun, die florentinische Miliz zu kommandieren, und Giulio war schon lange tot.

Hätte er sich jedoch, sinnierte Ezio, nicht jene Verantwortung aufgeladen, die für ihn eine ausgesprochen fade Pflicht war, dann hätte er den Brief womöglich nie gefunden. Und wäre ein anderer darauf gestoßen, hätte der die Bedeutung des Briefes vielleicht nicht erkannt.

Das vom Alter schon brüchige Schreiben, das er in einem ledernen Beutel entdeckte, stammte von Ezios Vater Giovanni, der es an seinen Bruder Mario geschrieben hatte, den Mann, der Ezio vor dreißig langen Jahren die Kunst des Krieges gelehrt und ihn in die Bruderschaft eingeführt hatte. Mario. Bei der Erinnerung zuckte Ezio zusammen. Mario, der nach der Schlacht von Monteriggione durch die so grausame wie feige Hand von Cesare Borgia gestorben war.

Marios Tod war längst gerächt, doch der Brief, den Ezio fand, schlug ein neues Kapitel

auf, und sein Inhalt bot ihm die Gelegenheit zu einer neuen Mission. Er hatte den Brief im Jahr 1509 gefunden, als er gerade fünfzig geworden war. Er wusste, dass Männer seines Alters nur selten die Chance bekamen, eine neue Mission anzugehen. Außerdem eröffnete ihm der Brief die Hoffnung und Herausforderung, den Templern ein für alle Mal die Tür vor der Nase zuzuschlagen.

Palazzo Auditore

Firenze

iv febbraio MCDLVIII

Mein lieber Bruder,

*die Mächte, die uns entgegenstehen,
gewinnen an Kraft, und in Rom gibt es
einen Mann, der den Befehl über unsere
Feinde übernommen hat und womöglich
der ärgste Widersacher ist, mit dem Du
und ich es je zu tun hatten. Aus diesem*

Grund teile ich Dir unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit die folgenden Sachverhalte mit. Sollte mich das Schicksal ereilen, Sorge – nötigenfalls auch mit Deinem Leben – dafür, dass diese Dinge nie unseren Feinden zu Ohren kommen.

Es gibt, wie Du weißt, in Syrien eine Burg namens Masyaf, die einst der Sitz unserer Bruderschaft war. Tief unter dieser Festung hat vor über zweihundert Jahren unser damaliger Mentor Altaïr ibn-La'Ahad eine Bibliothek eingerichtet.

Mehr will ich im Moment nicht sagen. Die Diskretion gebietet, dass ich Dir alles Weitere nur im unmittelbaren Gespräch mitteilen und es niemals niederschreiben darf.

Diese Aufgabe hätte ich gern selbst übernommen, doch dafür ist jetzt keine Zeit. Unsere Feinde bedrängen uns, und es bleibt nur Zeit zur Gegenwehr.

Dein Bruder

Giovanni Auditore

Diesem Brief lag ein weiteres Blatt Papier bei, eindeutig in der Handschrift seines Vaters beschrieben, doch ebenso eindeutig nicht von ihm selbst stammend. Es handelte sich um die Übersetzung eines viel älteren Dokuments, das ebenfalls mit im Beutel steckte. Es war auf Pergament geschrieben, das dem Material der Seiten des originalen Kodex sehr ähnelte, den Ezio und seine Gefährten fast dreißig Jahre zuvor entdeckt hatten. Der Text lautete:

Inzwischen habe ich Tage mit dem Artefakt zugebracht. Oder waren es

Wochen? Monate? Von Zeit zu Zeit kommen die anderen, um mir Essen oder Zerstreuung anzubieten. Doch obwohl ich im Herzen weiß, dass ich mich von diesen finsternen Studien lösen sollte, fällt es mir immer schwerer, meinen normalen Pflichten nachzugehen. Malik hat mich sehr unterstützt, aber nun kehrt jene alte Schärfe in seine Stimme zurück. Nichtsdestotrotz muss ich meine Arbeit fortsetzen. Die Geheimnisse dieses Apfels von Eden müssen gelüftet werden. Seine Funktionsweise ist simpel, elementar einfach sogar: Herrschaft. Kontrolle. Aber der Prozess als solcher ... die Methoden und Mittel, die er nutzt ... SIE sind das wahre Faszinosum. Der Apfel ist die Gestalt gewordene Versuchung. Wen sein Leuchten erfasst, dem wird die Erfüllung eines

jeden Wunsches versprochen. Im Gegenzug verlangt er nur eines: absoluten Gehorsam. Und wer kann sich dem schon widersetzen? Ich erinnere mich an meinen eigenen Moment der Schwäche, als ich Al Mualim, meinem Mentor, gegenüberstand und seine Worte mein Selbstvertrauen erschütterten. Er, der wie ein Vater zu mir gewesen war, offenbarte sich nun als mein größter Feind. Der geringste Funken Zweifel genügte ihm, um sich in meinen Geist zu stehlen. Doch ich bezwang seine Phantome, gewann mein Selbstvertrauen wieder und schickte ihn von dieser Welt. Ich befreite mich von seiner Kontrolle. Aber jetzt frage ich mich: Ist das wahr? Denn hier sitze ich nun und bemühe mich verzweifelt, jenes Ding zu begreifen, das ich doch eigentlich

vernichten wollte. Ich spüre, dass es mehr ist als nur eine Waffe, ein Werkzeug, mit dem sich der Geist der Menschen manipulieren lässt. Oder nicht? Vielleicht erfüllt es ja einfach nur seinen Zweck und zeigt mir, was ich mir am meisten wünsche: Wissen ... Immer am Rande verharrend. Gerade außerhalb der Reichweite. Lockend. Ein Versprechen. Die Versuchung ...

An dieser Stelle endete das alte Manuskript, der Rest war verloren. Das Pergament war so brüchig, dass es unter seiner Berührung an den Rändern zerbröselte.

Ezio verstand nur wenige der Worte, doch die waren ihm so vertraut, dass ihm die Haut kribbelte. Auch jetzt verspürte er dieses Kribbeln wieder, als er daran zurückdachte, während er in seiner Zelle im Kerkerturm von Masyaf saß und zusah, wie die Sonne

versank und der Tag zu Ende ging, der möglicherweise sein letzter auf Erden war.

Er stellte sich das alte Manuskript im Geiste vor. Vor allem dieses Dokument war es gewesen, das ihn zu dem Entschluss gebracht hatte, nach Osten zu reisen, nach Masyaf.

Die Dunkelheit kam rasch. Der Himmel war kobaltblau und voller Sterne.

Scheinbar wanderten Ezios Gedanken zu dem jungen Mann in Weiß. Dem Mann, den er während des Kampfes zu sehen geglaubt hatte. Der auf so geheimnisvolle Weise aufgetaucht und wieder verschwunden war, wie eine Vision, und der aber doch auf irgendeine Weise real gewesen war ... und sich irgendwie mit ihm verständigt hatte.

3

Mit den Reisevorbereitungen war Ezio für den Rest des Jahres und bis ins nächste hinein beschäftigt gewesen. Er ritt nach Norden, nach Florenz, und besprach sich mit Machiavelli, erzählte ihm aber nicht alles, was er wusste. In Ostia suchte er Bartolomeo d'Alviano auf, der dem guten Essen und Wein zu sehr zugesprochen hatte, abgesehen davon aber wild wie eh und je war, obgleich er inzwischen Familie hatte. Er und Pantasilea hatten drei Söhne, und vor einem Monat war eine Tochter hinzugekommen. Was hatte er gesagt?

„Wurde auch Zeit, dass du die Sache anpackst, Ezio! Wir werden alle nicht jünger.“

Ezio hatte gelächelt. Barto hatte mehr Glück, als er ahnte.

Ezio hatte es bedauert, dass ihm keine Zeit geblieben war, seine Reise weiter nach Norden fortzusetzen, nach Mailand, aber er hatte seine Waffen gut gepflegt – die Klängen, die Pistole und den Armschutz –, und er hatte auch keine Zeit gehabt, Leonardo in Versuchung zu führen, mit weiteren Verbesserungsideen aufzuwarten. Aber Leonardo hatte auch schon im Jahr zuvor gesagt, als er sie zuletzt überarbeitet hatte, dass sie nun nicht mehr zu verbessern seien.

Das würde sich erweisen, wenn sie das nächste Mal auf die Probe gestellt wurden.

Machiavelli hatte mit anderen Neuigkeiten aufgewartet, als er ihn in Florenz besuchte, einer Stadt, die Ezio noch immer nur voller Trauer betrat, so heftig stürzten dort die Erinnerungen auf ihn ein. An seine verlorene

Familie und sein vernichtetes Erbe wie auch an seine verlorene Liebe, die erste und vielleicht einzig wahre seines Lebens, Cristina Calfucci. War es wirklich schon zwölf Jahre her, seit sie durch die Hand der fanatischen Anhänger Savonarolas ums Leben gekommen war? Und nun hatte es wieder einen Todesfall gegeben. Machiavelli hatte ihn zögernd davon unterrichtet. Die treulose Caterina Sforza – die in Ezios Leben ein ebenso großer Fluch gewesen war wie Cristina ein Segen – war unlängst gestorben, als verhärmte alte Frau von sechsundvierzig Jahren, vergessen und verarmt, ihre Vitalität und ihr Selbstvertrauen längst erloschen.

Als er so durchs Leben ging, gewöhnte Ezio sich an den Gedanken, dass die beste Gesellschaft, die er je haben würde, wohl seine eigene war.

Aber er hatte keine Zeit zum Trauern und Grübeln. Die Monate flogen nur so dahin, und schon bald war es Weihnachten, und es gab noch so vieles zu erledigen.

Zu Beginn des neuen Jahres, am Tag des Heiligen Hilarius, war er dann endlich bereit gewesen, und es wurde ein Tag für seine Abreise aus Rom festgelegt. Sein Weg sollte ihn über Neapel in die südliche Hafenstadt Bari führen, begleitet von einer Eskorte, die Bartolomeo organisierte, der auch selbst mit ihm reiten wollte.

In Bari wollte er die Reise dann per Schiff fortsetzen.

„Gott sei mit dir, Bruder“, hatte Claudia an seinem letzten Morgen in Rom zu ihm gesagt. Sie waren vor Anbruch der Morgendämmerung aufgestanden. Sobald die Sonne aufging, wollte Ezio sich auf den Weg machen.

„Du musst dich während meiner Abwesenheit hier um alles kümmern.“

„Zweifelst du an mir?“

„Nicht mehr. Hast du mir denn noch immer nicht verziehen?“

Claudia lächelte. „In Afrika gibt es ein großes Tier namens Elefant. Man sagt, es vergäße nie etwas. Genauso ist es mit den Frauen. Aber Sorge dich nicht, Ezio! Ich

werde mich bis zu deiner Rückkehr um alles kümmern.“

„Oder bis wir einen neuen Mentor brauchen.“

Darauf erwiderte Claudia nichts. Ihre Miene wurde ernst. Sie sagte: „Warum gehst du allein auf diese Mission? Warum hast du so wenig davon erzählt, wie wichtig sie ist?“

„Wer allein reist, reist schneller“, antwortete Ezio mit einem Zitat. „Und was die Einzelheiten angeht, so hinterlasse ich die Papiere unseres Vaters in deiner Obhut. Öffne sie, falls ich nicht zurückkomme! Und über Masyaf habe ich dir alles gesagt, was du wissen musst.“

„Giovanni war auch *mein* Vater.“

„Aber mit dieser Verantwortung hat er mich betraut.“

„Du hast sie dir genommen, Bruder.“

„Ich bin der Mentor“, erwiderte er schlicht.
„Es ist meine Verantwortung.“

Sie sah ihn an. „Gute Reise also! Und schreib mir!“

„Das werde ich. Bis ich in Bari eingetroffen bin, brauchst du dich auch nicht um mich zu sorgen. Barto wird mich bis dorthin begleiten.“

Sie wirkte trotzdem bekümmert. Es rührte Ezio, dass die starke Frau, zu der seine Schwester herangewachsen war, in ihrem Herzen immer noch eine empfindsame Stelle hatte, die nur ihm galt. Seine Reise auf dem Landweg würde ihn durch die südlichen Gebiete Italiens führen, die unter der Herrschaft der Krone von Aragón standen. Doch König Ferdinand hatte nicht vergessen, was er Ezio schuldig war.

„Wenn ich auf Abenteuer aus bin“, sagte er zu seiner Schwester, deren Gedanken er

erriet, „werde ich keine erleben, bis ich Segel setze. Aber mein Kurs verläuft zu weit nördlich, als dass ich mir wegen Seeräubern Sorgen machen müsste. Nach Korfu bleiben wir dicht an der griechischen Küste.“

„Ich mache mir vor allem Sorgen darüber, dass dir gelingen könnte, was du dir vorgenommen hast. Nicht weil ich mich um dich selbst Sorge ...“

„Ach, nein? Na, vielen Dank!“

Sie grinste. „Du weißt doch, wie ich es meine. Nach allem, was du mir erzählt hast, und das war so gut wie nichts, die Heilige Veronika ist meine Zeugin, ist ein guter Ausgang wichtig für uns.“

„Und darum breche ich jetzt auf. Bevor die Templer wieder zu Kräften kommen.“

„Du tust also den ersten Schritt.“

„So könnte man sagen.“

Sie nahm sein Gesicht in ihre Hände. Er sah sie ein letztes Mal an. Sie war auch mit neunundvierzig Jahren noch eine umwerfend schöne Frau, ihr dunkles Haar war unverändert dunkel, ihr feuriges Wesen ungelöscht. Manchmal bedauerte er es, dass sie nach dem Tod ihres Gatten keinen neuen Mann gefunden hatte, aber sie widmete sich ganz ihren Kindern und ihrer Arbeit und machte kein Geheimnis daraus, dass sie gern in Rom lebte. Unter Papst Julius war Rom wieder zu einer fortschrittlichen Weltstadt und zu einem Mekka für Kunst und Religion geworden.

Sie umarmten sich, dann stieg Ezio auf sein Pferd, das an der Spitze der kurzen Kavalkade für ihn bereitstand. Fünfzehn bewaffnete Reiter würden ihn begleiten, angeführt von Bartolomeo, der schon im Sattel saß und dessen Ross ungeduldig mit den

Hufen stampfte und zum Aufbruch drängte. Auf einem Wagen transportierten sie Ausrüstung und Vorräte. Alles, was Ezio selbst brauchte, befand sich in zwei schwarzen Satteltaschen aus Leder. „Ich werde mich unterwegs mit Lebensmitteln versorgen“, sagte er zu Claudia.

„Darauf verstehst du dich ja gut“, erwiderte sie mit einem Lächeln.

Ezio ließ sich im Sattel nieder, hob eine Hand, wendete sein Pferd, und als Barto sein Tier neben ihn gelenkt hatte, setzten sie sich in Bewegung, am Ostufer des Flusses entlang, fort vom Hauptquartier der Assassinen auf der Tiberinsel, in Richtung des Stadttors und der langen Straße nach Süden.

Sie brauchten fünfzehn Tage bis Bari, und kaum waren sie dort eingetroffen, verabschiedete sich Ezio eilig von seinem alten Freund, um gleich mit der ersten Flut

auslaufen zu können. Er nahm ein Schiff, das zu der türkischen Handelsflotte unter der Führung von Piri Reis und seiner Familie gehörte. Als einziger Passagier an Bord bezog er die Heckkabine der Lateinersegel-Dau und nutzte die Gelegenheit, einmal mehr die Grundausrüstung zu überprüfen, die er mitgenommen hatte. Zwei verborgene Klingen, für jedes Handgelenk eine, seinen Metallschutz für den linken Unterarm, um Schwerthiebe abzuwehren, und die Federdruck-Pistole, die Leonardo für ihn angefertigt hatte, zusammen mit all seinen anderen Spezialwaffen, basierend auf alten Plänen, die er im Kodex der Assassinen entdeckt hatte.

Ezio reiste mit leichtem Gepäck. In Wahrheit rechnete er damit, Masyaf – wenn er die Burg denn erreichte – verlassen vorzufinden. Zugleich gestand er sich jedoch

ein, dass ihn die Dürftigkeit der Informationen über Aktivitäten der Templer in diesen scheinbar oder zumindest relativ friedlichen Zeiten beunruhigte.

Was diesen zweiten Teil seiner Reise, der ihn nach Korfu führte, anging, wusste er, dass er kaum etwas zu befürchten hatte. Piri Reis galt unter den Osmanen als hervorragender Kapitän und war früher selbst einmal Pirat gewesen. Seine Männer wussten also, wie mit Seeräubern umzugehen war, wenn die Furcht vor Piri Namen allein sie nicht fernhalten sollte. Ezio fragte sich, ob er den großen Mann auch persönlich kennenlernen würde. Sollte dieser Fall eintreten, hoffte er, dass Piri, der nicht für seine Umgänglichkeit bekannt war, vergessen haben würde, dass die Bruderschaft einst gezwungen gewesen war, ihn von einigen seiner kostbaren Karten zu „befreien“.

Die Osmanen selbst herrschten heute über Griechenland und einen großen Teil von Osteuropa, im Westen stießen ihre Territorien beinahe an die Venedigs. Nicht jedermann war glücklich mit dieser Situation oder über die Präsenz so vieler Türken in Europa. Doch Venedig hatte nach einem Patt weiterhin Handel mit seinen muslimischen Nachbarn getrieben, und *La Serenissima* hatte die Herrschaft über Korfu, Kreta und Zypern behalten. Ezio glaubte nicht, dass diese Konstellation von Dauer sein würde. Die Osmanen hatten bereits eroberungslüsterne Vorstöße nach Zypern unternommen. Für den Moment hielt der Frieden jedoch, und Sultan Bayezid war zu sehr mit internen Familienquerelen beschäftigt, um im Westen für Ärger zu sorgen.

Das klobige Schiff mit dem gewaltigen Segel aus weißer Leinwand schnitt eher wie ein

Breitschwert als wie ein Messer durchs Wasser, aber sie lagen trotz Gegenwind gut in der Zeit, und so dauerte die kurze Reise durch die Mündung der Adria kaum mehr als fünf Tage.

Nach der Begrüßung durch den Gouverneur von Korfu, einem fetten Italiener namens Franco, der jedoch lieber Spiridon, nach dem dortigen Schutzheiligen, genannt wurde und die Politik offensichtlich schon seit Langem zugunsten üppigen Essens aufgegeben hatte, führte Ezio ein Gespräch mit dem Kapitän des Schiffes. Sie standen auf einem Balkon der Gouverneursvilla und blickten auf die Palmen des Hafens hinunter, der unter einem Himmel wie aus blauem Samt vor ihnen lag. Ein weiterer Beutel mit venezianischen *soldi* sicherte Ezio die Weiterreise an Bord der *Anaan* nach Athen.

„Das ist unser Zielhafen“, erklärte ihm der Kapitän. „Wir werden dicht an der Küste entlangsegeln. Ich habe die Fahrt schon zwanzigmal gemacht, da drohen weder Probleme noch Gefahr. Und dort werdet Ihr leicht ein Schiff finden, das Euch nach Kreta oder auch weiter nach Zypern bringt. Ich werde Euch mit meinem Schwager Ma'Mun bekannt machen, wenn wir Athen erreicht haben. Er ist ein Schifffahrtskaufmann. Er wird sich Eurer annehmen.“

„Ich bin Euch sehr verbunden“, erwiderte Ezio. Er hoffte, dass die Zuversicht des Mannes berechtigt war. Die *Anaan* übernahm eine große Gewürzladung, die sie nach Athen bringen sollte, und Ezio wusste noch aus seiner Jugend, als sein Vater einer der großen Bankiers in Florenz gewesen war, dass diese Fracht die *Anaan* zu einer verlockenden Beute für jeden Piraten machen

würde, ganz gleich, wie sehr sie den Namen Piri Reis auch fürchten mochten.

Und wenn man auf einem Schiff kämpfte, musste man sich flink und leichtfüßig bewegen können.

Am nächsten Morgen ging Ezio in der Stadt zu einem Waffenschmied und kaufte sich dort einen Säbel, nachdem er den Mann auf hundert *soldi* heruntergehandelt hatte.

„Zur Sicherheit“, sagte sich Ezio.

Anderntags war die Flut bei Sonnenaufgang so hoch, dass sie sich auf die Reise begeben konnten. Sie nutzten die Gunst der Stunde und den steifen Nordwind, der ihnen sogleich das Segel füllte. Entlang der Küste fuhren sie gen Süden, das Ufer etwa eine Meile von ihrer Backbordseite entfernt. Das Sonnenlicht funkelte auf den stahlblauen Wellen, der warme Wind strich

ihnen durchs Haar. Dennoch wollte sich bei Ezio kein Gefühl der Gelassenheit einstellen.

Sie hatten gerade eine Stelle südlich der Insel Zakynthos erreicht, als es geschah. Sie hatten sich weiter von der Küste entfernt, um den Wind voll auszunutzen, und das Wasser war dort dunkler und aufgewühlter. Die Sonne sank im Westen dem Horizont entgegen, und man konnte in dieser Richtung allenfalls blinzeln etwas erkennen. Die Matrosen warfen einen Holzklotz über die Steuerbordseite, um die Geschwindigkeit zu drosseln, und Ezio sah ihnen dabei zu.

Im Nachhinein hätte er nicht mehr sagen können, was es war, das seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Vielleicht ein Vogel, der seitlich am Schiff vorbeiflog und seinen Blick anzog. Aber es war kein Vogel. Es waren Segel, zwei an der Zahl. Zwei hochseetüchtige Galeeren, die geradewegs aus

dem Sonnenglast zu kommen schienen und die *Anaan* überraschten. Die Seeräuber waren schon längsseits gegangen, noch bevor der Kapitän seine Mannschaft zu den Waffen rufen konnte. Die Piraten schwangen Enterhaken mit Seilen zur *Anaan* herüber und kletterten an Bord, während Ezio zum Heck eilte, um sich zu bewaffnen. Zum Glück trug er den Säbel bereits an der Hüfte und konnte ihn erstmals erproben, als er sich seinen Weg durch einen Pulk aus fünf gegnerischen Berbern frei hieb, die sich ihm entgegenstellten.

Schwer atmend legte er schließlich seine Armschiene an und nahm seine Pistole an sich. Inzwischen hatte er genug Vertrauen in den Säbel, um auf die verborgenen Klingen zu verzichten, die er rasch in einem Versteck in der Kabine verstaute. Der Armschutz und

die Pistole würden ihm in diesem Kampf die besseren Dienste leisten.

Er stürzte sich ins Getümmel. Um ihn her erklang das vertraute Klirren von Waffen, und es lag schon der Geruch von Blut in der Luft. Vorn auf dem Schiff war ein Feuer ausgebrochen, und der Wind, der just in diesem Moment drehte, drohte die Flammen der Länge nach übers Schiff in Richtung Heck zu treiben. Er wies zwei osmanische Seeleute an, sich Eimer zu schnappen, und befahl sie zum Wasserreservoir des Schiffes. Im selben Moment warf sich ein Pirat aus der Takelage Ezio entgegen. Einer der Matrosen rief eine Warnung. Ezio wirbelte herum, spannte die Muskeln des rechten Handgelenks, und der Mechanismus, den er sich um den Unterarm geschnallt hatte, katapultierte die Pistole in seine Hand. Rasch, ohne Zeit zum Zielen, drückte er ab und trat sofort zurück, sodass

der immer noch im Sturz begriffene Mann an ihm vorbei fiel und aufs Deck schlug.

„Schnell, füllt eure Eimer und löscht die Flammen, bevor sie sich ausbreiten“, rief er. „Wenn das Feuer um sich greift, ist das Schiff verloren.“

Er schlug auf drei oder vier Berber ein, die auf ihn zugestürmt waren und bereits begriffen hatten, dass er der Mann an Bord war, den sie ausschalten mussten, wenn ihr Überfall Erfolg haben sollte. Dann sah er sich mit dem Piratenkapitän konfrontiert, einem stämmigen Rohling, in jeder Hand Entersäbel, die er zweifellos von einem früheren Opfer erbeutet hatte.

„Halt, du venezianischer Hund!“, knurrte der Mann.

„Das war schon dein erster Fehler“, gab Ezio zurück. „Beleidige nie einen

Florentiner, indem du ihn mit einem Venezianer verwechselst.“

Zur Antwort führte der Kapitän einen wilden Hieb mit dem linken Arm nach Ezios Kopf, aber Ezio war darauf gefasst gewesen und hob selbst den linken Arm. Die Klinge des Entersäbels fuhr schadlos über den Armschutz und ging dann ins Leere. Damit hatte der Kapitän nicht gerechnet. Er geriet aus dem Gleichgewicht. Ezio ließ ihn stolpern und stieß ihn kopfüber durch die offene Frachtluke ins darunter liegende Wasserreservoir.

„Hilfe, *Effendi*! Ich kann nicht schwimmen!“, gurgelte der Kapitän, als er wieder auftauchte.

„Dann hättest du es lernen sollen“, erwiderte Ezio und wandte sich ab, um sich gegen zwei weitere Piraten zu wehren, die ihn fast erreicht hatten. Aus dem Augenwinkel

sah er, dass seine beiden Seeleute ihre Eimer unterdessen ins Reservoir hinabgelassen hatten, und unterstützt von einer Handvoll ihrer Kameraden bekamen sie das Feuer allmählich unter Kontrolle.

Der heftigste Teil des Kampfes hatte sich derweil zum Heck des Schiffes verlagert, und dort zogen die Osmanen den Kürzeren. Ezio erkannte, dass die Berber die *Anaan* keineswegs in Flammen aufgehen lassen wollten, denn dadurch verlören sie ihre Beute. Deshalb ließen sie Ezios Matrosen weiter ihrer Löscharbeit nachgehen, während sie sich darauf konzentrierten, das Schiff in die Hand zu bekommen.

Ezios Gedanken rasten. Der Feind war deutlich in der Überzahl, und Ezio wusste, dass die Männer der *Anaan*, so hart sie auch sein mochten, keine ausgebildeten Kämpfer waren. Er wandte sich einem Stapel

bereitliegender Fackeln zu, die in einer Luke im Bug lagerten. Er schnappte sich eine, stieß sie in die verlöschenden Flammen des Brandes, und kaum hatte die Fackel Feuer gefangen, schleuderte er sie mit aller Kraft auf eines der beiden Berberschiffe, die längsseits lagen. Dann ergriff er eine weitere Fackel und wiederholte das Ganze. Als die Berber an Bord der *Anaan* merkten, was los war, standen ihre beiden Schiffe schon in hellen Flammen.

Es war ein kalkuliertes Risiko, aber es zahlte sich aus. Anstatt um ihre Beute zu kämpfen – und da ihr Kapitän nirgends zu sehen war –, gerieten die Piraten in Panik und schlugen sich zum Schandeck durch, während die Osmanen sich ein Herz fassten und zu einem weiteren Gegenangriff übergingen. Mit Stöcken, Schwertern, Hacken,

Klampen und was ihnen sonst noch in die Hände fiel, gingen sie auf die Berber los.

Eine Viertelstunde später hatten sie die Seeräuber auf ihre eigenen Schiffe zurückgetrieben, die Enterseile mit Äxten durchtrennt und die brennenden Galeeren mit Stangen davongeschoben. Der osmanische Kapitän bellte einige Befehle, und bald darauf war die *Anaan* außer Gefahr. Als wieder Ordnung herrschte, säuberten die Männer das Deck vom Blut und legten die Toten auf einen Haufen. Ezio wusste, dass es ihrer Religion widersprach, einen Leichnam über Bord zu werfen. Er hoffte nur, dass die Reise nicht mehr lange dauern würde.

Der Kapitän der Berber wurde aus dem Wasserreservoir gehievt. Tropfnass und unterwürfig stand er auf Deck.

„Ihr solltet das Wasser desinfizieren“, sagte Ezio zum Kapitän der *Anaan*, während der Pirat in Ketten abgeführt wurde.

„Wir haben genug Trinkwasser in Fässern. Das reicht bis Athen“, erwiderte der Kapitän. Dann zog er eine kleine Lederbörse aus dem Beutel, den er an der Hüfte trug. „Das ist für Euch“, sagte er.

„Was ist das?“

„Ich gebe Euch Euer Fahrgeld zurück“, sagte der Kapitän. „Es ist das Mindeste, was ich tun kann. Und wenn wir in Athen sind, werde ich dafür sorgen, dass Eure Heldentat die Runde macht. Und was Eure Weiterreise angeht, seid versichert, dass alles für Euch arrangiert wird.“

„Wir hätten nicht so gelassen sein dürfen“, meinte Ezio.

Der Kapitän sah ihn an. „Ihr habt recht. Vielleicht sollte man nie gelassen sein.“

„Damit habt nun leider Ihr recht“, erwiderte Ezio traurig.

Athen florierte unter den Türken. Als Ezio jedoch durch die Straßen ging und die Monumente und Tempel des Goldenen Zeitalters Griechenlands aufsuchte, die nun in seinem eigenen Land wiederentdeckt und neu verehrt wurden, und mit eigenen Augen all jene Statuen und Bauwerke sah, die seine Freunde Michelangelo und Bramante in Rom inspirierten, verstand er wenigstens zu einem Teil jenen stolzen Unmut, der unübersehbar in den Augen vieler der Bewohner funkelte. Er selbst jedoch wurde gefeiert von Ma'Mun, dem Schwager des osmanischen Kapitäns, und seiner Familie, die ihn mit Geschenken überhäuften und zum Bleiben drängten.

Sein Aufenthalt dauerte ohnedies schon länger als beabsichtigt, da sich in der Ägäis nördlich von Serifos Stürme zusammengebraut hatten, die über der Inselgruppe im Süden Athens tobten und den Hafen von Piräus für mindestens einen Monat praktisch stilllegten. Noch nie hatte man zu dieser Jahreszeit solche Unwetter gesehen. Straßenpropheten murmelten unweigerlich etwas vom Ende der Welt, ein Thema, das um die Mitte des 16. Jahrhunderts viel diskutiert wurde. Ezio indes hatte kein Interesse an derlei Dingen. Er ärgerte sich nur über die Verzögerungen und brütete inzwischen über den Karten und Notizen, die er mitgebracht hatte, und versuchte, vergebens allerdings, Informationen über das Vorgehen der Templer in dieser Gegend sowie in der Region südlich und östlich von Griechenland zu gewinnen.

Auf einer Feier zu seinen Ehren machte er die Bekanntschaft einer dalmatinischen Prinzessin, mit der er tändelte, doch mehr war es auch nicht, nur ein Flirt. Sein Herz blieb so verschlossen, wie es seit Langem schon war. Er hatte es aufgegeben, so redete er sich zumindest ein, nach der Liebe Ausschau zu halten. Ein eigenes Zuhause, ein richtiges Zuhause, und eine Familie, dafür war kein Platz im Leben eines Mentors der Assassinen. Ezio hatte etwas über das Leben seines Vorfahren Altaïr ibn-La'Ahad gelesen und begriffen – er hatte teuer dafür bezahlt, sich eine Familie geleistet zu haben. Und obgleich auch Ezios eigener Vater es geschafft hatte, eine Familie zu gründen, so hatte doch auch er letztlich einen bitteren Preis dafür bezahlt.

Schließlich jedoch – wenn auch nicht früh genug für den ungeduldigen Ezio – hatten

sich die Winde und Wasser beruhigt, und schönes Frühlingswetter hielt Einkehr. Ma'Mun hatte alle Vorbereitungen für Ezios Weiterreise nach Kreta getroffen, und auf demselben Schiff sollte er auch bis nach Zypern fahren können. Es handelte sich um ein Kriegsschiff, eine Viermast-Kogge, die *Qutaybah*. Eines der unteren Decks war beiderseits mit je zehn Kanonen bestückt, weitere Waffen waren in Geschützstellungen am Heck und im Bug des Schiffes untergebracht. Es war nicht nur mit Lateiner-, sondern am Haupt- und Kreuzmast zusätzlich mit Rahsegeln im europäischen Stil ausgestattet, und unter dem Kanonen- gab es ein Ruderdeck mit je dreißig Ruderbänken auf jeder Seite.

An einem der Ruder war der Berberkapitän festgekettet, mit dem Ezio auf der *Anaan* gekämpft hatte.

„Auf diesem Schiff werdet Ihr Euch nicht verteidigen müssen, *effendi*“, sagte Ma'Mun.

„Es gefällt mir sehr, dieses Schiff. Es hat etwas Europäisches.“

„Unser Sultan Bayezid bewundert vieles aus Eurer Kultur, was schön und nützlich ist“, erklärte Ma'Mun. „Wir könnten viel voneinander lernen, wenn wir es nur versuchten.“

Ezio nickte.

„Die *Qutaybah* bringt einen Gesandten Athens zu einer Konferenz in Nikosia und wird in zwanzig Tagen in Larnaka anlegen. Unterwegs macht der Kapitän nur in Heraklion halt, um die Vorräte aufzustocken.“ Er hielt kurz inne. „Und ich habe noch etwas für Euch ...“

Sie saßen in Ma'Muns Büro im Hafen und tranken *sharbat*. Der Türke wandte sich einer gewaltigen, mit Eisen beschlagenen Truhe

zu, die an der Wand stand, und entnahm ihr eine Karte. „Diese Karte ist wertvoll wie alle Karten, aber sie ist ein besonderes Geschenk von mir an Euch. Es handelt sich um eine Karte von Zypern, die Piri Reis persönlich gezeichnet hat. Auf Zypern werdet Ihr etwas Zeit haben.“ Er hob die Hände, als Ezio Einspruch erheben wollte, wenn auch so höflich wie möglich. Je weiter man nach Osten reiste, desto weniger schien die Zeit eine Rolle zu spielen. „Ich weiß! Es ist mir bewusst, wie eilig Ihr es habt, nach Syrien zu kommen, aber die Kogge wird Euch nur bis nach Larnaka bringen, und Eure Weiterreise von dort aus muss erst noch arrangiert werden. Aber sorgt Euch nicht. Ihr habt die *Anaan* gerettet. Dafür werden wir Euch unsere Dankbarkeit auf angemessene Art erweisen. Niemand könnte Euch schneller an Euer Ziel bringen als wir.“

Ezio rollte die Karte aus und ließ seinen Blick darüber wandern. Es handelte sich um eine ausgezeichnete, detailreiche Arbeit. Er überlegte. Wenn er tatsächlich gezwungen war, einige Zeit auf der Insel zu verbringen, konnte er sich dort ein wenig umsehen. Er wusste aus den Archiven seines Vaters, dass Zypern für die Assassinen im Rahmen ihres ewigen Kampfes mit den Templern nicht uninteressant war. Gut möglich also, dass er dort Hinweise fand, die ihm helfen konnten.

Er würde seine Zeit auf Zypern zwar gut nutzen, hoffte aber trotzdem, dass er dort nicht zu lange verweilen musste, da die Insel eigentlich unter der Herrschaft der Templer stand, auch wenn es nach außen hin nicht den Anschein haben mochte.

Aber die Reise dauerte länger als erwartet. Kaum hatten sie nach ihrem kurzen Zwischenstopp in Heraklion – einer Sache von

nicht einmal drei Tagen – die Segel wieder gesetzt, begannen die Winde erneut zu wüten, diesmal von Süden, heftig und noch warm vom langen Weg aus Nordafrika herauf. Die *Qutaybah* trotzte ihnen wacker, dennoch wurde sie Stück um Stück zurück nach Norden getrieben, wo sie sich im Gewirr der Dodekanes-Inseln abkämpfte. Erst nach einer Woche verebbten die Stürme, nachdem sie fünf Matrosen das Leben gekostet hatten und etliche Galeerensträflinge an ihren Rudern ertrunken waren. Das Schiff legte schließlich im Hafen von Chios an, wo dringend nötige Reparaturen vorgenommen wurden. Ezio trocknete seine Ausrüstung und säuberte die Waffen vom ersten Rost. In all den Jahren hatte das Metall seiner Spezialwaffen nie Anzeichen von Oxidation gezeigt. Eine ihrer vielen

geheimnisvollen Eigenschaften, die Leonardo ihm vergeblich zu erklären versucht hatte.

Drei kostbare Monate verstrichen, ehe die *Qutaybah* endlich im Hafen von Larnaka einlief. Der Gesandte, der auf der Überfahrt infolge von Seekrankheit und Erbrechen zwanzig Pfund an Gewicht verloren und seine Konferenz freilich längst versäumt hatte, traf umgehend Vorbereitungen, direkt nach Athen zurückzukehren, allerdings, soweit es ging, auf dem Landweg.

Ezio vergeudete keine Zeit und suchte sogleich den Agenten in Larnaka auf, dessen Namen, Bekir, ihm Ma'Mun genannt hatte. Bekir hieß ihn nicht nur herzlich willkommen, er war regelrecht ehrerbietig. Ezio Auditore da Firenze! Der berühmte Schiffsretter! Sein Name war in Larnaka längst in aller Munde! Ah, die Frage nach einer Weiterreise

nach Tortosa! Der Hafen, der Masyaf in Syrien am nächsten lag. Ja, ja, natürlich. Es werden umgehend Vorbereitungen getroffen, heute noch! Der *effendi* möge sich nur in Geduld üben, derweil die nötigen Räder in Bewegung gesetzt würden ... Die beste Unterkunft stehe ihm zur Verfügung.

Die Unterkunft, die man für Ezio bereithielt, war in der Tat herrlich. Eine große, helle Wohnung in einer Villa, die auf einem niedrigen Hügel erbaut war und eine wundervolle Aussicht auf die Stadt und das kristallblaue Meer bot. Als jedoch zu viel Zeit verging, wurde sein Geduldsfaden immer dünner.

„Es liegt an den Venezianern“, erklärte der Agent. „Sie tolerieren die Anwesenheit der Osmanen zwar, allerdings nur in ziviler Hinsicht. Die militärische Obrigkeit behält uns leider genau im Auge. Ich fürchte ...“ Der

Mann senkte seine Stimme. „... ohne den Ruf unseres Sultans Bayezid, dessen Macht groß ist und weit reicht, würden wir hier gar nicht geduldet.“ Ein strahlendes Lächeln erschien auf seinem Gesicht. „Vielleicht könntet Ihr uns ja helfen, *effendi*.“

„Auf welche Weise?“

„Nun, ich dachte, da Ihr selbst ein Venezianer seid ...“

Ezio biss sich auf die Unterlippe.

Aber er war kein Mann, der unnütz Zeit verstreichen ließ. Während er wartete, studierte Ezio die Karte von Piri Reis, und in ihm dämmerte etwas herauf, das er einmal gelesen hatte und woran er sich vage erinnerte. Er besorgte sich ein Pferd und ritt an der Küste entlang nach Limassol.

Dort angelangt, streifte er durch die verlassene Turmhügelburg Guido von Lusignans, die während der Kreuzzüge erbaut und

inzwischen aufgegeben worden war wie ein einst nützliches Werkzeug, das sein Eigentümer wegzuwerfen vergessen hatte. Als Ezio durch die leeren, zugigen Gänge lief, die Wildblumen und Sommerfliedersträucher, die in den Höfen wucherten, vor Augen, trieben ihn Erinnerungen – oder jedenfalls schien es sich um Erinnerungen zu handeln – dazu, seine Suche zu vertiefen und hinabzusteigen in die Tiefen des Bergfrieds und der Gewölbe darunter.

Und dort fand er, in Zwielight getaucht, die verlassenen Überreste eines ehemals zweifellos riesigen Archivs. Seine einsamen Schritte hallten in dem düsteren Labyrinth aus vermodernden, leeren Regalen wider. Heute hausten dort nur noch umherhuschende Ratten. Aus dunklen Ecken musterten sie ihn argwöhnisch mit glitzernden Augen und verschlagenen, boshaften Blicken. Verraten

konnten sie ihm jedoch nichts. Er suchte so gründlich, wie es ging, ohne auf einen Hinweis zu stoßen, was sich dort einmal befunden hatte.

Entmutigt kehrte er ans Tageslicht zurück. Die Existenz dieser Gewölbe erinnerte ihn an die Bibliothek, nach der er suchte. Da war etwas, nur kam er einfach nicht darauf. Halstarrig blieb er zwei Tage in der Burg. Die Einwohner der Stadt bedachten den düsteren, grauhaarigen Fremden, der durch ihre Ruine streifte, mit seltsamen Blicken.

Und dann erinnerte sich Ezio endlich. Vor dreihundert Jahren war Zypern im Besitz der Templer gewesen.

Offenbar waren es die venezianischen Behörden – oder jemand, der bei ihnen die Fäden zog –, die sich seiner Weiterreise in den Weg stellten. Das wurde ihm klar, kaum dass er ihnen gegenüberstand. Florentiner und Venezianer mochten Rivalen gewesen sein und aufeinander hinabgesehen haben, aber sie teilten doch dasselbe Land und dieselbe Sprache.

Auf den hiesigen Gouverneur machte das allerdings keinen Eindruck. Domenico Garofoli sah aus wie ein Bleistift – lang, dünn und grau. Seine schwarze Kleidung, exquisit geschneidert aus kostbarstem Damast, hing dennoch an ihm wie Lumpen an einer Vogelscheuche. Die schweren Ringe, mit

Rubinen und Perlen besetzt, klapperten lose an seinen knöchigen Fingern. Seine Lippen waren so schmal, dass sie kaum vorhanden zu sein schienen, und wenn er den Mund schloss, konnte man kaum erkennen, wo in seinem Gesicht er sich überhaupt befand.

Natürlich war er äußerst höflich – Ezios Tat hatte viel zur Verbesserung der Beziehungen zwischen Osmanen und Venezianern in der Region beigetragen –, aber er war offenkundig nicht willens, irgendetwas zu unternehmen. Die Situation auf dem östlichen Festland – jenseits der Küstenstädte, die sich ans Ufer des Mittelmeers klammerten wie die Fingerspitzen eines Mannes, der über einem Abgrund hing – war voller Gefahren. Die osmanische Präsenz in Syrien war stark, und man fürchtete weitere osmanische Ambitionen gen Westen. Jede Mission, die nicht von der offiziellen Diplomatie abgesegnet war,

konnte einen internationalen Zwischenfall schrecklichsten Ausmaßes auslösen. So lautete jedenfalls Garofolis Ausrede.

Ezio würde unter seinen Landsleuten am Ort gewiss keine Verbündeten finden.

Ezio hörte höflich zu und saß da, die Hände auf den Knien, während der Gouverneur weiter in trockenem Ton vor sich hin salbaderte. Und er beschloss, die Sache selbst in die Hand zu nehmen.

Noch am selben Abend unternahm er eine erste Erkundung der Docks. Es lagen zahlreiche Schiffe im Hafen, Dauen aus Arabien und Nordafrika dümpelten neben venezianischen Galeeren und Karavellen. Eine holländische Fleute sah vielversprechend aus, an Bord verluden Männer unter der Aufsicht eines bewaffneten Wächters dicke Seidenballen. Als Ezio die Ladung identifiziert hatte, wusste er, dass

die Fleute heimwärts segeln würde, doch er brauchte ein Schiff, das nach Osten fuhr.

Er ging weiter, hielt sich im Schatten der Gebäude, eine dunkle Gestalt, die sich noch immer so leichtfüßig und fließend wie eine Katze bewegte. Aber seine Suche erbrachte nichts.

Mehrere Tage und Nächte lang kundschaftete er den Hafen und die Schiffe dort aus. Stets nahm er seine wichtigste Ausrüstung mit, für den Fall, dass ihm das Glück hold war und er sofort aufbrechen konnte. Aber jeder Streifzug führte zum selben Ergebnis. Seine Bekanntheit erwies sich als zusätzliches Hindernis, und er musste allerlei Anstrengungen unternehmen, um seine Identität geheim zu halten. Und selbst wenn er Glück hatte, musste er feststellen, dass kein Schiffsherr in genau jene Richtung fuhr, in die er wollte, oder sie waren aus

irgendeinem Grund nicht bereit, ihn mitzunehmen, ganz gleich, wie viel Geld er ihnen bot. Er dachte daran, zu Bekir zurückzugehen, tat es dann aber doch nicht. Bekir wusste ohnehin schon zu viel über seine Absichten.

Auch in der fünften Nacht trieb er sich wieder an den Docks herum. Es waren weniger Schiffe da, und außer den Nachtwächtern und ihren Mannschaften, die ihn mit ihren Laternen, die an langen Stöcken schaukelten, und ihren griffbereiten Schwertern und Knüppeln, nur selten passierten, war niemand zugegen. Ezio schlich sich zu den äußersten Kais, wo kleinere Schiffe lagen. Die Entfernung zum Festland war nicht allzu groß. Wenn er sich vielleicht ein eigenes Schiff ... *besorgen* könnte, mochte es ihm gelingen, die rund fünfundsiebzig Seemeilen allein zurückzulegen.

Vorsichtig setzte er den Fuß auf einen hölzernen Landungssteg. Die schwarzen Bretter glänzten vor Nässe. Fünf Daus mit jeweils nur einem Segel reihten sich vor ihm aneinander, dem Geruch nach waren es Fischerboote, aber alle machten sie einen robusten Eindruck, und zwei davon waren, soweit Ezio es sehen konnte, voll ausrüstet.

Dann richteten sich plötzlich seine Nackenhaare auf.

Zu spät. Bevor Ezio sich umdrehen konnte, fiel er aufs Gesicht, zu Boden gerissen vom Gewicht des Mannes, der sich auf ihn gestürzt hatte. Ein großer Mann, das immerhin konnte Ezio spüren. Sehr groß. Er nagelte Ezio allein mit seinem Gewicht am Boden fest, es war ein Gefühl, wie unter einer dicken, bleischweren Daunendecke zu liegen. Ezio schaffte es, seine rechte Hand zu befreien und die verborgene Klinge

hervorschnellen zu lassen, aber sofort schlossen sich wie eine eiserne Klammer Finger um sein Handgelenk. Aus dem Augenwinkel sah er, dass die Hand, die ihn festhielt, in einer Schelle steckte, von der zwei Kettenglieder baumelten.

Ezio sammelte seine Kräfte, drehte sich ruckartig und überraschend nach links und rammte seinen Ellbogen in eine Stelle der „Daunendecke“, von der er hoffte, dass sie weich war. Er hatte Glück. Der Mann, der ihn festnagelte, grunzte vor Schmerz und lockerte seinen Griff – ein wenig nur, aber es reichte. Ezio führte die Bewegung weiter, stemmte die Schulter nach oben und schaffte es, den Leib des anderen von seinem eigenen herunterzuwälzen. Blitzschnell kam er auf die Knie und drückte dem Mann die linke Hand gegen die Kehle, während er die rechte zum Schlag erhob.

Ezios Triumph währte nur einen Augenblick. Der Mann schlug ihm die rechte Hand beiseite, die Eisenmanschette an seiner linken Hand, an der ebenfalls zwei Kettenglieder hingen, traf Ezios Handgelenk schmerzhaft, trotz des Schutzes durch das Geschirr der verborgenen Klinge. Und schon steckte sein linkes Handgelenk wieder in einem Klammergriff, der seine Klinge langsam, aber unerbittlich vom Hals des Mannes wegdrückte.

Sie rollten herum, beide versuchten sie, die Oberhand zu gewinnen, schlugen zu, wann und wo immer sie konnten, aber sein Widersacher war so flink, wie er klobig war, und Ezios Klinge fand einfach kein Ziel. Endlich lösten sie sich voneinander und erhoben sich. Ächzend, außer Atem und vornübergebeugt standen sie sich gegenüber. Der Mann war unbewaffnet, aber die eisernen

Manschetten konnten einigen Schaden anrichten, wenn er sie als Waffen einsetzte.

Dann blitzte in unmittelbarer Nähe ein Licht auf, und es erklang ein Schrei.

„Die Wache!“, stieß der Mann hervor.
„Runter!“

Ezio folgte seinem Beispiel instinktiv. Sie warfen sich in die nächste Dau und legten sich flach auf den Boden. Im aufblitzenden Licht hatte er das Gesicht des Mannes gesehen und ihn erkannt. Wie war das möglich?

Aber im Moment war keine Zeit, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Sie hörten die Schritte der Wachen, die auf den Landungssteg zuhasteten.

„Sie haben uns gesehen, möge Allah ihnen das Augenlicht rauben“, flüsterte der Mann.
„Wir knöpfen sie uns besser vor. Seid Ihr bereit?“

Ezio nickte stumm.

„Und wenn wir mit denen fertig sind, gebe ich Euch den Rest“, fügte der Mann hinzu.

„Darauf würde ich nicht wetten.“

Sie hatten keine Zeit, um noch weiterzureden. Die fünf Wachen hatten sie schon erreicht. Zum Glück zögerten sie, bevor sie in die Dunkelheit des Bootes herabsprangen, wo Ezio und sein Zwangsverbündeter nun aufstanden. Die Wachen blieben auf dem Landungssteg stehen, ihre Waffen drohend erhoben.

Der große Mann musterte die fünf. „Leichte Beute“, meinte er. „Aber wir sollten uns beeilen, bevor sie zu viel Aufmerksamkeit erregen.“

Ezio ging in die Hocke, spannte die Muskeln an und sprang hinauf zum Landungssteg. Er bekam den Rand zu fassen und zog sich mit einer nicht – *mehr* – ganz fließenden Bewegung hinauf. Binnen des

einen Augenblicks, den er brauchte, um zu Atem zu kommen, stürzten sich schon drei der Wachen auf ihn und droschen ihn mit schweren Knüppeln zu Boden. Ein vierter Mann näherte sich und schwang ein kurzes, aber gefährlich aussehendes Schwert. Er hob es zum tödlichen Stoß, doch in diesem Moment wurde er von hinten am Schlafittchen gepackt und davongeschleudert. Mit einem furchtbaren Krachen landete er ein ganzes Stück weit entfernt auf dem Steg, wo er stöhnend und mit mehreren Knochenbrüchen liegen blieb.

Ezios drei Angreifer waren dadurch kurz abgelenkt, und er nutzte diese Sekunde, um aufzuspringen und seine verborgene Klinge auszulösen. Mit zwei schnellen Schnitten sandte er zwei der Männer zu Boden. Der große Mann rang derweil mit dem Laternen-träger, selbst ein Riese, der seine Stange

beiseitegeworfen und ein gewaltiges Damaszenerschwert gezogen hatte, das er drohend über dem Kopf seines Gegners schwang, der ihn fest umklammert hielt. Ezio sah, dass die breite Klinge den großen Mann gleich in den Rücken treffen würde. Er verfluchte sich dafür, seine Pistole nicht umgeschnallt zu haben, aber jetzt war es zu spät, um sich Vorwürfe zu machen. Er ergriff einen fallen gelassenen Knüppel, stieß den verbliebenen Wächter mit dem Ellbogen zur Seite und warf den Knüppel nach dem Kopf des Laternenträgers.

Seine Zielsicherheit ließ ihn zum Glück nicht im Stich. Der Knüppel traf den Laternenmann genau zwischen die Augen, er wankte nach hinten und brach in die Knie. Da spürte Ezio einen scharfen Schmerz über der Hüfte. Der noch lebende Wächter hatte

einen Dolch gezogen und ihm die Klinge in den Leib gestoßen.

Ezio sank zu Boden, und bevor die Welt um ihn herum schwarz wurde, sah er noch, wie der große Mann auf ihn zurannte.

Als Ezio zu sich kam, lag er auf dem Rücken und alles schaukelte. Nicht heftig, aber stetig. Es war fast angenehm. Er blieb noch einen Moment lang so liegen, die Augen geschlossen, und genoss das Gefühl einer leichten Brise, die ihm übers Gesicht strich; er wollte nicht recht zurückkehren in die Wirklichkeit, die wer weiß was für ihn bereithielt, und atmete die Seeluft ein ...

Die Seeluft?

Er öffnete die Augen. Die Sonne stand hoch über ihm am blauen Himmel. Dann schob sich ein dunkler Schemen zwischen das Firmament und ihn. Ein Kopf mit Schultern. Besorgt sah jemand auf ihn herab.

„Da seid Ihr ja wieder. Gut“, stellte der große Mann fest.

Ezio setzte sich auf. Der Schmerz seiner Wunde durchzuckte ihn, als würde ihm eine weitere Klinge in den Leib gestoßen. Er stöhnte, legte eine Hand auf die Verletzung und fühlte einen Verband.

„Fleischwunde. Nicht allzu tief. Kein Grund zur Aufregung.“

Ezio erhob sich. Sein nächster Gedanke galt seiner Ausrüstung. Er sah sich rasch um. Da lag sie, sauber verstaut in seiner Ledertasche, und sie schien unangetastet zu sein. „Wo sind wir?“, fragte er.

„Was glaubt Ihr denn? Auf See.“

Unter Schmerzen stand Ezio auf und sah sich um. Sie befanden sich in einem der Fischerboote, das durchs Wasser pflügte. Über ihm blähte sich das Segel im Wind. Er drehte sich um und konnte Larnaka ausmachen, ein

Fleck an der Küste Zyperns, die ihrerseits kaum mehr als ein Strich am fernen Horizont hinter ihnen war.

„Was ist geschehen?“

„Ihr habt mir das Leben gerettet. Ich dafür Eures.“

„Warum?“

„So ist das Gesetz. Zu dumm. Nach dem, was Ihr mir angetan habt, hättet Ihr etwas anderes verdient.“

Der Mann hatte bisher mit dem Rücken zu ihm gestanden und das Ruder bedient. Jetzt wandte er sich ihm zu. Zum ersten Mal konnte Ezio sein Gesicht wirklich sehen, und er erkannte ihn sofort.

„Ihr habt meine Schiffe zerstört, dafür verfluche ich Euch. Ich war seit Tagen hinter der *Anaan* her. Mit dieser Beute hätte ich als reicher Mann nach Ägypten zurückkehren können. Stattdessen endete ich dank Euch

als Galeerensträfling. Ich!“, entrüstete sich der große Mann.

„Ägypten? Dann seid Ihr gar kein Berber?“

„Von wegen Berber, verdammt! Ich bin ein Mameluck, auch wenn ich in diesen Lumpen nicht wie einer aussehen mag. Sobald wir am Ziel sind, gönne ich mir ein Weib, einen ordentlichen Teller *kofta* und etwas Anständiges zum Anziehen.“

Ezio schaute sich abermals um, stolperte und fing sich wieder, als eine Welle quer gegen den Bug lief.

„Ihr seid kein rechter Seemann, wie?“

„Auf Gondeln fühle ich mich wohler.“

„Gondeln? Pah!“

„Wenn Ihr mich töten wolltet ...“

„Könnt Ihr mir das verübeln? Es war der einzige Grund, weshalb ich nach meiner Flucht in dieser Jauchegrube von einem venezianischen Hafen geblieben bin. Ich

konnte mein Glück kaum fassen, als ich Euch sah. Fast hätte ich schon aufgegeben. Ich war schon selbst auf der Suche nach einer Möglichkeit, von dort zu verschwinden.“

Ezio grinste. „Ich nehme es Euch nicht übel.“

„Ihr habt mich in ein Bassin gestoßen und wolltet mich ersaufen lassen!“

„Eure Schwimmkünste haben genügt. Jeder Narr konnte das sehen.“

Jetzt war es an dem großen Mann zu grinsen. „Hätte ich mir denken können, dass Ihr Euch nichts vormachen lasst.“

„Ihr habt Eure Schuld bei mir beglichen und mir das Leben gerettet. Aber warum habt Ihr mich mitgenommen?“

Der große Mann breitete die Hände aus. „Ihr wart verletzt. Hätte ich Euch liegen lassen, dann hätten sie Euch geholt, und Ihr hättet die Nacht nicht überlebt. Und das

wäre eine Vergeudung all meiner Mühe gewesen. Außerdem könnt Ihr Euch in dieser Nussschale nützlich machen, mögt Ihr auch eine Landratte sein.“

„Ich kann auf mich selbst aufpassen.“

Der Blick des großen Mannes wurde ernst. „Das weiß ich, *effendi*. Mir war nur nach Eurer Gesellschaft zumute ... Ezio Auditore.“

„Ihr kennt meinen Namen.“

„Ihr seid berühmt. Bezwinger der Piraten. Allerdings hätte Euch das auch nicht mehr geholfen, nachdem Ihr einen Trupp Wachen getötet und zu fliehen versucht habt.“

Ezio überlegte. Dann fragte er: „Und wie nennt man Euch?“

Der Mann richtete sich zu seiner vollen Größe auf. Seine nun würdevolle Erscheinung machte die Sklavenlumpen, die er immer noch trug, vergessen. „Ich bin al-Scarab, die Geißel des Weißmeers.“

„Oh!“, meinte Ezio ironisch. „Verzeiht meine Unwissenheit!“

„Bin vorübergehend nur etwas aus dem Tritt geraten“, fügte al-Scarab reumütig hinzu. „Aber nicht mehr lange. Sobald wir am Ziel sind, werde ich binnen einer Woche ein neues Schiff mitsamt einer neuen Mannschaft haben.“

„Unser Ziel?“

„Habe ich Euch das nicht gesagt? Der nächste Hafen, der etwas taugt und sich ebenfalls in der Hand von Mamelucken befindet, ist Akkon.“

Der Zeitpunkt war gekommen.

Es fiel ihm schwer aufzubrechen, aber seine Mission war unumgänglich, und ihr Ruf drängte Ezio. Sein Aufenthalt in Akkon war eine Zeit der Ruhe und Erholung gewesen. Sie hatte ihn gezwungen, sich in Geduld zu üben, während seine Wunde verheilte, denn er wusste, dass seine Suche zu nichts führen würde, wenn er sich nicht im Vollbesitz all seiner Kräfte befand. Und die Begegnung mit al-Scarab – so katastrophal sie auch hätte enden können, wäre alles anders gelaufen – zeigte ihm, dass, wenn es Schutzengel gab, er einen hatte.

Der große Pirat, den er an Bord der *Anaan* im Kampf bezwungen hatte, erwies sich

nicht nur als Lebensretter. Al-Scarab hatte Verwandtschaft in Akkon, und seine Angehörigen hießen Ezio als Retter ihres Vetters und dessen Waffenbruder willkommen. Seine Niederlage auf der *Anaan* erwähnte al-Scarab nicht; dafür schmückte er die Flucht aus Larnaka in epischer Breite aus.

„Es waren fünfzig Mann ...“, begann al-Scarab zunächst, doch die Zahl der perfiden venezianischen Angreifer, gegen die sie hatten kämpfen müssen, erreichte das Zwanzigfache, als er die Geschichte zum zehnten Mal erzählte. Offenen Mundes und mit großen Augen lauschten seine Vettern völlig gebannt und kommentierten die Widersprüche, die sich in die Erzählung einschlichen, mit keinem Wort. *Wenigstens reichert er das Märchen nicht auch noch um ein Seeungeheuer an*, dachte Ezio spöttisch.

Keine Märchen waren allerdings die Gefahren, mit denen Ezio laut al-Scarabs Familie auf seiner Weiterreise rechnen musste. Sie versuchten, ihn zu überreden, eine bewaffnete Eskorte mitzunehmen, aber Ezio weigerte sich hartnäckig. Er würde allein reiten, weil er andere nicht den Gefahren aussetzen wollte, denen nur er sich zu stellen hatte.

Kurz nach seinem Eintreffen in Akkon nutzte Ezio die Gelegenheit, einen längst überfälligen Brief an seine Schwester zu schreiben. Er wählte seine Worte mit Bedacht und in dem Bewusstsein, dass dies sehr wohl das letzte Mal sein konnte, dass er sich ihr mitteilte.

Akkon

xx novembre MDX

Meine liebste Schwester Claudia,

seit einer Woche weile ich nun in Akkon, in Sicherheit und guten Mutes, aber auch auf das Schlimmste gefasst. Die Männer und Frauen, die mich speisten und beherbergten, warnen mich davor, dass der Weg nach Masyaf überlaufen sei von fremden Söldnern und Räubern. Was dies bedeuten könnte, darüber mag ich gar nicht nachdenken.

Als ich vor zehn Monaten in Rom aufbrach, hatte ich nur ein Ziel vor Augen – ich wollte finden, was unser Vater nicht fand. In dem Brief, von dem Du weißt, erwähnte er im Jahr vor meiner Geburt eine Bibliothek, die in der Tiefe von Altaïrs einstiger Burg verborgen liege. Ein Heiligtum voller Wissen von unbezahlbarem Wert.

Doch was werde ich finden, wenn ich dort eintreffe? Wer wird mich

begrüßen? Eine Schar verbissener Templer, wie ich befürchte? Oder nichts außer dem Heulen eines kalten Windes? Masyaf ist seit fast 300 Jahren nicht mehr die Heimstatt der Assassinen. Wird sich die Feste unserer noch erinnern? Sind wir dort noch willkommen? Ach, ich bin dieses Kampfes müde, Claudia ... Nicht, weil ich erschöpft wäre, sondern weil unser Kampf nur in eine Richtung zu führen scheint ... ins Chaos. Heute habe ich mehr Fragen als Antworten. Deshalb bin ich so weit gegangen – um Klarheit zu finden. Um die Weisheit zu finden, die der große Mentor hinterließ, auf dass ich den Zweck unseres Kampfes und meine Rolle darin besser verstehen lerne.

Sollte mir etwas zustoßen, liebe Claudia ... sollten meine Fähigkeiten mich im

Stich lassen oder mein Ehrgeiz mich auf Abwege führen, dann trachte in meinem Andenken nicht nach Rache oder Vergeltung, sondern kämpfe um den Fortgang der Suche nach der Wahrheit, zum Nutzen aller. Meine Geschichte ist eine von Tausenden, und die Welt wird es zu büßen haben, wenn sie zu früh endet.

*Dein Bruder,
Ezio Auditore da Firenze*

Während Al-Scarab Vorbereitungen für seine eigenen Unternehmungen traf, hatte er zugleich dafür gesorgt, dass sich die besten Ärzte um Ezio kümmerten, die besten Schneider, die besten Köche und die besten Frauen, die Akkon zu bieten hatte. Seine Klingen wurden fein geschliffen und geschärft, seine Ausrüstung vollständig

gereinigt, repariert und wo nötig ersetzt und gründlich überholt.

Als für Ezio der Tag des Aufbruchs nahte, übergab al-Scarab ihm zwei edle Pferde – „Ein Geschenk meines Onkels, er züchtet sie, aber ich habe in meinem Geschäft kaum Verwendung dafür!“ –, zähe kleine Araber, dazu Zaumzeug aus weichem Leder und einen exquisiten, wunderbar gearbeiteten Sattel. Ezio verweigerte weiterhin jegliche Begleitung, nahm aber dankend Vorräte entgegen, die ihm für die Reise durch das ehemalige Kreuzfahrerreich Jerusalem genügen würden.

Und dann war der Moment des Abschieds gekommen. Der letzte Abschnitt einer langen Reise, und Ezio wusste nicht, ob er sie zum Abschluss bringen würde oder nicht. Doch für ihn gab es einzig diese Reise. Er musste

sie unternehmen. Alles Weitere würde sich weisen.

„Geht hin mit Eurem Gott, Ezio!“

„*Baraq Allah feeq*, mein Freund“, erwiderte Ezio und ergriff die Hand des großen Piraten.

„Wir werden uns wiedersehen.“

„Ja.“

Beide Männer fragten sich in ihrem Herzen, ob es wohl stimmte, doch die Worte waren ihnen Trost. Es war einerlei. Sie schauten einander in die Augen und wussten, dass sie, jeder auf seine Weise, zur selben Gemeinschaft gehörten.

Ezio stieg auf das größere der beiden Pferde, den Braunen, und wendete das Tier.

Ohne einen Blick zurück ritt er aus der Stadt hinaus und nach Norden.

Masyaf lag zweihundert Meilen – Luftlinie – von Akkon entfernt. Die scheinbar ruhige Wüstenlandschaft, die sich dazwischen erstreckte, war in Wirklichkeit alles andere als ruhig. Der große osmanische Vorstoß aus dem Herzen des eigentlichen Reiches heraus dauerte seit zweihundert Jahren unerbittlich an und gipfelte im Jahr 1453 in der Eroberung Konstantinopels durch den zwanzigjährigen Sultan Mehmed II. Aber die türkischen Tentakel streckten sich noch immer aus, griffen westwärts bis nach Bulgarien und darüber hinaus, im Süden und Osten nach Syrien und ins einstige Heilige Land. Die Ostküste des Weißmeers mit ihren geschäftigen Häfen und ihren Zugängen

übers Wasser von Westen her war ein Kronjuwel, und der osmanische Griff darum war noch schwach. Ezio gab sich bezüglich der Kämpfe, in denen er sich auf seinem einsamen Weg nach Norden wiederfinden würde, keinen Illusionen hin. Größtenteils folgte er der Küste, behielt das glitzernde Meer zu seiner Linken im Blick, ritt über die hohen Klippen und durch das Buschland, das sie krönte. Er reiste zwischen Morgengrauen und Abenddämmerung, suchte für vier Stunden Unterschlupf, wenn die Sonne am höchsten stand, und rastete wieder vier Stunden lang bei Nacht unter den Sternen.

Allein zu reisen, hatte seine Vorteile. Er konnte leichter mit seiner Umgebung verschmelzen, als es mit einer Eskorte möglich gewesen wäre, und sein scharfer Blick erspähte Gefahren weit genug im Voraus, um sie entweder zu umgehen oder abzuwarten,

bis sie vorüber waren. Dies war Räuberland, durch das leidlich geordnete Banden arbeitsloser Söldner streiften, die sowohl Reisende als auch einander töteten, um sich zu nehmen, was sie kriegen konnten, und – so kam es Ezio vor – allein zu diesem Zweck in diesem Landstrich lebten, der immer noch unter dem jahrhundertelangen Krieg litt. Menschen wurden zu Wilden, sie dachten nicht mehr, kannten keine Hoffnung und keine Angst mehr. Menschen, die jegliches Gewissen verloren hatten. Skrupellos und verwegen, so abgebrüht wie unbarmherzig.

Es kam zu Kämpfen, wenn sie sich nicht vermeiden ließen, doch jeder einzelne war sinnlos, und am Ende lagen nur wieder ein paar Tote für die Geier und die Krähen am Boden, die einzigen Geschöpfe, die in dieser gottvergessenen Wüstenei wirklich gedeihen. Einmal rettete Ezio ein Dorf, das in Angst

vor Plünderern war, und einmal eine Frau vor Folter, Vergewaltigung und Tod. Aber für wie lange? Was würde aus diesen Menschen werden, wenn er weitergeritten war? Er war nicht Gott, er konnte nicht überall sein, und dort, wo einst Christus gewandelt war, zeigte Gott mit keiner Geste, dass er auf die Seinen achtgab.

Je weiter Ezio nach Norden ritt, desto schwerer wurde ihm das Herz. Nur das Feuer, das die Suche als solche in ihm entfachte, ließ ihn den Weg nicht verlieren. Er band Strauchwerk an den Schweif seines Pferdes, um seine Spuren zu verwischen, und nachts bereitete er sich ein Lager aus Dornengeäst, damit er nicht zu fest schlief. Stete Wachsamkeit war nicht nur der Preis der Freiheit, sondern auch des Überlebens. Mochten ihm die vergangenen Jahre auch einen Teil seiner Kräfte geraubt haben, glich

die gewonnene Erfahrung diesen Verlust doch aus, und die Früchte des Trainings, dem Paola und Mario ihn vor so langer Zeit in Florenz und Monteriggioni unterzogen hatten, waren nie faul geworden. Und obgleich Ezio ab und an das Gefühl hatte, er könne nicht weiter, konnte er letztlich doch immer weiter.

Zweihundert Meilen Luftlinie. Aber es herrschte ein rauer Winter, und immer wieder musste er Umwege machen.

Das Jahr des Herrn 1511 war bereits angebrochen, und es war wieder der Tag des Heiligen Hilarius, als Ezio die Berge vor sich aufragen sah.

Tief atmete er die kalte Luft ein.

Masyaf war nah.

Drei Wochen später – und nun zu Fuß, denn beide Pferde waren auf den Pässen hinter ihm erfroren, und ihr Tod lastete schwer auf

seinem Gewissen, denn sie waren entschlossener und treuere Gefährten gewesen als so mancher Mensch – stand Ezio in Sichtweite seines Ziels.

Ein Adler segelte hoch oben am klaren Himmel.

Abgerissen und erschöpft von der Reise löste Ezio seine Augen von dem Tier, kletterte über eine niedrige Mauer aus grobem Stein und blieb einen Moment lang reglos stehen, um den scharfen Blick schweifen zu lassen.

Masyaf. Nach einer zwölf Monate langen, anstrengenden Reise auf beschwerlichen Wegen bei rauem Wetter.

Geduckt, nur für alle Fälle, verhielt er sich ganz still, während er wie von selbst seine Waffen überprüfte und die Umgebung beobachtete.

Keine Seele zeigte sich auf den Wehrgängen. Schneidender Wind wirbelte Schneewolken auf. Aber keine Spur eines Menschen. Der Ort schien verlassen zu sein. Wie er es erwartet hatte aufgrund dessen, was er darüber gelesen hatte. Aber das Leben hatte ihn gelehrt, dass es stets am besten war, sich selbst zu vergewissern. Er verhielt sich weiter still.

Kein Laut außer dem Wind. Dann ... doch etwas. Ein Kratzen? Links von ihm, und ein Stück voraus kollerte eine Handvoll loses Geröll über einen kahlen Hang. Er spannte sich, richtete sich ein wenig auf, reckte den eben noch zwischen die Schultern gezogenen Kopf. Dann bohrte sich der Pfeil, der wie aus dem Nichts kam, durch die Panzerung in seine rechte Schulter.

Die Morgendämmerung war kalt und grau. In ihrer Stille verscheuchte Ezio seine Erinnerungen und konzentrierte sich wieder ganz auf die Gegenwart, als er die Schritte der Wachen auf dem steinernen Boden hörte. Sie näherten sich seiner Zelle. Das war der Moment.

Er gab sich den Anschein, geschwächt zu sein, was ihm nicht sonderlich schwerfiel. Er hatte so viel Durst und Hunger wie seit Langem nicht mehr, doch der Krug und das Essen standen noch unangetastet auf dem Tisch. Er lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden, die Kapuze über den Kopf gezogen.

Er hörte, wie die Tür zu seiner Zelle krachend aufflog und die Männer hereinkamen. Sie packten ihn unter den Achseln, und halb hoben sie ihn, halb schleiften sie ihn hinaus und den kahlen grauen Gang entlang. Den Blick zu Boden gerichtet, sah Ezio das große Symbol der Assassinen in dunklerem Stein eingelegt, ihr Insigne seit undenklicher Zeit.

Der Gang mündete in einen größeren Raum, einer Art Halle, die an einer Seite offen war. Ezio spürte scharfe, frische Luft im Gesicht, die ihn belebte. Er hob den Kopf ein wenig an und sah hohe Öffnungen, die von schmalen Säulen eingerahmt wurden. Dahinter fiel der Blick auf die schroffen Berge. Sie befanden sich noch immer hoch oben im Turm.

Die Wachen zogen ihn auf die Füße, doch er schüttelte sie ab. Sie traten etwas zurück,

die Hellebarden gesenkt, die Spitzen auf ihn gerichtet. Ihm gegenüber stand mit dem Rücken zur Tiefe der Hauptmann von gestern. Er hielt eine Henkersschlinge in der Hand.

„Ihr seid ein zäher Mann, Ezio“, sagte der Hauptmann. „Kommt den weiten Weg, nur um einen Blick in Altaïrs Burg zu werfen. Das beweist Mut.“

Er bedeutete seinen Männern, noch weiter zurückzutreten und Ezio allein zu lassen. Dann fuhr er fort: „Aber nun seid Ihr ein alter Hund. Es ist besser, Euch von Eurem Leid zu erlösen, als Euch wimmernd ein trauriges Ende nehmen zu lassen.“

Ezio drehte sich leicht, um sich direkt an den Mann zu wenden. Diese winzige Bewegung genügte, wie er zu seiner Befriedigung feststellte, um die Hellebardiere

zusammenzucken und ihre Waffen fester packen zu lassen.

„Wollt Ihr noch etwas sagen, bevor ich Euch töte?“, fragte Ezio.

Der Hauptmann war aus härterem Holz geschnitzt als seine Männer. Er stand unverrückbar da und lachte. „Ich frage mich, wie lange es dauern wird, bis die Bussarde Eure Knochen sauber gepickt haben, wenn Euer Leichnam von diesen Zinnen baumelt.“

„Irgendwo dort oben ist ein Adler. Er wird die Bussarde fernhalten.“

„Das wird Euch nicht viel nützen. Tretet vor, oder habt Ihr Angst vor dem Sterben? Ihr wollt doch wohl nicht in den Tod geschleift werden, oder?“

Ezio trat langsam vor, alle Sinne gespannt.

„So ist es gut“, sagte der Hauptmann, und Ezio bemerkte, wie der Mann sich ein wenig entspannte. Glaubte der Kerl wirklich, dass

er nachgab? War er so von sich überzeugt? So dumm? Nun, umso besser, wenn es so war. Aber vielleicht hatte der hässliche Mann, der nach Schweiß und gekochtem Fleisch roch, ja auch recht. Irgendwann musste der Augenblick des Todes kommen.

Hinter dem breiten Fenster zwischen den Säulen ragte eine schmale Plattform aus Holz ins Leere hinaus, etwa drei Meter lang und knapp anderthalb breit, zusammengesetzt aus sechs rauen Planken. Die Konstruktion sah alt und wacklig aus. Der Hauptmann verneigte sich in einer ironischen einladenden Geste. Ezio trat ein weiteres Stück vor, wartete auf seinen Augenblick, fragte sich jedoch zugleich, ob er wirklich kommen würde. Die Bretter knarrten unheilvoll unter seinem Gewicht. Die Luft um ihn her war kalt. Er blickte in den Himmel und zu den Bergen. Dann sah er den Adler dahinsegeln,

zwanzig, dreißig Meter unter ihm, die weißen Flügelspitzen gespreizt, und der Anblick erfüllte ihn aus irgendeinem Grund mit Hoffnung.

Dann geschah etwas anderes.

Ezio hatte eine weitere Plattform wie jene, auf der er stand, bemerkt, die etwa fünf Meter rechts von ihm auf gleicher Höhe aus dem Turm ragte. Und nun betrat sie, ganz allein, der junge Mann in Weiß, den er während des Kampfes gesehen hatte, und ging furchtlos nach vorn. Ezio beobachtete ihn mit angehaltenem Atem. Der Mann schien sich ihm zuzuwenden, zu einer Geste anzusetzen ...

Und dann verblasste die Vision abermals, und es gab nur noch den Wind und vereinzelte umherwehende Schneeschleier. Selbst der Adler war verschwunden.

Der Hauptmann kam näher, die Schlinge in der Hand. Der Rest des Seils, aus dem sie geknüpft war, schleifte hinter ihm her.

„Ich sehe hier keinen Adler“, sagte der Hauptmann. „Ich wette, die Bussarde werden nicht länger als drei Tage brauchen.“

„Ich lasse es Euch wissen“, erwiderte Ezio ruhig.

Ein ganzer Pulk von Wachen hatte sich hinter dem Hauptmann versammelt, aber er zog Ezio selbst die Kapuze vom Kopf, streifte ihm die Schlinge über und zog sie um seinen Hals fest.

„Jetzt!“, sagte der Hauptmann.

Jetzt!

Genau in dem Moment, als er die Hände des Hauptmanns auf seinen Schultern spürte, bereit, ihn in die Tiefe zu stoßen, hob Ezio den rechten Arm, beugte ihn und ramte den Ellbogen brutal nach hinten.

Während der Hauptmann mit einem Aufschrei zurück- und gegen seine Männer taumelte, bückte sich Ezio und nahm das Seil auf, duckte sich zwischen drei Männern hindurch, drehte sich und schlang es dem Hauptmann um den Hals. Dann sprang er von der Plattform ins Leere.

Der Hauptmann versuchte noch, zurückzuweichen, aber es war zu spät. Unter der Wucht von Ezios Gewicht krachte er auf die Bretter, die förmlich erzitterten, als sein Kopf aufschlug. Das Seil spannte sich und brach dem Hauptmann fast das Genick. Er lief blau an, mit den Händen fuhr er sich an den Hals, er trat um sich und wehrte sich gegen den Tod.

Unter sämtlichen Flüchen, die sie kannten, zogen die Wachen ihre Schwerter, traten rasch vor und hackten nach dem Seil, um ihren Hauptmann zu befreien. War das Seil

erst durchtrennt, würde dieser verdammte Ezio Auditore 150 Meter tiefer auf den Felsen zu Tode stürzen, und solange er nur starb, was kam es da darauf an, wie es geschah?

Ezio hing am Ende des Seils und drehte sich im Leeren, beide Hände zwischen Schlinge und Hals gezwängt, damit das Seil ihm nicht die Luft abschnitt. Sein Blick glitt zur Burg. Er hing dicht an der Mauer. Es musste doch etwas geben, woran er Halt finden konnte. Sollte das jedoch nicht der Fall sein, dann war es immer noch besser, so zu sterben, als jämmerlich abzutreten.

Über ihm, auf der gefährlich schwankenden Plattform, gelang es den Wachen endlich, das Seil zu durchtrennen, das unterdessen den Hals des Hauptmanns blutig gescheuert hatte. Und Ezio fiel wieder und fiel ...

Doch in dem Moment, da er merkte, wie sich das Seil lockerte, schwang er seinen Körper näher an die Burgmauer heran. Masyaf war von Assassinen für Assassinen erbaut worden. Die Festung würde ihn nicht im Stich lassen. Er hatte ein Stück abgebrochenes Gerüstmaterial entdeckt, das fünfzehn Meter tiefer aus der Mauer lugte. Im Sturz lenkte er seinen Körper darauf zu. Er erwischte es, stöhnte jedoch vor Schmerz auf, als ihm der scharfe Ruck fast den Arm aus dem Schultergelenk riss. Aber das Gerüststück hielt, und er hielt sich fest und knirschte vor Anstrengung mit den Zähnen, als er sich daran hochzog, bis er es mit beiden Händen umfassen konnte.

Aber noch war es nicht vorbei. Die Wachen hatten sich oben über den Rand der Plattform nach vorn gebeugt und gesehen, was passiert war. Jetzt griffen sie nach allem, was

sie auf ihn herabwerfen konnten, um ihn doch noch abstürzen zu lassen. Fels- und Mauerbrocken und zersplittertes Holz hagelten auf ihn nieder. Ezio schaute sich verzweifelt um. Links von ihm reichte ein Steilhang bis an die Mauer heran, sechs, sieben Meter entfernt von der Stelle, an der er sich gerade befand. Wenn es ihm gelänge, ausreichend Schwung zu holen, um die Distanz zu überwinden, bestand eine kleine Chance, dass er den Hang hinabrollen konnte. An dessen Fuß machte er die Kante einer Steilwand aus, von der aus sich eine bröckelnde Steinbrücke über eine Schlucht spannte; auf der anderen Seite führte dann ein schmaler Pfad am Berg entlang.

Ezio duckte sich unter dem Trümmerregen von oben und fing an, hin- und herzuschwingen. Seine Hände fanden kaum Halt an dem eisglatten Holz, aber er krallte sich daran

fest, und schon bald gewann er an Schwung. Dann kam der Augenblick, da er spürte, dass er sich nicht länger festhalten konnte und es riskieren musste. Er legte seine ganze Kraft in einen letzten Schwung, warf sich, als sein Körper wieder nach vorn pendelte, ins Leere und segelte, die Arme ausgebreitet wie ein Adler seine Schwingen, durch die Luft auf den Steilhang zu.

Er schlug schwer und unglücklich auf, die Wucht presste ihm den Atem aus den Lungen. Ehe er sein Gleichgewicht wiederfinden konnte, rollte er schon den holprigen Hang hinunter, schaffte es aber, ungefähr in Richtung der Brücke zu fallen. Er wusste, wie wichtig das war – wenn er nämlich nicht an genau der richtigen Stelle landete, würde er über die Abbruchkante hinausgetragen werden und in die wer weiß wie tiefe Leere dahinter stürzen.

Er war zu schnell, hatte aber keine Kontrolle über seine Geschwindigkeit. Irgendwie gelang es ihm, die Nerven zu behalten, und dann blieb er endlich liegen – schon drei Meter weit draußen auf der zitternden Brücke.

Ein Gedanke durchzuckte ihn: Wie alt war diese Brücke? Sie war schmal, und weit, weit darunter konnte er, unsichtbar in der Tiefe der schwarzen Schlucht, Wasser über Felsen tosen hören. Die Wucht, mit der auf die Brücke geprallt war, hatte die Brücke erzittern lassen. Wie lange war es her, seit jemand sie überquert hatte? Das Mauerwerk war schon bröckelig, vom Alter geschwächt, der Mörtel löste sich aus den Fugen. Als Ezio wieder auf die Beine kam, sah er zu seinem Entsetzen, wie sich keine zwei Meter hinter ihm ein Riss auftat und rasch breiter wurde,

beiderseits löste sich das Mauerwerk und fiel brockenweise in den dunklen Abgrund.

Ezio starrte den Trümmern nach. Die Zeit schien sich zu verlangsamen. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Ihm war sofort klar, was passieren würde. Er drehte sich um und begann zu rennen, zwang jeden Muskel in seinem schmerzenden Körper zu dieser letzten Anstrengung. Er jagte über die Brücke zur anderen Seite hinüber. Hinter ihm brach das Bauwerk auseinander. Die Trümmer taumelten in der Tiefe.

Noch zwanzig Meter, noch zehn. Er konnte spüren, wie das Mauerwerk unter seinen Füßen nachgab. Aber endlich lehnte er flach an der Bergflanke, die Wange gegen den grauen Fels gedrückt, die Füße auf dem schmalen Pfad. Jeder Atemzug schien ihm die Brust zerfetzen zu wollen. Er konnte weder denken noch sonst etwas tun, nur den

Geräuschen, mit denen die Brückentrümmer in den reißenden Fluss am Grund der Schlucht fielen, konnte er lauschen, bis sie verebbten und nichts mehr zu hören war außer dem Wind.

Allmählich beruhigte sich Ezios Atem. Dafür kehrte der Schmerz, den er in der Not vergessen hatte, in seine Muskeln zurück. Aber es gab noch viel zu tun, bevor er seinem Körper die Ruhe zugestehen konnte, die dieser so dringend nötig hatte. Zunächst musste er etwas essen. Er hatte seit fast vierundzwanzig Stunden nichts mehr zu sich genommen oder auch nur getrunken.

Er verband seine zerschrammten Hände, so gut es ging, mit einem entzweigerissenen Schal, den er unter seiner Kleidung bei sich getragen hatte. In der hohlen Hand fing er etwas Wasser auf, das in einem Rinnsal über den Fels lief. Nachdem er es getrunken hatte, stemmte er sich von der Felswand weg, an

der er lehnte, und untersuchte sich. Keine Knochenbrüche, ein leichter Schmerz an der linken Seite, wo er verwundet worden war, sonst aber nichts, jedenfalls nichts Ernstes.

Er schaute sich um. Niemand schien sich an seine Verfolgung gemacht zu haben, sein Sturz den Steilhang hinunter und seine Flucht über die einstürzende Brücke waren aber sicher nicht unbeobachtet geblieben. Doch möglicherweise hatten sie nicht mitbekommen, dass er es geschafft hatte; vielleicht nahmen sie es auch einfach nur an. Dennoch durfte er die Möglichkeit, dass Suchtrupps unterwegs waren, nicht außer Acht lassen, und sei es nur, weil sie seine Leiche finden wollten. Die Templer wollten gewiss ganz sichergehen, dass der Mentor ihrer Erzfeinde wirklich tot war.

Er blickte an der Bergflanke entlang, die sich neben ihm hinzog. Er tat besser daran,

sie zu erklimmen, als den Pfad zu nehmen. Er wusste nicht, wo er hinführte, außerdem war er zu schmal, um ihm Platz zu bieten, falls er würde kämpfen müssen. Die Felswand sah aus, als könnte man sie erklettern. Und er würde zumindest ein paar Schneenester erreichen, wo er seinen Durst richtig stillen konnte. Er schüttelte sich, grunzte und machte sich an den Aufstieg.

Er war froh, dunkle Farben zu tragen, denn so brauchte er sich nicht groß zu bemühen, mit der Felswand zu verschmelzen. Anfangs fiel es ihm nicht schwer, Halt für Hände und Füße zu finden, nur stellenweise musste er sich so sehr strecken, dass seine Muskeln kreischend zu protestieren schienen, und einmal brach eine Felsnase unter seiner Hand weg, woraufhin er die dreißig Meter, die er inzwischen zurückgelegt hatte, beinahe wieder hinuntergestürzt wäre. Am

schlimmsten – und zugleich auch gut – war der dünne, aber konstante Wasserfall, der von oben auf ihn herabplätscherte; schlimm war es, weil das Wasser die Felsen schlüpfrig machte – gut war es, weil dieser Wasserfall auf einen Bach oder wenigstens ein Rinnsal dort oben hinwies.

Eine halbe Stunde später kam er oben an, jedoch nicht auf dem Gipfel eines Berges, sondern auf einer Hochebene, denn der Boden, auf den er sich schließlich hinaufzog, war flach und mit rauen Grasbüscheln bewachsen. Eine Art karge Bergwiese, an zwei Seiten von weiteren Wänden aus schwarzem und grauem Fels begrenzt, nach Westen hin jedoch offen, soweit Ezio es erkennen konnte. Ein Bergpass, nur dass er hinter ihm nirgendwohin führte. Vielleicht war das vor langer Zeit einmal anders gewesen. Die Steilwand, die er gerade heraufgeklettert war,

und die Schlucht, in deren Tiefe die Trümmer der Brücke hinabgestürzt waren, mochten in grauer Vorzeit durch ein Erdbeben entstanden sein.

Ezio lief zu einer Seite des kleinen Tals, um die Umgebung auszukundschaften. Wo es Pässe und Wasser gab, da konnten auch Menschen sein. Fast reglos wartete er eine weitere halbe Stunde ab, ehe er sich weiter vorwagte. Dabei schüttelte er seine Muskeln aus, die von der langen Bewegungslosigkeit steif geworden waren, um sie zu lockern und aufzuwärmen. Er war nass und fing an zu frieren. Lange durfte er sich dort draußen nicht mehr aufhalten. Es würde ihm schließlich nichts nützen, den Templern entkommen zu sein, wenn er nun der Natur zum Opfer fiel.

Er näherte sich dem Bach, zu dem ihm das Glucksen des Wassers den Weg wies. An seinem Ufer ging er in die Knie und trank,

aber nicht zu viel auf einmal. Dann folgte er dem Wasserlauf. Ein paar Sträucher tauchten am Ufer auf, und schon bald erreichte er ein kleines Wäldchen am Rande eines Teiches. Hier machte er Rast. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn dort oben etwas gelebt hätte, so weit entfernt von dem Dorf, das sich unter die Burg von Masyaf duckte, irgendein Tier, das er fangen und essen könnte. Aber wenn es einen Teich gab, bestand zumindest eine geringe Chance darauf, dass es darin auch Fische gab.

Er kniete sich hin und spähte in die Tiefe des dunklen Wassers. Reglos wie ein Fischreiher zwang er sich zur Geduld. Dann endlich kräuselte sich das Wasser, ganz leicht nur, und es verschwand so rasch, wie es entstanden war, genügte jedoch, um ihm zu verraten, dass in dem Wasser etwas lebte. Er blieb auf der Lauer liegen. Kleine Mücken

schwebten dicht über der Wasseroberfläche. Ein paar schwirrten herüber, wie um ihn zu necken, angelockt von seiner Körperwärme. Weil er es nicht wagte, nach ihnen zu schlagen, ertrug er ihr Kribbeln und die winzigen, gemeinen Stiche.

Dann sah er ihn – einen großen, plumpen Leib von der Farbe eines Leichnams, der sich träge eine Handspanne unterhalb der Oberfläche dahinbewegte. Das war ja besser, als er es sich erhofft hatte! Es schien sich um einen Karpfen zu handeln oder einen ähnlichen Fisch. Dann sah er, wie sich ein weiterer, viel dunklerer hinzugesellte, und schließlich noch ein dritter mit Schuppen wie aus Kupfer und Gold.

Ezio wartete darauf, dass sie taten, was er vermutete – nämlich ihre Mäuler nach oben zu strecken, um ein Insekt von der Oberfläche zu fangen. Das wäre dann sein

Moment. Ganz konzentriert und gespannt machte er sich zum Zugriff bereit.

Der dunkle Fisch kam als Erster.

Ezio schnellte vor, packte zu. Und fiel nach hinten, vor Freude erregt. Der große Fisch zappelte wie wild in seinen Händen, schaffte es jedoch nicht, sich seinem Griff zu entwinden. Er legte ihn neben sich auf den Boden und tötete ihn mit einem Stein.

Garen konnte er den Fisch nicht, dazu hatte er keine Möglichkeit. Er musste ihn roh essen. Doch dann fiel sein Blick noch einmal auf den Stein, mit dem er den Fisch getötet hatte, und er erinnerte sich an das Felsstück, das beim Heraufklettern unter seiner Hand weggebrochen war. Feuerstein! Mit etwas Glück konnte er ein Feuer machen und dann seine Kleidung trocknen und auch den Fisch braten. Er störte sich nicht an rohem Fisch; außerdem hatte er gelesen, dass es in einem

unvorstellbar weit entfernten Land im Osten sogar ein Volk gab, bei dem roher Fisch als Delikatesse galt. Mit nassen Kleidern verhielt es sich jedoch anders. Und was das Feuer als solches betraf, würde er das Risiko eingehen. Soweit er es beurteilen konnte, war er wahrscheinlich der erste Mensch, der dieses Tal seit tausend Jahren betreten hatte, und die links und rechts hoch aufragenden Wände schützten es meilenweit vor Blicken.

Er sammelte in dem Wäldchen etwas Reisig, und nach einigem Probieren hatte er in einem Büschel Gras eine rote Glut entfacht. Vorsichtig platzierte er das Gras unter einem Zelt aus Zweigen und verbrannte sich doch die Finger, als sein Feuer augenblicklich aufflackerte. Es brannte gut, verursachte nur wenig Rauch, und selbst der war dünn und leicht und wurde vom Wind sogleich verwirbelt.

Zum ersten Mal, seit er Masyaf erblickt hatte, lächelte Ezio wieder.

Trotz der Kälte zog er, weil er Zeit sparen wollte, seine Kleidung aus, um sie am Feuer auf einem provisorischen Gestell aus Ästen zu trocknen, während der Fisch an einem einfachen Spieß briet. Kaum eine Stunde später – er hatte das Feuer inzwischen ausgetreten und die Überreste zerstreut – spürte er eine angenehme Wärme im Bauch und konnte kurz darauf seine Kleider wieder anziehen, die zwar nicht wie frisch gewaschen, aber warm und einigermaßen trocken waren. Der Rest der Feuchtigkeit würde unter seiner Körperwärme verdampfen. Mit seiner Müdigkeit indes würde er sich weiter plagen müssen. Er widerstand dem Verlangen, am Feuer neben dem Teich zu schlafen, auch wenn dieser Kampf nicht weniger hart war als sämtliche Auseinandersetzungen, in die

er unterwegs geraten war. Aber dafür wurde er jetzt mit neuer Kraft belohnt.

Er fühlte sich der Herausforderung, zur Burg zurückzukehren, gewachsen. Er brauchte seine Ausrüstung, und dann musste er die Geheimnisse dieses Ortes lüften; andernfalls wäre seine ganze Reise umsonst gewesen.

Als er den Weg, den er gekommen war, zurückging, sah er, kurz bevor er die Wand erreichte, an der er heraufgeklettert war, dass am südlichen Talausgang ein weiterer Pfad an dieser Felswand nach oben führte. Wer hatte die Steige in den Stein gehauen? Menschen vor Hunderten von Jahren? Ezio hatte keine Zeit, darüber nachzugrübeln, aber er war froh, dass es den Pfad gab. Er stieg steil gen Osten und in Richtung Masyaf an. Ezio machte sich an den Aufstieg.

Nach etwa zweihundert Metern endete der Weg an einem kleinen Vorgebirge, wo ein paar Grundsteine von der früheren Existenz eines Aussichtsturms kündeten, von dem aus Wachen die Umgebung im Auge behalten und die Burg vor nahenden Armeen oder Karawanen warnen konnten. Richtete er den Blick gen Osten und nach unten, sah er dort Masyaf mit seinen hoch aufragenden Mauern und den Kuppeldachtürmen. Ezio kniff die Augen zusammen, die scharf wie die eines Adlers waren, und machte Details aus, die ihm bei seiner Rückkehr von Nutzen sein würden.

Tief unter sich erkannte er eine Hängebrücke, die auf die andere Seite jener Schlucht führte, über die sich auch jene aus Stein erstreckt hatte. Nicht weit davon entfernt befand sich ein Wachposten. Soweit er es erkennen konnte, gab es von dieser Seite

aus keinen anderen Weg zur Burg hinüber, doch dafür war der Weg vom jenseitigen Ende der Brücke bis zur Burg ziemlich frei. Im Gegensatz zum diesseitigen Weg hinunter zur Brücke. Eine fast senkrechte Wand aus schwarzem Fels, die selbst dem sichersten Kletterer Angst einjagen konnte. Zudem lag sie voll im Blickfeld des Wachpostens auf der Burgseite der Brücke.

Ezio blinzelte zur Sonne hoch. Sie hatte ihren Zenit bereits überschritten. Seiner Schätzung nach würde er vier bis fünf Stunden brauchen, um die Burg zu erreichen. Er musste hineingelangen, bevor es dunkel wurde.

Er machte sich vorsichtig und langsam an den Abstieg, achtete darauf, keine lockeren Steine loszutreten, die an der Bergflanke hinabkollern und die Templer, die an der Brücke Wache hielten, alarmieren würden.

Es war ein heikles Unterfangen, aber die Sonne würde hinter ihm untergehen und damit vor den Augen all derer, die von unten in seine Richtung blicken mochten, und für diesen Schutz war Ezio dankbar. Er würde unten sein, bevor die Sonne ganz untergegangen war.

Schließlich erreichte er die Deckung eines großen Felsvorsprungs zu ebener Erde, keine zwanzig Meter von der Westseite der Brücke entfernt. Es war kälter geworden, und der Wind frischte auf. Die Brücke – sie bestand aus schwarz geteerten Seilen und schmalen Holzleisten – schaukelte und klapperte. Ezio sah, wie zwei Wachen aus dem Häuschen traten und auf ihrer Seite ein Stück auf und ab gingen, die Brücke selbst jedoch nicht betraten. Bewaffnet waren sie mit Armbrust und Schwert.

Inzwischen herrschte Abenddämmerung, und das machte es schwer, Entfernungen zu schätzen. Dennoch gereichte die nachlassende Helligkeit Ezio zum Vorteil, denn nun verschmolz er mühelos mit seiner Umgebung. Wie ein Schatten huschte er geduckt auf die Brücke zu. Doch sobald er sie betrat, würde ihn nichts mehr vor den Blicken der Wachen schützen, und obendrein war er unbewaffnet.

Drei Meter von der Brücke entfernt hielt er noch einmal inne und beobachtete die Wachen. Sie machten einen durchgefrorenen und gelangweilten Eindruck. Das beruhigte Ezio ein wenig, denn es bedeutete, dass sie nicht sonderlich auf der Hut waren. Sonst hatte sich nichts verändert, sah man davon ab, dass jemand im Häuschen eine Lampe angezündet hatte. Daraus konnte er

schließen, dass nicht nur die beiden Männer, die er sah, Wache hielten.

Er brauchte irgendetwas, das er als Waffe einsetzen konnte. Während des Abstiegs war er zu sehr darauf konzentriert gewesen, sich nicht zu verraten, um nach etwas Geeignetem zu suchen. Aber er hatte nicht vergessen, dass es sich bei dem Fels des Berges um Feuerstein handelte, und zu seinen Füßen lagen jede Menge loser Splitter und Brocken. Sie glitzerten schwarz im verlöschenden Licht. Er suchte sich einen Stein aus, der flach und wie eine Klinge geformt war, etwa dreißig Zentimeter lang und fünf breit. Er hob das Bruchstück auf, tat es jedoch zu hastig, sodass andere Steine gegeneinander kollerten. Er erstarrte. Aber es geschah nichts. Die Länge der Brücke betrug etwa dreißig Meter. Er konnte leicht die Hälfte schaffen, bevor die Wachen ihn

bemerkten. Aber dazu musste er jetzt aufbrechen. Er wappnete sich innerlich, stand auf und lief los.

Einmal auf der Brücke, erwies sich deren Überquerung als gar nicht so einfach. Sie schwankte und knarrte auf beunruhigende Weise im nunmehr heftigen Wind, und er musste die aus Seil bestehenden Handläufe links und rechts ergreifen, um sein Gleichgewicht zu halten. All das kostete Zeit. Und die Wachen hatten ihn entdeckt. Sie riefen ihm Warnungen zu, wodurch er ein, zwei Sekunden gewann, doch als sie sahen, dass er weiter auf sie zukam, nahmen sie ihre Armbrüste von der Schulter, legten Bolzen auf und drückten ab. Derweil stürmten fünf weitere Wachen, die Armbrüste schon geladen, aus dem Häuschen.

Die schlechten Lichtverhältnisse beeinträchtigten ihre Zielsicherheit, aber es wurde

trotzdem knapp, und Ezio musste sich ducken und ausweichen. In der Mitte der Brücke zerbrach eines der alten Bretter unter ihm, und sein Fuß verhakte sich in dem Loch, aber es gelang ihm, ihn herauszuziehen, bevor er mit dem ganzen Bein hineinrutschte – dann wäre es aus gewesen. Er konnte ohnehin von Glück reden, dass nur ein einziger Bolzen ihn am Hals streifte und seine Kapuze durchschlug. Er spürte, wie das Geschoss über seine Haut sengte.

Jetzt stellten die Wachen den Beschuss ein, um etwas anderes zu versuchen. Ezio reckte den Kopf, um sehen zu können, was sie taten.

Sie waren an die Winden getreten!

Dort waren viele Meter Seil aufgewickelt, und die Wachen machten sich daran, die Kurbeln zu lösen, sodass sich die Seile abrollen würden. Wenn Ezio in die Tiefe gestürzt

war, konnten sie die Brücke mittels der Winden und Kurbeln dann wieder hochziehen.

Merda, dachte Ezio, während er teils rannte, teils stolperte. Zweimal an einem Tag! Noch fünf Meter von der anderen Seite entfernt, warf er sich nach vorn, als die Brücke unter ihm wegfiel. Er segelte vorwärts, landete auf einem Wächter, stieß einen anderen zu Boden, rammte dem ersten die Steinklinge in den Hals und versuchte, sie schnell wieder herauszuziehen, doch sie brach ab, musste sich in einem Knochen verkantet haben. Als er wieder stand, fuhr er herum, zerrte den zweiten Wächter, der sich noch nicht ganz gefangen hatte, grob auf sich zu, zog dem Mann das Schwert aus der Scheide, holte aus und durchbohrte ihn damit.

Die anderen drei hatten ihre Armbrüste fallen gelassen, stattdessen ihre Schwerter gezogen und trieben Ezio mit dem Rücken zum Abgrund in die Enge. Er überlegte schnell. Weitere Männer hatte er nicht gesehen, niemand hatte sich entfernt, um Alarm zu schlagen. Er musste diese drei ausschalten und dann in die Burg gelangen, bevor jemand etwas merkte. Aber die Männer waren groß und kräftig, und sie hatten keinen Wachdienst geschoben; das hieß, sie waren frisch und ausgeruht.

Ezio schloss die Hand fest um den Schwertgriff. Er blickte von einem Gesicht zum anderen. Was war es, das er nun in ihren Augen sah? Angst? War es *Angst*?

„Du Assassinenhund!“, spie einer von ihnen aus, doch seine Stimme zitterte. „Du musst mit dem Teufel im Bunde stehen!“

„Wenn der Teufel hier irgendwo steckt, dann ist er bei Euch“, knurrte Ezio und warf sich nach vorn. Er konnte ihre Angst, er habe auf irgendeine Weise übernatürliche Kräfte in sich, zu seinem Vorteil nutzen. *Se solo!*

Sie traten ihm entgegen und riefen ihre Schwüre so laut, dass Ezio sich beeilen musste, um sie niederzumähen und zum Schweigen zu bringen. Ihre Hiebe kamen wild und panisch, und die Sache war rasch erledigt. Er zerrte die Toten ins Wachhaus, es blieb jedoch keine Zeit, die Brücke wieder hochzuziehen; außerdem war das für einen einzelnen Mann unmöglich zu schaffen. Er überlegte kurz, die Kleidung mit einem der Wächter zu tauschen, aber auch damit hätte er nur wertvolle Zeit verschwendet, und schließlich stand die zunehmende Dunkelheit auf seiner Seite.

Ezio ging den Weg, der zur Burg führte, hinauf. Ungehindert erreichte er den Fuß der Burgmauern und tauchte in den dortigen toten Winkel ein. Die Sonne war fast ganz untergegangen, nur ein rotes Glühen zeigte sich noch hinter den fernen Felsen und Bergen im Westen. Es war kalt und der Wind unerbittlich. Die Mauersteine der alten Burg waren verwittert und boten einem Kletterer, der wusste, was er tat, genug Halt für Hände und Füße. Ezio rief sich einen Plan der Festung, den er in Rom studiert hatte, vor sein geistiges Auge, sammelte seine letzten Kraftreserven und begann mit dem Aufstieg. Kaum mehr als dreißig Meter, schätzte er, dann würde er den Vorhof erreicht haben, und er wusste, wo sich dort die Verbindungsstore befanden, die zu den inneren Befestigungen, den Türmen und dem Bergfried führten.

Das Klettern fiel ihm schwerer als erwartet. Seine Arme und Beine schmerzten, und er wünschte, er hätte ein Gerät, das seine Reichweite verlängerte und unlösbar festen Halt fand, indem es die Kraft seiner Hände verstärkte. So aber blieb ihm nichts anderes übrig, als sich mit seiner Willenskraft zum Weiterklettern zu zwingen, und als die letzte Glut des Sonnenuntergangs hinter den schwarzen Zinnen der Berge verglomm und den ersten fahlen Sternen wich, ließ Ezio sich auf einen Laufgang fallen, der sich dicht unterhalb der Außenmauer hinzog. Jeweils fünfzig Meter entfernt ragten links und rechts von ihm Wachtürme in die Höhe, doch die Männer darin schauten zwar nach draußen, aber nach unten – aus Richtung des Wachpostens an der Brücke war schwach der Lärm eines Tumults zu vernehmen.

Ezio hob den Blick zum Bergfried. Seine Ausrüstung – seine kostbaren Satteltaschen mit seinen Waffen darin – würden sie gewiss in einem sicheren Kellerraum unter dem Bergfried verstaut haben.

Er ließ sich vom Laufgang zu Boden fallen und hielt sich stets im Schatten der Burg. Dann wandte er sich nach links, dorthin, wo er das Tor wusste, durch das man in den Bergfried gelangte.

Leise wie ein Berglöwe und stets auf dem dunkelsten Weg erreichte Ezio sein Ziel ohne weitere Zwischenfälle. Gut, denn das Letzte, das er brauchen konnte, war ein weiterer Kampf, der mit Lärm verbunden war. Wenn sie ihn wiederfänden, würden sie nicht mehr zögern, sie würden ihm nicht den Hauch einer Chance lassen, sondern auf der Stelle töten, ihn aufspießen wie eine Ratte.

Es waren nur wenige Wachen zugegen. Er hatte nur die auf den Wehrgängen gesehen. Sie mussten alle draußen unterwegs sein und im fahlen Licht, das die unzähligen Sterne spendeten, nach ihm suchen. Und was sie am Wachposten nahe der Brücke vorfanden, hatte sie ihre Bemühungen sicher

verdoppeln lassen, denn es musste ihnen bewiesen haben, dass er nicht tot war.

An einem grob gezimmerten Holztisch in der Nähe des Zugangs zum Kellerlagerraum saßen zwei ältere Templer. Auf dem Tisch standen ein großer Zinnkrug, der offenbar mit Rotwein gefüllt war, und zwei hölzerne Becher. Beide Wachen hatten Kopf und Arme auf dem Tisch liegen. Sie schnarchten. Ezio näherte sich mit äußerster Vorsicht. Einer der Männer trug einen Schlüsselbund an der Hüfte.

Er hatte die Taschendiebstahlkünste, die *Madame Paola* ihm, als er ein junger Mann gewesen war, in Florenz beigebracht hatte, über die Jahre nicht verlernt. Ganz behutsam, damit die Schlüssel nicht klirrten – denn schon das leiseste Geräusch, das die Männer wecken mochte, konnte sein Verderben bedeuten –, hob er den Ring an, mit der

anderen Hand löste er den Knoten des Lederbands, mit dem er am Gürtel des Mannes festgemacht war. Einmal verhedderte sich der Knoten, und in seinem Bemühen, ihn doch zu lösen, zog Ezio zu heftig, und der Mann regte sich. Ezio wurde zur Statue und beobachtete ihn aufmerksam, aber da er beide Hände voll hatte, konnte er nicht nach einer der Waffen der Wachen greifen. Doch der Mann schniefte nur, schlief weiter und runzelte die Stirn, vielleicht über einen Traum.

Endlich befand sich der Schlüsselbund in Ezios Händen. Lautlos schlich er den von Fackeln erleuchteten Gang hinter den Wachen entlang. Sein Blick wanderte über die schweren, mit Eisen beschlagenen Holztüren, die links und rechts in die Wände eingelassen waren.

Er musste sich beeilen, aber sein Unterfangen war zeitaufwendig, denn er musste ausprobieren, welcher der Schlüssel an dem großen Stahlring in welches Schloss passte, und zugleich musste er darauf achten, dass er mit den Schlüsseln keinen Laut verursachte.

Bei der fünften Tür hatte er Glück. Dahinter lag ein regelrechtes Arsenal. Waffen verschiedener Art waren ordentlich in Regalen untergebracht, die sich an den Wänden entlangzogen.

Ezio hatte unweit der Tür eine Fackel aus ihrer Wandhalterung gezogen, und in ihrem flackernden Licht fand er seine Satteltaschen. Eine rasche Bestandsaufnahme zeigte ihm, dass nichts herausgenommen oder, soweit er es beurteilen konnte, auch nur angerührt worden war. Er atmete erleichtert auf, denn er wollte keinesfalls, dass

diese Sachen den Templern in die Hände fielen. Die Templer hatten selbst ein paar kluge Köpfe in ihren Diensten, und es wäre eine Katastrophe gewesen, wenn es ihnen gelänge, die verborgenen Klingen nachzubauen.

Er nahm sie kurz in Augenschein. Er hatte nur seine Grundausrüstung auf die Reise mitgenommen, und diese zweite Überprüfung bestätigte, dass alles, was er mitgebracht hatte, tatsächlich noch vorhanden und an Ort und Stelle war. Er legte den Säbel an und zückte ihn, um sich zu vergewissern, dass die Klinge noch scharf war, dann stieß er die Waffe wieder fest in die Scheide. Den Armschutz schnallte er sich um den linken Unterarm, die unversehrte verborgene Klinge ums linke Handgelenk. Die beschädigte Klinge und ihr Geschirr verstaute er in den Satteltaschen – nicht einmal

beschädigt würde er sie den Templern hinterlassen, außerdem bestand durchaus die Chance, dass er eine Möglichkeit fand, sie reparieren zu lassen. Aber darum würde er sich zu gegebener Zeit kümmern. Auch die Federdruck-Pistole ließ er mitsamt der Munition in den Taschen.

Dann nahm er sich noch schnell die Zeit, seinen Fallschirm herauszunehmen und sich zu überzeugen, dass er keinen Schaden genommen hatte. Der Fallschirm war neu, eine Erfindung von Leonardo, die er bislang noch nicht eingesetzt hatte. Doch die Übungsläufe, die er damit unternahm, hatten ihn vom Potenzial des Fallschirms mehr als nur überzeugt. Er faltete das zeltartige Gebilde ordentlich zusammen und packte es wieder weg, dann schlang er sich die Taschen über die Schulter, zurrte sie fest und machte sich auf den Rückweg, wieder vorbei an den

schlafenden Wachen. Draußen angelangt, fing er an zu klettern.

Auf einem hohen Türmchen des Bergfrieds machte er einen verborgenen Aussichtspunkt aus. Für die Stelle hatte er sich entschieden, weil man von dort aus den rückwärtigen Garten von Masyaf im Blick hatte. Wenn er die Pläne der Burg richtig verstanden hatte, würden die Templer vor allem unter diesem Garten nach der Bibliothek des großen Assassinen-Mentors Altaïr suchen, der die Bruderschaft vor dreihundert Jahren von hier aus regiert hatte. Es handelte sich um die legendäre Bibliothek der Assassinen und die Quelle all ihres Wissens und ihrer sämtlichen Macht, wenn man dem Brief seines Vaters Glauben schenken durfte.

Inzwischen zweifelte Ezio nicht mehr daran, dass einzig die Suche danach die

Erklärung für die Anwesenheit der Templer hier sein konnte.

Von der Kante der Außenmauer des Türmchens blickte eine große Steinstatue eines Adlers mit angelegten Flügeln in den Garten hinunter. Die Skulptur wirkte so lebensecht, dass man glauben konnte, sie würde gleich losfliegen und auf eine arglose Beute hinabstoßen. Ezio prüfte die Figur. Trotz ihres Gewichts schwankte sie leicht, als er Druck darauf ausübte.

Perfekt.

Ezio bezog nahe dem Adler Stellung und richtete sich für die Nacht ein. Er wusste, dass sich vor Sonnenaufgang nichts tun würde. Wenn er diese Gelegenheit zum Ausruhen nicht nutzte, konnte er, wenn der Moment kam, nicht wirkungsvoll handeln. Die Templer mochten ihn zwar für eine Art Teufel halten, er selbst wusste jedoch nur zu

gut, dass auch er lediglich ein Mensch wie jeder andere war.

Doch bevor er sich zur Ruhe begab, befahlen ihn plötzliche Zweifel, und er ließ den Blick durch den Garten in der Tiefe streifen. Er fand keinerlei Anzeichen irgendwelcher Ausgrabungen. Konnte er sich geirrt haben?

Er besann sich auf die Lektionen, die er gelernt, und die Fähigkeiten, die er im Training entwickelt hatte. Er kniff seine Augen so weit zusammen, dass sie die Schärfe eines Adlers gewannen, und suchte den Boden genauestens ab. So entdeckte er schließlich ein schwaches Leuchten, das an einer Stelle aus dem Mosaikboden einer einst reich verzierten und inzwischen überwucherten Laube direkt unterhalb von ihm drang. Er lächelte zufrieden und entspannte sich. Das Mosaik zeigte ein Abbild der Göttin Minerva.

Die Sonne hatte die Zinnen im Osten noch kaum in ihr Licht getaucht, als Ezio, erfrischt von seinem kurzen Schlaf, wachsam neben dem Steinadler hockte. Er wusste, dass der Augenblick gekommen war. Er wusste auch, dass er rasch handeln musste – jeder Moment, den er dort zubrachte, erhöhte das Risiko, entdeckt zu werden. Die Templer hatten die Suche nach ihm bestimmt noch nicht aufgegeben, und sie würden von Hass regelrecht angeheizt sein. Seine Flucht, nachdem sie ihn schon im Todesgriff hatten, würde sie nach Vergeltung heulen lassen.

Ezio schätzte die Entfernungen und Winkel, und als er zufrieden war, stemmte er den Stiefel gegen den steinernen Adler und versetzte ihm einen kräftigen Stoß. Die Statue schaukelte auf ihrer Plinthe, dann kippte sie nach vorn über das Gelände und stürzte sich überschlagend dem

Mosaikboden in der Tiefe entgegen. Ezio sah ihr nur eine halbe Sekunde lang nach, um sich zu vergewissern, dass der Kurs stimmte, dann warf er sich selbst in die Luft, dem Steinadler hinterher, ein Todessprung, wie er lange keinen mehr gemacht hatte, doch jetzt stellte sich das alte Hochgefühl wieder ein. Sie fielen, tiefer und tiefer, der Adler voran, Ezio im gleichen Tempo hinterher, mit fünf Metern Abstand, offenbar sehr, sehr festem Boden entgegen.

Ezio hatte keine Zeit zu beten, dass ihm kein Fehler unterlaufen war. Falls doch, wäre die Zeit zum Beten – worum auch immer – gleich vorbei.

Der Adler schlug zuerst auf, genau in der Mitte des Mosaiks.

Für einen Sekundenbruchteil schien es, als wäre der Adler zersplittert, tatsächlich war es jedoch das Mosaik, das zerbrach und ein

großes Loch freilegte, das in den Erdboden hinabreichte und in das sowohl der Adler als auch Ezio hineinstürzten. Ezio landete sogleich auf einer Art Rutsche, die in einem Winkel von fünfundvierzig Grad schräg in die Tiefe führte. Mit den Füßen voran glitt er sie hinunter, lenkte mit den Armen, hörte, wie der Steinadler ihm donnernd vorausrauschte, bis er mit einem gewaltigen Platschen in ein unterirdisches Wasserbecken fiel – wie im nächsten Moment auch Ezio selbst.

Als er wieder auftauchte, sah er, dass sich das Becken in der Mitte eines Vestibüls oder eines ähnlichen Raums befand. Dass es sich um eine Vorkammer handelte, schloss er daraus, dass sie von ihrer Architektur her auf eine Tür zuführte. Eine Tür aus dunkelgrünem Stein, den die Zeit glatt geschliffen hatte.

Und Ezio war nicht allein. Der Lärm seines Auftritts hatte unweit der Tür und am Grani-
trand des Beckens fünf Templer alarmiert,
die sich nach ihm umdrehten und nun
fluchend und mit gezogenen Schwertern auf
ihn warteten. Bei ihnen war ein Mann in
Arbeitskleidung, der um die Hüfte eine
staubige Leinwandschürze und am Gürtel
einen ledernen Werkzeugbeutel trug. Ein
Steinmetz offenbar. In den Händen hielt er
einen Hammer und einen großen Meißel. Of-
fenen Mundes glotzte er Ezio an.

Ezio stieg aus dem Wasser, während die
Templer schon heranstürmten, um ihn mit
Hieben einzudecken, aber er wehrte sie lange
genug ab, um auf die Füße zu kommen.
Dann stellte er sich ihnen entgegen.

Wieder spürte er ihre Angst und nutzte ihr
kurzes Zögern, als Erste anzugreifen. Mit der
rechten Hand zog er entschlossen seinen

Säbel, mit der linken löste er die verborgene Klinge aus. Mit zwei schnellen Streichen nach links und rechts brachte er die zuvorderst stehenden Männer zu Fall. Die anderen umkreisten ihn, gerade außerhalb seiner Reichweite, und führten abwechselnd plötzliche Stiche nach ihm wie zuschnappende Vipern, in der Hoffnung, ihn zu verwirren. Doch ihre Bemühungen waren nicht konzertiert genug. Es gelang Ezio, einem der Männer seine Schulter in den Leib zu rammen und ihn ins Wasserbecken zu stoßen. Er versank fast auf der Stelle, das dunkle Wasser erstickte seinen gequälten Hilfeschrei. Ezio fuhr geduckt herum und schleuderte einen vierten Mann über seinen Rücken auf den Granitboden. Der Helm des Mannes flog davon, sein Schädel knallte ungeschützt auf den diamantharten Stein.

Der noch lebende fünfte Mann, ein Templer-Korporal, rief dem Arbeiter einen verzweifelten Befehl zu, aber der Mann tat nichts, weil er wie versteinert war. Als der Korporal dann sah, wie Ezio sich ihm zuwandte, wich er vor Angst sabbernd nach hinten, bis ihn die Wand aufhielt. Ezio näherte sich ihm, wollte ihn jedoch nur bewusstlos schlagen. Der Korporal, der auf seine Chance gewartet hatte, führte einen tückischen Dolchstich nach Ezios Schritt. Ezio wich zur Seite aus und packte den Mann nahe der Kehle an der Schulter.

„Ich hätte Euer Leben verschont, Freunden. Aber Ihr lasst mir keine Wahl.“ Mit einem schnellen Schnitt seines rasiermesser-scharfen Säbels trennte Ezio dem Mann den Kopf vom Rumpf. „Requiescat in Pace“, sagte er leise.

Dann wandte er sich dem Steinmetz zu.

Der Mann war ungefähr in Ezios Alter, allerdings zu fett und nicht in bester Form. Und im Augenblick zitterte er wie Espenlaub.

„Tötet mich nicht, Herr!“, flehte der Mann und duckte sich ängstlich. „Ich bin nur ein Arbeiter, weiter nichts. Nur ein armer Niemand mit einer Familie, für die er sorgen muss.“

„Habt Ihr einen Namen?“

„Adad, Herr.“

„Was für eine Art von Arbeit tut Ihr für diese Leute?“ Ezio bückte sich, wischte seine Klingen an der Kleidung des toten Korporals sauber und ließ sie verschwinden. Adad entspannte sich ein wenig. Er hielt immer

noch Hammer und Meißel in den Händen, und Ezio behielt beides genau im Auge. Aber der Steinmetz schien die Werkzeuge ganz vergessen zu haben.

„Nun, in erster Linie grabe ich für sie. Eine verflucht schwere Arbeit ist das, Herr. Ich habe ein Jahr gebraucht, nur um diesen Raum zu finden.“ Adad musterte Ezios Gesicht, doch wenn er nach Mitgefühl suchte, so wurde er nicht fündig. Dann fuhr er fort: „Seit drei Monaten versuche ich nun, durch diese Tür zu brechen.“

Ezio wandte sich von dem Mann ab und blickte sich die Tür an. „Ihr habt keinerlei Fortschritte erzielt“, stellte er fest.

„Nicht einmal eine Delle habe ich darin hinterlassen! Dieser Stein ist härter als Stahl.“

Ezio strich mit einer Hand über den glasglatten Stein. Seine Miene wurde noch

ernster. „Ich bezweifle, dass es Euch je gelingen wird. Diese Tür schützt Dinge, die wertvoller sind als alles Gold der Welt.“

Nachdem die unmittelbare Todesgefahr nun vorüber war, trat ein verräterischer Glanz in die Augen des Mannes. „Aha! Sprecht Ihr etwa von ... Edelsteinen?“

Ezio musterte ihn spöttisch. Dann richtete er seinen Blick wieder auf die Tür und nahm sie eingehend in Augenschein. „Hier sind Schlüssellöcher. Fünf an der Zahl. Wo sind die Schlüssel?“

„Mir sagt man nicht viel. Aber ich weiß, dass die Templer einen der Schlüssel unter dem Palast des osmanischen Sultans gefunden haben. Was die anderen angeht, so nehme ich an, dass ihnen ihr kleines Buch darüber Aufschluss geben wird.“

Ezio sah ihn scharf an. „Unter dem Palast von Sultan Bayezid? Und was hat es mit diesem Buch auf sich?“

Der Steinmetz zuckte mit den Schultern. „Es ist eine Art Tagebuch, glaube ich. Dieser hässliche Hauptmann, der mit dem Narbengesicht, trägt es stets bei sich.“

Ezio kniff die Augen zusammen und dachte rasch nach. Dann schien er sich zu entspannen und zog einen kleinen Leinenbeutel unter seiner Kleidung hervor, den er Adad zuwarf. Der Inhalt klimperte, als der Mann den Beutel auffing.

„Geht nach Hause!“, sagte Ezio. „Sucht Euch eine andere Arbeit! Bei ehrbaren Leuten.“

Adad sah erst erfreut, dann zweifelnd drein. „Ihr wisst gar nicht, wie gern ich das täte. Ich ginge gern von hier fort. Aber diese

Männer ... sie werden mich umbringen, wenn ich es versuche.“

Ezio drehte sich halb um und blickte die Rutsche hinauf. Ein dünner Lichtstrahl fiel herab.

Er wandte sich wieder an den Steinmetz. „Packt Euer Werkzeug zusammen!“, sagte er. „Von jetzt an habt Ihr nichts mehr zu befürchten.“

Ezio hielt sich an die weniger benutzten Treppen und Gänge der Burg und gelangte so ungesehen wieder auf die höchsten Wehrgänge der Festung. Sein Atem bildete Wolken in der kalten Luft. Er suchte sich eine Stelle, von der aus das Dorf Masyaf zu sehen war, das sich in den Schatten der Burg duckte. Er wusste, dass er die Burg unmöglich durch eines der streng bewachten Tore verlassen konnte, aber er musste den narbengesichtigen, kahlköpfigen Hauptmann aufspüren. Er nahm an, dass der Mann draußen unterwegs war und die Suche nach dem entflohenen Assassinen leitete. Die Templer durchkämmten sicher die Umgebung, was den Umstand erklärte, dass sich in

der Festung momentan nur wenige Männer aufhielten. In jedem Fall, das wusste Ezio, würde ihn der nächste Schritt seiner Mission über die Mauern Masyafs hinausführen – aber dazu musste er die Burg erst einmal verlassen.

Als er freie Sicht auf das Dorf hatte, sah er, dass Templer dort die Runde machten und die Bewohner befragten. Er vergewisserte sich, dass er die Sonne im Rücken hatte und somit von unten nicht deutlich zu sehen war, dann holte er den Fallschirm hervor, faltete ihn auseinander und baute ihn zusammen, so schnell es ihm die nötige Sorgfalt erlaubte. Schließlich würde sein Leben davon abhängen. Die Entfernung war selbst für den gewagtesten Todessprung zu groß und das Gefälle zu gefährlich.

Der Fallschirm hatte die Form eines dreieckigen Zeltes oder einer Pyramide und

bestand aus robuster Seide, die von Streben aus dünnem Stahl gehalten wurde. Ezio verknotete die Seile der vier Ecken zu einem Geschirr, das er sich um die Brust band. Dann hielt er inne, um den Wind zu prüfen und sich zu überzeugen, dass von unten niemand heraufschaute, und endlich warf er sich in die Tiefe.

Es wäre ein erhebendes Gefühl gewesen, hätte er die Muße gehabt, es zu genießen. So aber musste er sich auf die Steuerung des Geräts konzentrieren und dabei Konvektionsströme und Thermik nutzen wie ein Adler. Schließlich landete er gut zehn Meter vom nächsten Gebäude entfernt. Rasch verstaute er den Fallschirm, dann machte er sich auf den Weg ins Dorf.

In der Tat waren die Templer eifrig dabei, die Bewohner zu drangsalieren, stießen sie herum und schlugen sie gnadenlos, wenn sie

nicht klar und umgehend antworteten. Ezio mischte sich unter die Dorfbevölkerung, lauschte und beobachtete.

Ein alter Mann bat einen banditenhaften Templer, der über ihm aufragte, um Mitleid. „Helft mir!“, flehte er jeden an, der ihn hören konnte, aber niemand erfüllte ihm seine Bitte.

„Rede, du Hund!“, rief der Templer. „Wo ist er?“

In der Nähe wurde ein jüngerer Mann von zwei Kerlen geschlagen, obwohl er sie beschwor aufzuhören. Ein anderer heulte: „Ich bin unschuldig!“ Dennoch wurde er niedergeknüppelt.

„Wo versteckt er sich?“, knurrten seine Angreifer.

Nicht nur mit den Männern wurde grausam umgesprungen. Zwei andere dieser feigen Templer hielten eine Frau fest, während ein

dritter unbarmherzig auf sie eintrat und ihre Schreie erstickte. Sie wand sich am Boden und beteuerte immer wieder: „Ich weiß nichts! Bitte vergebt mir!“

„Schaff uns den Assassinen herbei, und dir wird nichts weiter geschehen“, grinste ihr Peiniger und brachte sein Gesicht ganz nah an das ihre. „Wenn nicht ...“

Ezio verfolgte die Szene. Es drängte ihn fast schmerzhaft, der Frau beizustehen, aber er zwang sich zur Konzentration auf seine Suche nach dem Hauptmann. Er traf gerade rechtzeitig am Haupttor des Dorfes ein, um zu sehen, wie der Gesuchte auf einen Pferdekarren stieg. Der Hauptmann hatte es so eilig, dass er den Kutscher vom Bock zu Boden stieß.

„Aus dem Weg!“, brüllte er. „*Fiye apó brostá mou!*“ Der Hauptmann ergriff die Zügel und funkelte seine Männer ringsum an.

„Ihr bleibt alle hier, bis der Assassine tot ist“, knurrte er. „Habt ihr das verstanden? Findet ihn!“

Er hatte Griechisch gesprochen, wie Ezio erkannte. Bislang hatte Ezio zumeist Italienisch und Arabisch gehört. Konnte der Hauptmann ein Byzantiner sein? Ein Nachkomme jener, die ins Exil getrieben wurden, als Konstantinopel fünfundsechzig Jahre zuvor unter dem Schwert von Sultan Mehmed gefallen war? Ezio wusste, dass die Vertriebenen sich bald darauf auf dem Peleponnes niedergelassen hatten, aber auch nachdem sie von den siegreichen Osmanen überrannt worden waren, gab es in Kleinasien und im Nahen Osten noch Nester von ihnen.

Er trat vor.

Die Soldaten musterten ihn unruhig.

„Herr!“, rief einer der Mutigeren. „Er scheint *uns* gefunden zu haben.“

Zur Antwort riss der Hauptmann die Peitsche aus der Halterung neben dem Kutschbock, hieb auf die Pferde ein und brüllte: „Los! Lauft!“

Als Ezio dies sah, explodierte er regelrecht und rannte los. Templer versuchten, ihn aufzuhalten, doch er zog seinen Säbel und hieb sich ungeduldig den Weg frei. Er versuchte, den schneller werdenden Karren mit einem Sprung zu erreichen, verfehlte ihn jedoch knapp, erwischte aber ein Seil, das hinten von dem Gefährt herunterhing. Der Karren ruckte kurz, schoss dann nach vorn und schleifte Ezio mit sich.

Unter Schmerzen hangelte sich Ezio auf den Karren zu, während er hinter sich das Donnern von Hufen hörte. Zwei Soldaten hatten sich selbst je ein Pferd geschnappt und waren ihm nun dicht auf den Fersen, die Schwerter erhoben und darauf bedacht, so

nahe an ihn heranzukommen, dass sie ihn mit ihren Klingen treffen konnten. Im Ritt schrien sie dem Hauptmann Warnungen zu, der die eigenen Pferde zu noch wilderem Galopp antrieb. Derweil hatte auch ein anderer, leichter Karren die Verfolgung aufgenommen und holte zügig auf.

Die rasende Fahrt ging über holpriges Terrain. Ezio zog sich weiter am Seil entlang und auf den Karren zu. Ein halber Meter noch, dann hatte er das Heck erreicht.

Doch da waren die zwei Reiter heran. Er zog den Kopf ein, wartete auf einen Hieb, aber die Reiter hatten es zu eilig gehabt und sich mehr auf ihr Opfer als auf das Reiten konzentriert. Nur Zentimeter von Ezios Fersen entfernt prallten ihre Tiere zusammen und stürzten – die Pferde wiehernd, die Reiter fluchend – in einer Staubwolke zu Boden.

Ezio zwang seine schmerzenden Arme zu einer letzten Anstrengung. Schwer atmend zog er sich auf den Karren, wo er einen Moment lang reglos liegen blieb. Ihm war schwindlig, und er rang nach Atem.

Unterdessen hatte sich der zweite Wagen neben den ersten gesetzt, und der Hauptmann bedeutete den Männern dort wild gestikulierend, näher an seinen Karren heranzumanövrieren. Kaum hatten sie das getan, sprang der Hauptmann auf das andere Gefährt hinüber und stieß den Kutscher vom Bock. Mit einem dumpfen Aufschrei stürzte der Mann von dem dahinrasenden Karren zu Boden, schlug auf einem Stein auf und prallte mit einem widerlichen Laut davon ab, bevor er reglos liegen blieb, den Kopf in unnatürlichem Winkel verdreht.

Der Hauptmann brachte die durchgehenden Pferde unter Kontrolle und raste

davon. Ezio kroch derweil auf dem Karren, auf dem er sich nun befand, nach vorn und ergriff die Zügel. Seine Armmuskeln meldeten sich schmerzhaft, als er an den Zügeln zerrte, um sein Gespann in den Griff zu bekommen. Den beiden Pferden flog der Schaum von den Flanken, ihre Augen waren groß und voller Panik, und die Trense hatte ihnen schon das Maul blutig gerissen, aber sie blieben im Galopp, und Ezio blieb auf der Jagd.

Als er das sah, steuerte der Hauptmann auf ein altes, offenes Tor am Straßenrand zu, das von bröckelnden Ziegelsäulen gestützt wurde. Es gelang ihm, eine der Säulen zu streifen, ohne seine rasende Fahrt zu verlangsamen, und der Pfeiler stürzte ein. Die Trümmer gingen direkt vor Ezio nieder. Der riss an den Zügeln, dirigierte sein Gespann im letzten Moment nach rechts, und sein

Wagen geriet holpernd und krachend von der Straße ins danebenliegende Buschland. Er versuchte mit aller Kraft, seine Pferde wieder nach links zu lenken, zurück auf den Weg. Staub und kleine Steine wirbelten umher, schnitten Ezio in die Wangen und zwangen ihn, die Augen zu Schlitzen zu verengen. Aber zu keiner Sekunde ließ er den anderen Karren aus dem Blick.

„Fahrt zur Hölle!“, schrie der Hauptmann über die Schulter nach hinten. Und jetzt konnte Ezio die Soldaten sehen, die im Heck des anderen Wagens hockten und Granaten bereit machten, die sie nach ihm werfen wollten. Im Zickzack versuchte er den Explosionen, die links und rechts und hinter ihm hochgingen, so gut wie möglich auszuweichen. Inzwischen kämpfte er regelrecht mit seinen panischen und nun förmlich durchgehenden Pferden. Doch die Granaten

verfehlten allesamt ihr Ziel, und er blieb auf Kurs.

Der Hauptmann versuchte es mit einer anderen Taktik – einer gefährlichen.

Unvermittelt wurde er langsamer und fiel zurück, sodass Ezio sich, noch ehe er etwas dagegen tun konnte, plötzlich auf einer Höhe mit ihm befand. Augenblicklich ließ der Hauptmann sein Gespann einen Schlenker machen, und sein Karren krachte gegen Ezios.

Ezio konnte das Weiße in den wie vor Wahnsinn geweiteten Augen des Hauptmanns sehen, und die Narbe in seinem Gesicht schien fast zu leuchten, als sie einander durch die stauberfüllte Luft hindurch anfunkelten.

„Stirb, du Lumpenhund!“, schrie der Hauptmann.

Dann schaute er nach vorn. Ezio folgte seinem Blick und sah ein Stück voraus einen Wachturm und dahinter ein weiteres Dorf. Dieses Dorf war größer als Masyaf und teilweise befestigt. Ein Außenposten der Templer.

Der Hauptmann entlockte seinen Pferden einen letzten Spurt, und als er mit einem Triumphschrei den Karren zur Seite lenkte, warfen seine Männer noch zwei Bomben. Diesmal explodierte eine davon unter dem linken Hinterrad von Ezios Wagen. Die Detonation schleuderte den Karren ein Stück weit in die Luft. Ezio wurde herausgeschleudert, seine Pferde stießen Laute aus wie die einer Banshee und stürmten, die Überreste des zerstörten Karrens im Schlepp, ins Buschland davon. Rechts von der Straße fiel das Gelände steil ab, und Ezio rollte sechs, sieben Meter weit hinunter, bis

ein Dornenstrauch seinen Fall bremste und ihn verbarg.

Bäuchlings lag er mit von sich gestreckten Gliedern da und blickte auf den grauen Boden, der nur Zentimeter von seinem Gesicht entfernt war. Er konnte sich nicht rühren, konnte keinen klaren Gedanken fassen, hatte nur das Gefühl, sich jeden Knochen im Leib gebrochen zu haben. Er schloss die Augen und wartete auf das Ende.

Ezio hörte Stimmen, weit entfernt, während er wie träumend dalag. Er glaubte, den jungen Mann in Weiß wiederzusehen, war sich aber nicht ganz sicher. Dieser Mann hatte ihm weder geholfen noch hatte er sich ihm in den Weg gestellt, aber er schien auf seiner Seite zu sein. Andere kamen und gingen: seine seit Langem toten Brüder Federico und Petruccio, Claudia, sein Vater und seine Mutter und – ungebeten und unerwünscht – das schöne, aber grausame Gesicht von Caterina Sforza.

Die Visionen verblassten, doch die Stimmen blieben, und sie waren jetzt auch lauter. Seine anderen Sinne meldeten sich zurück. Er schmeckte Dreck im Mund und roch den

Erdboden, auf dem er mit der Wange lag. Auch die Schmerzen in seinem Körper kehrten wieder zurück. Er glaubte, sich nie mehr bewegen zu können.

Die Stimmen waren undeutlich. Sie kamen von oben. Er konnte sich denken, dass die Templer sich über den Rand der kleinen Steilwand beugten, die er heruntergefallen war, kam dann aber darauf, dass sie ihn ja gar nicht sehen konnten. Das dichte Strauchwerk verbarg ihn. Als er aus ihrem Blickfeld verschwunden war, hatten die Templer einen Suchtrupp losgeschickt, der später zurückkehrte, ohne etwas Hieb- und Stichfestes berichten zu können. Was den Hauptmann noch mehr aufbrachte.

Ezio wartete eine Weile, bis die Stimmen allmählich leiser wurden und schließlich ganz verklungen. Dann bewegte er zögernd seine Hände und Füße, danach Arme und

Beine, und dabei spuckte er die Erde aus, die sich in seinem Mund gesammelt hatte. Es schien nichts gebrochen zu sein. Langsam und unter Schmerzen kroch er wie ein Wurm aus den Büschen und rappelte sich auf. Dann kletterte er vorsichtig und jede Deckung nutzend wieder zur Straße hinauf.

Er kam gerade rechtzeitig oben an, um zu sehen, wie der Templer-Hauptmann ein paar Hundert Meter entfernt das Tor in der Mauer des befestigten Dorfes durchquerte. Ezio hielt sich am Straßenrand, wo er sich hinter Sträuchern verbergen konnte, klopfte sich den Dreck ab und machte sich auf den Weg zum Dorf, obwohl jeder einzelne seiner Muskeln dagegen zu protestieren schien.

„Das war früher so einfach“, murmelte er wehmütig vor sich hin. Aber er zwang sich zum Weitergehen, streifte an der Mauer

entlang und fand eine Stelle, an der er hochklettern konnte.

Nachdem er den Kopf über die Zinnen gestreckt hatte, um sich zu vergewissern, dass er unbeobachtet war, zog er sich hinüber und ließ sich ins Dorf hinunterfallen. Er fand sich im Viehhof wieder, der bis auf zwei junge Kühe, die zur Seite wichen und ihn aufmerksam beäugten, leer war. Er nahm sich etwas Zeit und wartete, für den Fall, dass es dort Hunde gab. Dann verließ er den Viehhof durch die Seitenpforte und ging durch das scheinbar verlassene Dorf in die Richtung, aus der er laute Stimmen hörte. Als er sich dem Dorfplatz näherte, erblickte er den Hauptmann und trat hinter einen Schuppen. Der Hauptmann befand sich auf einem niedrigen Turm an einer Ecke des Platzes und schalt zwei unglückselige Feldwebel. Hinter ihnen standen die

Dorfbewohner stumm beisammen. Die Worte des Hauptmanns wurden untermalt vom Klappern eines Wasserrads auf der anderen Seite, das von dem Flüsschen, das durchs Dorf lief, angetrieben wurde.

„Ich scheine hier der Einzige zu sein, der weiß, wie man mit einem Pferd umgeht“, ereiferte sich der Hauptmann. „Bis wir sicher sind, dass er diesmal wirklich tot ist, werdet Ihr nicht einmal blinzeln! Verstanden?“

„Jawohl“, antworteten die Männer verdrießlich.

„Wie oft habt ihr nun vergebens versucht, diesen Mann zu töten, hm?“, fuhr der Hauptmann wütend fort. „Hört zu und hört mir ganz genau zu – wenn ich seinen Kopf nicht noch in dieser Stunde durch den Staub rollen sehe, werden stattdessen eure fallen!“

Der Hauptmann verstummte, drehte sich um und ließ von seinem Turm aus den Blick

über die Straße wandern. Ezio sah ihm seine Nervosität an. Er fingerte am Spannhebel seiner Armbrust herum.

Während der Schimpfkanonade des Hauptmanns hatte Ezio sich unter die Dörfler gemischt, so gut es ging – was ihm angesichts seiner ramponierten Erscheinung nicht allzu schwerfiel. Jetzt löste sich die Menge allerdings auf, die Menschen gingen wieder an die Arbeit. Die Stimmung unter ihnen war unruhig, und als ein Mann vor Ezio plötzlich stolperte und einen anderen anrempelte, fuhr dieser ärgerlich herum und schnauzte: „Geh mir aus dem Weg, verdammte, mach schon!“

Der Zwischenfall erregte das Augenmerk des Hauptmanns. Er ließ den Blick über die Menge schweifen, und er fiel sogleich auf Ezio.

„He!“, rief er. Binnen eines Augenblicks hatte er seine Armbrust gespannt und einen Bolzen aufgelegt, und dann drückte er auch schon ab.

Ezio wich dem Schuss geschickt aus, der Bolzen flog an ihm vorbei und bohrte sich in den Arm des Mannes, der den anderen gerade angeschnauzt hatte.

„Aauu!“, entfuhr es ihm schrill, seine Hand umklammerte den verletzten Oberarm.

Ezio suchte sich eine Deckung, während der Hauptmann nachlud.

„Ihr werdet dieses Dorf nicht lebend verlassen!“, brüllte er und schoss ein weiteres Mal. Diesmal schlug der Bolzen nur in einen hölzernen Türrahmen, hinter den Ezio sich geduckt hatte. Aber der Hauptmann wusste zu zielen, daran bestand kein Zweifel. Bisher hatte Ezio einfach nur Glück gehabt. Er

musste verschwinden, und zwar schnell. Zwei weitere Bolzen pfißen an ihm vorbei.

„Es gibt keinen Ausweg!“, rief ihm der Hauptmann hinterher. „Gebt auf und stellt Euch, jämmerlicher alter Hund!“ Er schoss von Neuem.

Ezio holte Luft, sprang in die Höhe, fand Halt am Sturz einer anderen Tür und schwang sich nach oben, sodass er auf das flache Lehm Dach eines Häuschens gelangte. Er rannte zur anderen Seite hinüber. Unterdessen zischte ein weiterer Bolzen an seinem Ohr vorbei.

„Bleibt stehen und sterbt!“, wütete der Hauptmann. „Eure Zeit ist gekommen, das müsst Ihr hinnehmen, auch wenn Ihr weit fort seid von Eurem verdammten Zwinger in Rom! Kommt her und schaut Eurem Henker ins Gesicht!“

Ezio sah Soldaten einen Bogen in den hinteren Teil des Dorfes schlagen, um ihm den Fluchtweg abzuschneiden. Aber damit ließen sie den Hauptmann mit seinen beiden Feldwebeln allein zurück, und sein Köcher war leer.

Die Dorfbewohner hatten sich längst zerstreut und versteckt.

Ezio duckte sich hinter die niedrige Mauer, die um das Dach herum lief, nahm seine Taschen vom Rücken und streifte die Pistolenhalterung über sein rechtes Handgelenk.

„Warum gebt Ihr nicht auf?“, rief der Hauptmann und zog sein Schwert.

Ezio erhob sich. „Weil ich das nie gelernt habe“, erwiderte er mit klarer Stimme und hob seine Waffe.

Der Hauptmann blickte kurz von Panik und Angst erfüllt auf die erhobene Waffe, dann

kreischte er seinen Männern zu: „Aus dem Weg!“ Er stieß sie beiseite und sprang vom Turm zu Boden. Ezio schoss und erwischte ihn mitten im Sprung. Die Kugel traf ihn ins linke Knie. Mit einem schrillen Schmerzensschrei fiel der Hauptmann zu Boden, prallte mit dem Kopf gegen einen scharfkantigen Stein und rollte herum. Die Feldwebel flohen.

Ezio überquerte den verwaisten Platz. Keiner der Soldaten kam zurück. Entweder waren sie inzwischen zu der Überzeugung gelangt, dass er tatsächlich ein übernatürliches Wesen war, oder ihre Liebe zu ihrem Hauptmann war nicht sonderlich groß. Es herrschte Stille bis auf das regelmäßige Klappern des Wasserrads und das gequälte Wimmern des Hauptmanns.

Sein Blick fiel auf Ezio, der näher kam. „Verdammt!“, fluchte er. „Nun, worauf wartet Ihr? Macht schon, tötet mich!“

„Ihr habt etwas, das ich brauche“, erwiderte Ezio ruhig und lud seine Pistole nach, sodass nun beide Kammern wieder schussbereit waren. Der Hauptmann beäugte die Waffe.

„Der alte Hund hat noch Biss, wie ich sehe“, presste er zwischen den Zähnen hervor. Blut floss aus seiner Wunde am Knie und der ernsteren Verletzung an seiner linken Schläfe.

„Das Buch, das Ihr bei Euch tragt. Wo ist es?“

Der Hauptmann sah ihn verschlagen an. „Niccolò Polos altes Tagebuch meint Ihr? Davon wisst Ihr? Das überrascht mich, Assassine.“

„Ich stecke voller Überraschungen“, entgegnete Ezio. „Gebt es mir!“

Der Hauptmann sah ein, dass ihm keine Wahl blieb, und zog unter seinem Wams ein altes, in Leder gebundenes Buch hervor, das etwa dreißig mal fünfzehn Zentimeter messen mochte. Seine Hand zitterte, und er ließ das Buch fallen. Er senkte den Blick darauf – mit einem Lachen, das ihm gurgelnd im Hals erstarb. „Nehmt es!“, sagte er. „Wir haben ihm all seine Geheimnisse entlockt und den ersten der fünf Schlüssel bereits gefunden. Sobald wir auch die übrigen in unserem Besitz haben, werden der Großtempel und all die Macht darin unser sein.“

Ezio sah ihn mitleidig an. „Ihr irrt Euch, Soldat. Es gibt keinen alten Tempel in Masyaf. Nur eine Bibliothek voller Weisheit.“

Der Hauptmann erwiderte seinen Blick. „Euer Vorfahr Altaïr hatte den Apfel von Eden sechzig Jahre lang in seinem Besitz,

Ezio. Er gewann daraus viel mehr als das, was Ihr Weisheit nennt. Er erfuhr ... *alles!*“

Darüber dachte Ezio kurz nach. Er wusste, dass der Apfel in einer Kirchengruft in Rom sicher verwahrt war. Dafür hatten er und Machiavelli gesorgt. Doch seine Aufmerksamkeit wurde durch ein scharfes, schmerzhaftes Keuchen des Hauptmanns sogleich wieder abgelenkt. Während sie miteinander sprachen, hatten seine unbehandelten Wunden unvermindert weitergeblutet. Jetzt war der Mann totenblass. Ein seltsam friedlicher Ausdruck breitete sich in seinem Gesicht aus, und als ihm schließlich ein langer und letzter Seufzer entfloß, sank er zurück.

Ezio musterte ihn noch einen Augenblick lang. „Ihr wart ein echter *bastardo*“, sagte er. „Aber trotzdem ... *requiescat in Pace.*“

Er beugte sich vor und schloss dem Mann mit der behandschuhten Hand sanft die Augen.

Das Wasserrad hämmerte unverändert. Abgesehen davon war es still.

Ezio nahm das Buch auf und drehte es in den Händen. In den Deckel war ein Symbol eingeprägt, dessen Goldauflage längst verblasst war. Das Zeichen der Bruderschaft der Assassinen. Leise lächelnd schlug er das Buch auf.

LA CROCIATA SEGRETA

Niccolò Polo

MASYAF, giugno, MCCLVII

COSTANTINOPOLI, gennaio, MCCLVIII

Ezio zog beim Lesen scharf den Atem ein.

Konstantinopel, dachte er. Natürlich ...

Der Wind wurde frischer, und Ezio schaute von Niccolò Polos Buch auf, das offen in seinem Schoß lag. Er saß unter einem Sonnensegel auf dem Achterdeck der bauchigen Baghlah, die durch das klare blaue Wasser des Weißmeers schnitt, Lateiner- und Stagsegel gesetzt, um den günstigen Wind voll zu nutzen.

Die lange Reise von Latakia an der syrischen Küste hatte ihn zunächst zurück nach Zypern geführt. Der nächste Hafen war Rhodos gewesen, wo ein neuer Passagier an Bord gekommen war, eine schöne Frau von vielleicht dreißig Jahren in einem grünen Kleid, das perfekt zu ihrem rotgoldenen Haar passte. Dann war es weitergegangen

durch den Dodekanes, nordwärts in Richtung Dardanellen und schließlich ins Marmarameer.

Jetzt näherte sich die Reise ihrem Ende. Die Seeleute riefen einander Anweisungen zu, während sich die Passagiere auf dem Schandeck aufrehten, um zu sehen, wie Backbord voraus, noch eine Meile entfernt und im grellen Sonnenlicht glitzernd, die gewaltige Stadt Konstantinopel auftauchte. Ezio versuchte, Teile der Stadt anhand der Karte, die er in Syrien im Hafen gekauft hatte, zu identifizieren. In seiner Nähe stand ein teuer gekleideter junger Mann, wahrscheinlich noch keine zwanzig, ein Osmane, der offenbar mit der Stadt vertraut war und mit dem Ezio flüchtig Bekanntschaft geschlossen hatte. Der junge Mann hantierte mit einem Astrolabium, nahm Messungen vor und machte sich Notizen in einem Buch

mit elfenbeinfarbenem Einband, das an einem Seidenband von seinem Gürtel hing.

„Wo ist das?“, fragte Ezio und zeigte auf eine Stelle seiner Karte. Er wollte noch vor dem Anlegen so viel wie möglich über die Stadt in Erfahrung bringen. Die Nachricht von seiner Flucht vor den Templern in Masyaf folgte ihm gewiss dichtauf, und er musste sich beeilen.

„Das Bayezid-Viertel. Die große Moschee, die Ihr da seht, baute der Sultan vor ungefähr fünf Jahren. Und gleich dahinter könnt Ihr die Dächer des Großen Basars erkennen.“

„Aha, verstehe“, sagte Ezio und blinzelte in die Sonne, um seinen Blick zu schärfen. Er wünschte, Leonardo wäre dazu gekommen, jenes Instrument zu bauen, von dem er immer sprach – eine Art ausziehbare Röhre mit Linsen darin – und das ferne Dinge näher erscheinen lassen sollte.

„Passt auf Euren Geldbeutel auf, wenn Ihr den Basar besucht“, riet der junge Mann. „Dort werdet Ihr auf recht bunt gemischtes Volk treffen.“

„Wie in jedem *Souk*.“

„*Evet*.“ Der junge Mann lächelte. „Gleich da drüben, wo die Türme stehen, liegt das Kaiserviertel. Diese graue Kuppel, die Ihr da seht, gehört zu der alten Kirche Hagia Sophia. Heute ist das natürlich eine Moschee. Und dahinter, seht Ihr dieses lange, niedrige gelbe Gebäude, eigentlich eher ein Gebäudekomplex, mit den beiden dicht nebeneinander liegenden Kuppeln und der Spitze? Das ist das Topkapi-Serail. Eines der ersten Bauwerke, die wir nach der Eroberung errichtet haben, und wir arbeiten immer noch daran.“

„Wohnt dort Sultan Bayezid?“

Die Miene des jungen Mannes verdüsterte sich ein wenig. „Eigentlich sollte er das, aber nein, er residiert nicht hier. Nicht im Moment jedenfalls.“

„Ich muss diesen Palast besuchen.“

„Dazu braucht Ihr erst ein Einladung.“

Die Brise ließ nach, und die Segel erschlafften. Die Matrosen holten das Stagesegel ein. Der Kapitän drehte das Schiff etwas, und ein anderer Teil der Stadt rückte ins Blickfeld.

„Seht Ihr die Moschee dort?“, fuhr der junge Mann fort, als hätte er es eilig, das Gesprächsthema Topkapi-Serail hinter sich zu lassen. „Das ist die Fatih Camii, die erste Moschee, die Sultan Mehmed bauen ließ, um seinen Sieg über die Byzantiner zu feiern. Auch wenn nicht viel von ihnen übrig war, als er hierherkam. Ihr Reich war damals längst tot. Aber er wollte, dass seine Moschee

die Hagia Sophia übertraf. Wie Ihr seht, hat er das nicht ganz geschafft.“

„Er hat sich jedenfalls redlich Mühe gegeben“, erwiderte Ezio diplomatisch, während sein Blick das prachtvolle Bauwerk maß.

„Mehmed war verärgert“, erklärte der junge Mann. „Es heißt, dass er dem Architekten zur Strafe einen Arm abtrennen ließ. Aber das ist natürlich nur eine Legende. Sinan war als Architekt viel zu gut, als das Mehmed ihm Schaden zugefügt hätte.“

„Ihr sagtet, der Sultan residiere nicht hier“, hakte Ezio wie beiläufig nach.

„Bayezid? Nein.“ Der sorgenschwere Gesichtsausdruck des jungen Mannes kehrte zurück. „Ein großer Mann, der Sultan, doch an die Stelle des Feuers seiner Jugend sind Ruhe und Frömmigkeit getreten. Doch leider hat er sich mit Selim, einem seiner Söhne,

überworfen, und das heißt, dass zwischen den beiden seit Jahren ein Krieg gärt.“

Die Baghlah segelte jetzt an den südlichen Mauern der Stadt entlang und nahm kurz darauf die Kurve nach Norden in den Bosporus. Wenig später tat sich auf der Backbordseite eine große Bucht auf, in die das Schiff hineinsteuerte, über die gewaltige Kette hinweg, die über der Einmündung hing. Jetzt war sie gesenkt, aber sie ließ sich hochziehen, um den Hafen im Not- oder Kriegsfall zu schließen.

„Die Kette wurde seit der Eroberung nicht mehr genutzt“, sagte der junge Mann. „Mehmed konnte sie am Ende auch nicht verhindern.“

„Trotzdem eine nützliche Sicherheitsvorkehrung“, meinte Ezio.

„Wir nennen diese Bucht die Haliç“, sagte der junge Mann. „Das Goldene Horn. Und

dort, an der Nordseite, steht der Galata-Turm. Eure genuesischen Landsleute haben ihn vor etwa einhundertfünfzig Jahren erbaut. Sie nannten ihn allerdings Christea Turris, den Christus-Turm. Verständlicherweise, nicht wahr? Seid Ihr selbst aus Genua?“

„Ich bin Florentiner.“

„Na, auch nicht Eure Schuld, wie?“

„Florenz ist eine gute Stadt.“

„Affedersiniz. Ich kenne mich in Eurem Teil der Welt nicht besonders gut aus. Aber es leben noch viele Eurer Landsleute bei uns. Seit Jahrhunderten gibt es hier Italiener. Niccolò, der Vater Eures berühmten Marco Polo, trieb hier vor über zweihundert Jahren Handel, zusammen mit seinem Bruder.“ Der junge Mann musterte lächelnd Ezios Gesicht. Dann richtete er seine Aufmerksamkeit wieder auf den Galata-Turm. „Es gibt

vielleicht eine Möglichkeit für Euch, auf den Turm zu steigen. Die Wachleute lassen eventuell mit sich reden. Von dort oben aus habt Ihr den herrlichsten Blick auf die Stadt.“

„Das wäre ... lohnenswert.“

Der junge Mann sah ihn an. „Wahrscheinlich habt Ihr auch von einem anderen berühmten Landsmann Eurerseits gehört. Ich glaube, er lebt auch noch. Leonardo da Vinci?“

„Der Name sagt mir etwas.“

„Es ist noch keine zehn Jahre her, da bat unser Sultan *Sayin da Vinci bey*, eine Brücke übers Horn zu bauen.“

Ezio lächelte. Er erinnerte sich, dass Leonardo diese Sache einmal kurz erwähnt hatte. Er konnte sich die Begeisterung seines Freundes für so ein Projekt lebhaft vorstellen. „Was ist daraus geworden?“, fragte er. „Ich sehe hier keine Brücke.“

Der junge Mann breitete die Arme aus. „So weit ich weiß, war der Entwurf wunderbar, aber leider wurde der Plan nie umgesetzt. Der Sultan fand ihn letztlich doch zu ehrgeizig.“

„*Non mi sorprende*“, sagte Ezio, jedoch eher vor sich hin als zu dem jungen Mann. Dann zeigte er auf einen anderen Turm. „Ist das ein Leuchtturm?“

Der junge Mann folgte seinem Blick zu einer kleinen Insel achtern. „Ja. Ein sehr alter. Elfhundert Jahre oder sogar noch mehr. Er heißt Kiz Kulesi. Wie ist es um Euer Türkisch bestellt?“

„Nicht sonderlich gut.“

„Dann übersetze ich Euch den Namen. In Eurer Sprache bedeutet das ‚Mädchen-Turm‘. Er wurde nach der Tochter eines Sultans benannt, die dort an einem Schlangenbiss starb.“

„Warum lebte sie in einem Leuchtturm?“

Der junge Mann lächelte. „Dort sollte sie vor Schlangen geschützt sein“, sagte er. „Schaut, dort drüben liegt das Valens-Aquädukt. Seht Ihr die doppelte Bogenreihe? Diese Römer verstanden sich aufs Bauen. Als Kind bin ich da gern hinaufgeklettert.“

„Eine ganz schöne Herausforderung.“

„Ihr macht ja beinahe den Eindruck, als würdet Ihr es selbst gern einmal versuchen!“

Ezio lächelte. „Wer weiß“, meinte er nur.

Der junge Mann setzte an, um etwas zu sagen, überlegte es sich dann aber anders und machte den Mund wieder zu. Die Miene, mit der er Ezio maß, war nicht unfreundlich. Und Ezio wusste genau, was er dachte: Er hielt ihn für einen alten Mann, der seinen Jahren zu entkommen versuchte.

„Wo kommt Ihr her?“, fragte er.

Der junge Mann blickte abschätzig drein. „Ach, aus dem Heiligen Land“, antwortete er. „Aus *unserem* Heiligen Land. Mekka und Medina. Jeder gute Muslim soll diese Reise einmal im Leben unternehmen.“

„Ihr habt sie ja früh hinter Euch gebracht.“

„So könnte man sagen.“

Schweigend ließen sie die Stadt an sich vorüberziehen, während das Schiff durchs Horn und seinem Ankerplatz entgegenfuhr.

„Es gibt in ganz Europa keine Stadt mit einer solchen Silhouette“, sagte Ezio nach einer Weile.

„Aber diese Seite *liegt* in Europa“, erklärte der junge Mann. „Da drüben“, er deutete nach Osten über den Bosphorus, „*das* ist die asiatische Seite.“

„Es gibt also ein paar Grenzen, die nicht einmal die Osmanen verlegen können“, stellte Ezio fest.

„Sehr wenige“, warf der junge Mann rasch ein, und Ezio fand, dass er klang, als müsste er sich rechtfertigen. Dann wechselte er das Thema. „Ihr sagtet, Ihr seid Italiener, aus Florenz. Aber Eure Kleidung sagt etwas anderes. Und, verzeiht mir, aber Ihr seht aus, als stecktet Ihr bereits viele Tage darin. Seid Ihr schon lange auf Reisen?“

„*Si, da molto tempo.* Ich bin vor zwölf Monaten in Rom aufgebrochen, um nach ... Inspiration zu suchen. Und diese Suche führte mich hierher.“

Der Blick des jungen Mannes fiel auf das Buch in Ezios Hand, doch er sagte nichts. Ezio wollte auch nicht mehr über seine Absichten offenbaren. Er stützte sich auf die Reling und ließ den Blick über die Mauern der Stadt schweifen und über die anderen Schiffe aus aller Herren Länder, die sich an den Liegeplätzen drängten.

„Als ich noch ein Kind war, hat mir mein Vater Geschichten über den Fall von Konstantinopel erzählt“, ergriff er schließlich wieder das Wort. „Sechs Jahre vor meiner Geburt.“

Der junge Mann verstaute sein Astrolabium behutsam in einem ledernen Behälter, den er an einem um die Schulter geschlungenen Gürtel trug. „Wir nennen die Stadt Kostantiniyye.“

„Bleibt sich das nicht gleich?“

„Wir beherrschen sie jetzt. Aber Ihr habt recht. Kostantiniyye, Byzantium, Nea Roma, der Rote Apfel ... was macht das schon für einen Unterschied? Es heißt, Mehmed wollte die Stadt umbenennen in Islam-bul, ‚wo der Islam gedeiht‘. Aber diese Ableitung ist auch nur eine Legende. Allerdings benutzen einige Leute den Namen sogar. Auch wenn die Gebildeteren unter uns freilich wissen, dass es

eigentlich Istan-bol heißen müsste, ‚in die Stadt‘.“ Der junge Mann hielt kurz inne. „Was für Geschichten hat Euer Vater Euch erzählt? Von tapferen Christen, die von bösen Türken erschlagen wurden?“

„Nein, ganz und gar nicht.“

Der junge Mann seufzte. „Ich nehme an, die Moral einer jeden Geschichte entspricht dem Naturell des Menschen, der sie erzählt.“

Ezio straffte sich. Er hatte sich auf der langen Reise größtenteils erholt, nur die Seite tat ihm noch weh. „Da sind wir einer Meinung“, sagte er.

Der junge Mann lächelte warm und herzlich. „Güzel! Das freut mich! Kostantiniyye ist eine Stadt für jede Art von Mensch und Gesinnung. Selbst für die Byzantiner, die noch da sind. Und Schüler wie mich oder ... Reisende wie Euch.“

Ein jung verheiratetes seldschukisches Paar, das übers Deck an ihnen vorbeiging, unterbrach ihre Unterhaltung. Ezio und der junge Mann verstummten, um deren Gespräch zu lauschen; für Ezio war jede Information, die er über die Stadt sammeln konnte, von Interesse.

„Mein Vater wird mit all diesen Verbrechen nicht fertig“, sagte der Ehemann. „Wenn es noch schlimmer wird, muss er sein Geschäft zumachen.“

„Es wird wieder besser werden“, meinte seine Frau. „Vielleicht wenn der Sultan zurückkommt.“

„Ha!“, machte der Mann sarkastisch. „Bayezid ist schwach. Er drückt diesen byzantinischen Emporkömmlingen gegenüber ein Auge zu, und nun schau dir an, was dabei herauskommt! *Kargasha!*“

Seine Frau bedeutete ihm, still zu sein. „So etwas solltest du nicht sagen!“

„Warum nicht? Ich sage nur die Wahrheit. Mein Vater ist ein ehrlicher Mann, und er wird von Dieben bis aufs Hemd ausgezogen.“

Ezio mischte sich in die Unterhaltung ein. „Verzeiht mir, aber ich habe zufällig gehört, worüber Ihr sprecht.“

Die Frau warf ihrem Mann einen Blick zu.

Doch der Mann wandte sich furchtlos an Ezio. „*Affedersiniz, efendim*. Wie ich sehe, seid Ihr ein Reisender. Wenn Ihr in der Stadt bleibt, so besucht doch bitte den Laden meines Vaters. Seine Teppiche sind die besten im ganzen Reich, und er wird Euch einen guten Preis machen.“ Er hielt kurz inne. „Mein Vater ist ein guter Mann, aber Diebe haben sein Geschäft fast ruiniert.“

Der Mann hätte noch mehr gesagt, doch seine Frau zog ihn eilig fort.

Ezio wechselte einen Blick mit seinem Begleiter, der sich von einem Diener gerade ein Glas *sharbat* hatte geben lassen. „Möchtet Ihr auch eines?“ Er hob sein Glas. „Sehr erfrischend, und es wird noch eine Weile dauern, bis wir anlegen.“

„Das wäre ganz wunderbar.“

Der junge Mann nickte seinem Diener zu, der sich daraufhin entfernte.

Eine Gruppe osmanischer Soldaten passierte sie. Die Männer waren auf dem Heimweg von einem Einsatz in der Dodekanes und sprachen über die Stadt, in die sie zurückkehrten. Ezio gesellte sich kurz zu ihnen, derweil der junge Mann stehen blieb und Notizen in sein kleines Buch schrieb.

„Ich wüsste gern, worauf diese byzantinischen Banditen aus sind“, sagte einer der

Soldaten. „Sie hatten ihre Chance, und sie haben diese Stadt beinahe zerstört.“

„Als Sultan Mehmed einritt, lebten hier keine vierzigtausend Menschen. Und sie lebten in Schmutz und Elend“, warf ein anderer ein.

„*Aynen oyle*“, sagte ein dritter. „Stimmt genau! Und seht euch die Stadt jetzt an. Dreihunderttausend Einwohner, und zum ersten Mal seit Hunderten von Jahren floriert sie wieder. Wir haben unseren Teil getan.“

„Wir haben dieser Stadt wieder zu Stärke verholfen. Wir haben sie neu aufgebaut!“, sagte der zweite Soldat.

„Ja, aber die Byzantiner sehen das anders. Und sie sind nicht zimperlich.“

Die Soldaten gingen weiter, als ein Unteroffizier ihnen Befehl gab, sich bereit zu machen, von Bord zu gehen. Ezios junger

Mann stand neben ihm. Im selben Moment kam sein Diener mit Ezios *sharbat* zurück.

„Ihr seht also“, sagte der junge Mann, „Kostantiniyye ist trotz all seiner Schönheit nicht der vollkommenste Ort der Welt.“

„Gibt es einen solchen Ort überhaupt?“, gab Ezio zurück.

Ihr Schiff hatte angelegt, und Passagiere und Mannschaft liefen durcheinander und gerieten einander in die Quere, während Männern auf dem Kai Seile zugeworfen und Laufplanken niedergelassen wurden.

Ezio war in seine Kabine gegangen, um seine Satteltaschen zu holen. Sie stellten sein ganzes Gepäck dar. Sobald er am Ufer war, würde er sich besorgen, was er sonst noch brauchte. Der Diener seines jungen Bekannten hatte drei mit Leder bespannte Truhen aufs Deck geschafft, und nun warteten sie auf Träger, die sie an Land brachten. Ezio und sein neuer Freund verabschiedeten sich voneinander.

Der junge Mann seufzte. „Auf mich wartet so viel Arbeit, und doch ist es ein gutes Gefühl, wieder zu Hause zu sein.“

„Ihr seid viel zu jung, um Euch mit Arbeit zu plagen, *ragazzo!*“

Sein Augenmerk wurde vom Auftauchen der rothaarigen Frau in Grün abgelenkt. Sie mühte sich mit einem großen Gepäckstück ab, das schwer aussah. Der junge Mann folgte Ezios Blick.

„Als ich in Eurem Alter war, interessierte ich mich ... ich interessierte mich vor allem für ...“ Ezio verstummte und beobachtete die Frau. Wie sie sich in ihrem Kleid bewegte. Sie sah auf, und er glaubte, ihr Blick sei auf ihn gefallen. „*Salve!*“, grüßte er.

Aber sie hatte ihn doch nicht bemerkt, und Ezio wandte sich wieder an seinen Freund, der seinerseits ihn amüsiert beobachtet hatte.

„Unglaublich“, sagte der junge Mann. „Es überrascht mich, dass Ihr überhaupt etwas auf die Beine gestellt habt.“

„Da geht es Euch wie meiner Mutter.“ Ezio erwiderte das Lächeln, wenn auch ein wenig wehmütig.

Endlich wurden die Ausgänge im Schan-deckel geöffnet, und die wartende Menge der Passagiere drängte vorwärts.

„Es war mir ein Vergnügen, Eure Bekanntschaft zu machen, *beyfendi*“, sagte der junge Mann und verneigte sich vor Ezio. „Ich hoffe, Ihr findet während Eures Aufenthalts etwas, das für Euch von Interesse ist.“

„Das glaube ich ganz sicher.“

Der junge Mann entfernte sich, doch Ezio blieb noch und sah zu, wie die Frau sich mit ihrem Gepäck abmühte, das sie offenbar keinem Träger anvertrauen wollte. Er wollte gerade zu ihr gehen und seine Hilfe anbieten,

als er sah, dass der junge Mann ihm zuvorgekommen war.

„Darf ich Euch behilflich sein, gnädige Frau?“, fragte er sie.

Die Frau schaute den jungen Mann an und lächelte. Ezio fand dieses Lächeln tödlicher als jeden Armbrustbolzen. Aber es galt nicht ihm. „Danke, mein lieber Junge“, sagte sie, und der junge Mann scheuchte seinen Diener beiseite und lud sich das Gepäckstück selbst auf die Schulter. Dann folgte er der Frau den Niedergang zum Kai hinüber.

„Ein Gelehrter *und* ein Herr, der weiß, was sich gehört“, rief Ezio ihm zu. „Ihr steckt voller Überraschungen.“

Der junge Mann drehte sich um und lächelte von Neuem. „Es sind nur sehr wenige, mein Freund. Sehr wenige.“ Er hob eine Hand. „*Allaha ismarladik!* Möge Gott Euch segnen!“

Ezio sah der Frau und dem jungen Mann, der ihr folgte, nach, bis sie von der Menge verschluckt wurden. Dabei fiel ihm ein anderer Mann auf, der etwas abseits stand und zu ihm blickte. Ein grober Kerl Mitte dreißig in weißem Wappenrock mit roter Schärpe und dunklen Hosen, die in gelben Stiefeln steckten. Er hatte langes dunkles Haar, einen ebensolchen Bart, und in einer Scheide, die er an der linken Schulter befestigt hatte, steckten vier Wurfmesser. Außerdem trug er einen Säbel und am rechten Unterarm einen dreifach plattierten Stahlschutz. Ezio spannte sich, schaute genauer hin und glaubte – ohne sich jedoch ganz sicher zu sein – unterhalb der rechten Hand des Mannes die Halterung einer verborgenen Klinge auszumachen. Der Wappenrock war mit einer Kapuze versehen, die der Mann jedoch nicht übergezogen hatte; ein breites gelbes

Kopftuch bändigte seine widerspenstige Mähne.

Ezio ging langsam über die Laufplanke zum Kai hinunter. Und der Mann kam näher. Als sie nur noch zwei Schritte voneinander entfernt waren, blieb der Mann stehen, lächelte zurückhaltend und verbeugte sich tief.

„Willkommen, Bruder! Wenn die Legende keine Lüge ist, dann seid Ihr der Mann, den ich schon immer kennenlernen wollte. Der berühmte Meister und Mentor Ezio Auditore da ...“ Er brach ab, und alle Würde verließ ihn. „Lah, lah-lah!“, führte er seinen Satz dann zu Ende.

„*Prego?*“ Ezio war belustigt.

„Verzeiht mir, aber das Italienische bereitet meiner Zunge Mühe.“

„Ich bin Ezio da Firenze. Das ist meine Geburtsstadt.“

„Dann wäre ich also ... Yusuf Tazim *da* Istanbul! Das gefällt mir!“

„Istanbul. So also nennt *Ihr* diese Stadt.“

„Die Einheimischen bevorzugen diesen Namen. Kommt, ich nehme Euer Gepäck.“

„Nein, danke!“

„Wie *Ihr* wünscht. Willkommen, Mentor! Ich freue mich, dass *Ihr* endlich hier seid. Ich werde Euch die Stadt zeigen.“

„Woher wusstet *Ihr*, dass ich unterwegs bin?“

„Eure Schwester schickte einen Brief aus Rom, um die hiesige Bruderschaft zu verständigen. Und ein Spion in Masyaf sandte uns Nachricht von Euren Taten. Deshalb beobachten wir seit Wochen die Docks in der Hoffnung und Erwartung Eurer Ankunft.“ Yusuf sah, dass Ezios Argwohn noch nicht ganz verflogen war. Er sah ihn fragend an. „Eure Schwester hat geschrieben, *Claudia* –

seht Ihr? Ich weiß Ihren Namen. Und ich kann Euch auch den Brief zeigen. Ich habe ihn bei mir. Ich wusste, dass Ihr kein Mann seid, der etwas unbesehen glaubt.“

„Wie ich sehe, tragt Ihr eine verborgene Klinge.“

„Wer außer einem Angehörigen der Bruderschaft hätte Zugriff auf eine solche Waffe?“

Ezio entspannte sich, ein wenig zumindest. Yusufs Gebaren war mit einem Mal fast feierlich. „Kommt!“

Er legte eine Hand auf Ezios Schulter und führte ihn durch die Menge. Jede der überfüllten Straßen, durch die sie gingen, wurde von Buden gesäumt, an denen unter einem Kaleidoskop aus bunten Markisen alle möglichen Waren verkauft wurden, und ringsum tummelten sich, so schien es, Menschen aller Nationen und Rasse. Christen, Juden und

Muslime tauschten und handelten, türkische Ausrufer mischten sich mit griechischen, fränkischen und arabischen. Was das Italienische anging, so hatte Ezio den venezianischen, genuesischen und den florentinischen Dialekt gehört, noch ehe er auch nur einen Block weit gegangen war. Und daneben gab es noch weitere Sprachen, die er teils erkannte, teils nur erraten konnte – Armenisch, Bulgarisch, Serbisch und Persisch. Und eine gutturale Sprache, die von hochgewachsenen, hellhäutigen Männern verwendet wurde, die ihre roten Haare und Bärte wild und lang trugen und die er gar nicht einzuordnen wusste.

„Willkommen im Galata-Viertel!“ Yusuf strahlte. „Seit Jahrhunderten ist dieses Viertel das Zuhause von Waisen aus Europa und Asien. Mehr Vielfalt findet Ihr nirgendwo sonst in der Stadt. Und aus diesem Grund

haben wir Assassinen unser Hauptquartier genau hier aufgeschlagen.“

„Zeigt es mir!“

Yusuf nickte eifrig. „*Kesinlikle*, Mentor. Sofort! Die Bruderschaft hier kann es kaum erwarten, den Mann kennenzulernen, der den Borgias den Garaus gemacht hat!“ Er lachte.

„Weiß jeder in dieser Stadt schon, dass ich hier bin?“

„Ich habe einen Jungen vorausgeschickt, sobald ich Euch erblickt hatte. Und Eure Auseinandersetzung mit den Templern im Heiligen Land ist nicht unbemerkt geblieben. Dafür brauchten wir unseren Spion gar nicht!“

Ezio blickte nachdenklich drein. „Als ich aufbrach, hatte ich keinerlei Gewalt im Sinn. Ich suchte nur nach Wissen und Weisheit.“ Er sah seinen neuen Adjutanten an. „Nach Altaïrs Bibliothek.“

Yusuf lachte abermals, diesmal jedoch nicht ganz so gewiss. „Ihr wusstet nicht, dass sie seit zweihundertfünfzig Jahren versiegelt ist?“

Ezio lachte selbst kurz auf. „Nein, das dachte ich mir schon. Aber ich muss zugeben, dass ich nicht erwartet hatte, sie von Templern bewacht vorzufinden.“

Yusuf wurde ernst. Sie erreichten weniger bevölkerte Straßen und verlangsamten etwas ihren Schritt. „Es ist sehr besorgniserregend. Vor fünf Jahren war der Einfluss der Templer hier minimal. Es gab nur eine kleine Gruppe, die davon träumte, den Thron von Byzanz wieder aufzurichten.“

Sie kamen auf einen kleinen Platz, und Yusuf zog Ezio zur Seite und wies ihn auf vier Männer hin, die sich in eine dunkle Ecke drängten. Sie trugen eine stumpfgraue

Rüstung über einer groben roten Wolltunika und einem Wams.

„Da ist eine Gruppe von ihnen“, sagte Yusuf mit gesenkter Stimme. „Seht nicht in ihre Richtung.“ Er blickte sich um. „Ihre Zahl wächst mit jedem Tag. Und sie wissen, was wir alle wissen. Sultan Bayezid wird es nicht mehr lange machen. Sie beobachten die Entwicklung und warten auf ihren Moment. Ich glaube, sie werden etwas Drastisches versuchen.“

„Aber gibt es denn keinen Erben für den osmanischen Thron?“, fragte Ezio überrascht.

„Das ist ja das Problem – es gibt zwei. Zwei wütende Söhne. So ist das mit diesen Herrscherfamilien. Kaum hustet der Sultan, ziehen die Prinzen ihr Schwert.“

Ezio überlegte und rief sich in Erinnerung, was der junge Mann auf dem Schiff ihm erzählt hatte. „Mit den Templern und den

Osmanen habt Ihr wahrscheinlich alle Hände voll zu tun“, meinte er.

„Ezio, *efendim*, Ihr könnt mir glauben, ich habe kaum Zeit, meine Klinge zu polieren!“

In diesem Augenblick erklang ein Schuss, und eine Kugel schlug nur Zentimeter links von Yusufs Kopf in die Mauer.

Yusuf warf sich hinter eine Reihe von Gewürzfässern. Ezio folgte ihm dichtauf.

„Wenn man vom Teufel spricht ...“, presste Yusuf hervor und hob den Kopf gerade so weit, dass er sehen konnte, wie der Schütze auf der anderen Seite des Platzes seine Waffe nachlud.

„Sieht so aus, als hätten unsere byzantinischen Freunde da drüben es nicht so gerngehabt, angestarrt zu werden.“

„Ich kümmerge mich um den Mann mit der Muskete“, sagte Yusuf und schätzte die Entfernung zwischen sich und seinem Ziel ab, während er nach hinten griff und eines seiner Messer aus der Scheide zog, die er auf dem Rücken trug. In einer fließenden

Bewegung warf er es. Die Klinge flog über den Platz und überschlug sich mehrfach, ehe sie ihr Ziel fand und sich tief in die Kehle des Mannes bohrte, der gerade seine Waffe hob, um ein weiteres Mal zu schießen. Seine Freunde rannten unterdessen schon mit gezogenen Schwertern auf Ezio und Yusuf zu.

„Keine Rückzugsmöglichkeit“, stellte Ezio fest und hatte auch schon seinen Säbel in der Hand.

„Dann steht Euch jetzt Eure Feuertaufe bevor“, sagte Yusuf. „Und das, wo Ihr doch gerade erst angekommen seid. *Çok üzüldüm.*“

„Kein Problem“, erwiderte Ezio amüsiert. Er verstand genug Türkisch, um zu wissen, dass sein Waffenkamerad sich entschuldigte.

Yusuf zog ebenfalls sein Schwert. Gemeinsam sprangen sie aus ihrem Versteck und stellten sich dem nahenden Feind entgegen.

Sie waren leichter gekleidet als ihre drei Gegner – das bedeutete weniger Schutz, aber mehr Beweglichkeit. Als Ezio sich mit dem ersten Byzantiner anlegte, merkte er schnell, dass er es mit einem bestens ausgebildeten Kämpfer zu tun hatte.

Yusuf hatte auch im Kampf noch immer eine spöttische Bemerkung auf den Lippen. Aber er kannte diesen Feind auch und war außerdem gut fünfzehn Jahre jünger als Ezio. „Die ganze Stadt tritt an, um Euch zu begrüßen. Erst die Regenten, wie ich ... und jetzt die Ratten!“

Ezio konzentrierte sich aufs Fechten. Anfangs stand er gar nicht gut da, doch er gewöhnte sich rasch an die leichte, biegsame Waffe, die er führte, und stellte fest, dass sie den Schwung unglaublich verstärkte. Ein paarmal rief ihm Yusuf, der seinen Mentor im Auge behielt, hilfreiche Hinweise zu, aber

schließlich schlug sein Blick um in Bewunderung.

„*Inanilmaz!* Ihr seid ein Meister bei der Arbeit!“

Dabei ließ er sich jedoch eine Sekunde zu lang ablenken, und es gelang einem der Byzantiner den Stoff seines linken Ärmels aufzuschlitzen und ihn am Unterarm zu verletzen. Als er daraufhin unfreiwillig nach hinten fiel und sein Angreifer den Vorteil nutzte und auf ihn eindrang, stieß Ezio seinen eigenen Gegner ungestüm beiseite und kam seinem Freund zu Hilfe. Er sprang zwischen Yusuf und den Byzantiner und wehrte mit seinem Stahlschutz am linken Arm einen Hieb ab, der andernfalls tödlich gewesen wäre. Dieser Zug brachte den Byzantiner so lange aus dem Tritt, dass Yusuf die Balance wiederfand und im Gegenzug einen anderen Söldner abwehren konnte, der sich Ezio von

hinten näherte. Während er diesem Wider-sacher den Todesstoß versetzte, erledigte Ezio den anderen Mann. Der letzte Byzantiner, ein großer Mann mit einem Kinn wie ein Felsvorsprung, blickte zum ersten Mal verunsichert drein.

„*Tesekkür ederim*“, sagte Yusuf schwer atmend.

„*Bir sey degil.*“

„Eure Begabung kennt keine Grenzen, wie?“

„An Bord des Schiffes lernte ich zumindest, was ‚Danke!‘ und ‚Bitte, gern geschehen!‘ auf Türkisch heißt.“

„Obacht!“

Der hünenhafte Byzantiner stürmte brüllend auf sie los, ein mächtiges Schwert in der einen Hand, einen Streitkolben in der anderen.

„Bei Allah, ich dachte, er würde Reißaus nehmen“, sagte Yusuf, wich flink zur Seite und stellte dem Mann ein Bein, sodass er vom eigenen Schwung getragen vornüberfiel, auf eines der Gewürzfässer krachte und mit dem Gesicht in einem duftenden Haufen gelben Puders landete, wo er reglos liegen blieb.

Ezio schaute sich um, dann wischte er seinen Säbel sauber und steckte ihn weg. Yusuf tat es ihm gleich.

„Eine merkwürdige Technik habt Ihr, Mentor. Ihr täuscht nur an, ohne wirklich zu kämpfen. So scheint es jedenfalls. Aber wenn Ihr zuschlagt ...“

„Ich denke wie ein Mungo. Mein Gegner ist die Kobra.“

„Ein eindrucksvoller Vergleich.“

„Man tut, was man kann.“

Yusuf warf einen weiteren Blick in die Runde. „Wir sollten gehen. Ich glaube, das war genug Spaß für einen Tag.“

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als auch schon ein weiterer Trupp byzantinischer Söldner, angelockt von dem Kampflärm, auf den Platz stürmte.

Ezio war sofort zum Kampf bereit und zog sein Schwert wieder.

Doch dann füllte sich die andere Seite des Platzes mit noch mehr Soldaten, die eine andere Uniform trugen, blaue Tuniken und dunkle, kegelförmige Kopfbedeckungen aus Filz.

„Haltet ein, wartet!“, rief Yusuf, als die Neuankömmlinge sich umwandten, um die Söldner anzugreifen. Rasch trieben die Soldaten sie zum Rückzug und nahmen sogleich die Verfolgung auf. Im Nu waren Söldner und Soldaten außer Sichtweite.

„Das waren normale osmanische Soldaten“, erklärte Yusuf auf Ezios fragenden Blick hin, „keine Janitscharen, die das Eliteregiment stellen. Ihr werdet sie auf den ersten Blick erkennen. Aber alle osmanischen Soldaten empfinden eine besondere Verachtung für die byzantinischen Strolche, und das gereicht den Assassinen zum Vorteil.“

„Wie groß ist dieser Vorteil?“

Yusuf breitete die Hände aus. „Nicht sonderlich groß. Sie bringen Euch trotzdem um, wenn ihnen Eure Nase nicht passt. Genau wie die Byzantiner. Der Unterschied besteht darin, dass es den Osmanen hinterher leidtut.“

„Wie rührend!“

Yusuf grinste. „So schlimm ist es eigentlich gar nicht. Zum ersten Mal seit Jahrzehnten sind wir Assassinen hier stark vertreten. So war es nicht immer. Unter den

byzantinischen Kaisern wurden wir gejagt und an Ort und Stelle getötet.“

„Erzählt mir mehr darüber“, sagte Ezio, als sie sich wieder auf den Weg zum Hauptquartier der Bruderschaft machten.

Yusuf kratzte sich am Kinn. „Nun, der alte Kaiser Konstantin – der elfte dieses Namens – regierte nur drei Jahre lang. Dafür sorgte unser Sultan Mehmed. Aber nach allem, was man so hört, war Konstantin gar nicht so übel. Er war der letzte römische Kaiser in einer Reihe, die tausend Jahre zurückreichte.“

„Erspart mir die Geschichtsstunde“, unterbrach Ezio ihn. „Ich möchte wissen, womit wir es jetzt zu tun haben.“

„Als Mehmed diese Stadt einnahm, war fast nichts mehr davon übrig, wie auch vom alten byzantinischen Reich. Es heißt sogar, Konstantin sei so knapp bei Kasse gewesen, dass

er die Edelsteine an seiner Kleidung durch Nachbildungen aus Glas ersetzt habe.“

„Mir bricht gleich das Herz.“

„Er war ein tapferer Mann. Er schlug das Angebot, die Stadt aufzugeben und dafür sein Leben behalten zu dürfen, aus und ging kämpfend unter. Zwei seiner Neffen waren jedoch nicht seines Geistes. Einer von ihnen ist inzwischen seit einigen Jahren tot, der andere allerdings ...“ Yusuf verstummte nachdenklich.

„Ist er unser Gegner?“

„Oh, darauf könnt Ihr wetten. Und er ist ein Gegner der Osmanen. Nun, ihrer Herrscher jedenfalls.“

„Wo ist er jetzt?“

Yusuf hob die Schultern. „Wer weiß! Irgendwo im Exil? Aber wenn er noch lebt, dann heckt er irgendetwas aus.“ Er überlegte

kurz. „Es heißt, er sei einmal dick mit Rodrigo Borgia befreundet gewesen.“

Bei diesem Namen sträubten sich Ezio die Nackenhaare. „Mit dem Spanier?“

„Genau. Dem Ihr schließlich das Licht ausgeblasen habt.“

„Das hat sein eigener Sohn getan.“

„Nun, eine heilige Familie waren sie ja nie, nicht wahr?“

„Fahrt fort!“

„Rodrigo war auch mit einem Seldschuken namens Cem gut befreundet. Die Sache wurde sehr geheim gehalten. Auch wir Assassinen erfuhren erst viel später davon.“

Ezio nickte. Davon hatte er gehört. „Wenn ich mich recht erinnere, war Cem ziemlich abenteuerlustig.“

„Er war ein Bruder des jetzigen Sultans, aber er hatte selbst ein Auge auf den Thron geworfen. Darum schmiss Bayezid ihn

hinaus. Letztlich wurde er in Italien gewissermaßen unter Hausarrest gestellt, und dort wurden er und Rodrigo Freunde.“

„Ich erinnere mich“, sagte Ezio und nahm den Faden der Geschichte selbst auf. „Rodrigo glaubte, er könne Cems Ambitionen nutzen, um Konstantinopel selbst einzunehmen. Aber die Bruderschaft konnte Cem vor etwa fünfzehn Jahren in Capua töten. Und damit wurde dieser kleine Plan durchkreuzt.“

„Wofür uns kaum jemand gedankt hat.“

„Wir tun unsere Arbeit nicht, um Dank zu ernten.“

Yusuf neigte den Kopf. „Ich weiß, Mentor. Aber es war ein ziemlich genialer Streich, das müsst Ihr zugeben.“

Ezio schwieg. Deshalb fuhr Yusuf einen Augenblick später fort: „Die beiden Neffen, die ich erwähnte, waren die Söhne eines anderen

Bruders von Bayezid, Tomas nämlich. Auch sie wurden zusammen mit ihrem Vater ins Exil geschickt.“

„Warum?“

„Ob Ihr es glaubt oder nicht, aber auch Tomas hatte es auf den osmanischen Thron abgesehen. Kommt Euch das bekannt vor?“

„Der Name dieser Familie lautet nicht zufällig Borgia, oder?“

Yusuf lachte. „Nein, Palaiologus. Aber Ihr habt recht, es läuft beinahe auf dasselbe hinaus. Nach Cems Tod ließen sich beide Neffen in Europa nieder. Einer blieb dort und versuchte, eine Armee auf die Beine zu stellen, um Konstantinopel selbst zu erobern, was ihm natürlich nicht gelang. Wie ich schon sagte, starb er vor sieben oder acht Jahren, verarmt und ohne einen Erben zu hinterlassen. Der andere kam allerdings zurück, entsagte allen Eroberungsgelüsten,

ihm wurde verziehen, und eine Zeit lang schloss er sich sogar der Marine an. Dann verlegte er sich auf ein Leben in Luxus und jagte den Weibern hinterher.“

„Und nun ist er verschwunden?“

„Jedenfalls lässt er sich nicht blicken.“

„Und seinen Namen wissen wir auch nicht?“

„Er führt viele Namen, aber es ist uns nicht gelungen, ihn festzunageln.“

„Aber er plant etwas.“

„Ja. Und er unterhält Verbindungen zu den Templern.“

„Ein Mann, den man im Auge behalten muss.“

„Wenn er auftaucht, werden wir es erfahren.“

„Wie alt ist er?“

„Angeblich wurde er im Jahr von Mehmeds Eroberung geboren. Dann wäre er also nur ein paar Jahre älter als Ihr.“

„Und zählte noch nicht zum alten Eisen.“

Yusuf musterte ihn. „Noch lange nicht, wenn man Euch als Beispiel hernimmt.“ Er sah sich um. Inzwischen befanden sie sich tief im Herzen der Stadt. „Wir sind fast da“, sagte er. „Da lang!“

Sie bogen in eine schmale Straße ein, in der es kühl und schattig war, obwohl die Sonne versuchte, mit ihrem Schein durch die schmalen Durchlässe zwischen den Gebäuden links und rechts zu dringen. Yusuf blieb vor einer kleinen, unauffälligen, grün gestrichenen Tür stehen und hob den Messingklopper, der daran befestigt war. Damit klopfte er einen Code aufs Holz, so leise, dass Ezio sich fragte, wie er drinnen zu hören sein sollte. Doch schon nach wenigen Sekunden wurde

die Tür von einem Mädchen mit breiten Schultern und schmalen Hüften schwungvoll aufgerissen. Auf der Schnalle des Gürtels, der die Tunika des Mädchens hielt, sah Ezio das Emblem der Assassinen.

Er fand sich in einem geräumigen Hof wieder. Grüne Ranken wuchsen an den gelben Wänden empor. Eine kleine Gruppe von jungen Männern und Frauen hatte sich versammelt. Sie sahen Ezio ehrfürchtig an, als Yusuf sich mit einer theatralischen Geste zu ihm umdrehte und sagte: „Mentor, begrüßt Eure Großfamilie!“

Ezio trat vor. „*Salute a voi, Assassini*. Es ist eine Ehre, so fern der Heimat solch gute Freunde vorzufinden.“ Zu seinem Schrecken bemerkte er, dass er zu Tränen gerührt war. Vielleicht forderte die Anspannung der vergangenen Stunden nun ihren Tribut. Außerdem war er noch müde von seiner Reise.

Yusuf wandte sich an die Mitglieder des hiesigen Kapitels der Bruderschaft der Assassinen. „Seht ihr, Freunde? Unser Mentor scheut sich nicht, vor den Augen seiner Schüler Tränen zu vergießen.“

Ezio wischte sich mit dem Handschuh über die Wange und lächelte. „Keine Sorge, das wird mir nicht zur Gewohnheit werden.“

„Der Mentor ist erst seit ein paar Stunden in unserer Stadt, und schon gibt es Neuigkeiten“, fuhr Yusuf mit ernster Miene fort. „Wir wurden auf dem Weg hierher angegriffen. Die Söldner scheinen wieder unterwegs zu sein. Deshalb möchte ich, dass Ihr ...“ Er zeigte auf drei Männer und zwei Frauen. „... Dogan, Kasim, Heyreddin, Evraniki und Irini, jetzt gleich die Umgebung durchkämmt!“

Die fünf erhoben sich schweigend und verbeugten sich vor Ezio, bevor sie gingen.

„Ihr anderen macht euch wieder an die Arbeit“, befahl Yusuf, woraufhin sich auch die übrigen Assassinen zerstreuten.

Als sie allein waren, wandte sich Yusuf mit besorgtem Gesicht an Ezio. „Mein Mentor, Eure Waffen und Eure Rüstung bedürfen offensichtlich der Erneuerung, und Eure Kleidung ist, verzeiht mir, in einem jämmerlichen Zustand. Wir werden Euch helfen. Aber wir haben nur sehr wenig Geld.“

Ezio lächelte. „Habt keine Angst. Ich brauche keines. Und ich passe lieber auf mich selbst auf. Es ist Zeit, die Stadt allein zu erkunden, damit ich ein Gefühl für sie bekomme.“

„Wollt Ihr Euch nicht erst ausruhen? Eine Erfrischung zu Euch nehmen?“

„Zeit zum Ausruhen ist erst, wenn die Aufgabe erfüllt ist.“ Ezio lud seine Taschen ab und holte die kaputte verborgene Klinge

heraus. „Kennt Ihr einen Schmied oder Waffenmeister, der Euer Vertrauen genießt und der geschickt genug ist, diese Klinge zu reparieren?“

Yusuf besah sich die Beschädigung, dann schüttelte er bedauernd den Kopf. „Ich weiß, dass dies eine der Originalklingen ist, die nach Altaïrs Anweisungen aus dem Kodex Eures Vaters gefertigt wurden. Eure Bitte ist vielleicht unerfüllbar. Sollten wir jedoch niemanden finden, der die Klinge reparieren kann, werden wir doch dafür sorgen, dass Ihr nicht schlecht gerüstet seid. Lasst Eure Waffen – die zumindest, die Ihr jetzt nicht mitnehmen müsst – bei mir, und ich werde sie säubern und schleifen lassen. Und wenn Ihr zurückkommt, wird frische Kleidung für Euch bereitliegen.“

„Ich danke Euch.“ Ezio ging zur Tür. Die junge blonde Türsteherin senkte sittsam den Blick, als er näher kam.

„Azize wird Euch führen, wenn Ihr wollt, dass sie Euch begleitet, Mentor“, bot Yusuf an.

Ezio wandte sich um. „Nein. Ich gehe allein.“

In Wahrheit *sehnte* sich Ezio danach, allein zu sein. Er musste seine Gedanken sammeln. Er ging in eine Taverne im genuesischen Viertel, wo es Wein gab, und stärkte sich mit einer Flasche Pigato und schlichter *maccaroin in brodo*. Den Rest des Nachmittags verbrachte er damit, sich eingehend mit dem Galata-Viertel vertraut zu machen. Ärger vermied er, indem er stets mit der Menge verschmolz, sobald er auf osmanische Streifen oder Banden byzantinischer Söldner traf. Er sah aus wie viele andere von der Reise gezeichnete Pilger, die durch die farbenfrohen, schmutzigen, chaotischen und aufregenden Straßen der Stadt flanierten.

Als er zufrieden war, kehrte er zum Hauptquartier zurück. Im dunklen Inneren der Läden wurden gerade erste Lampen entzündet, in den *lokantas* deckte man die Tische. Yusuf und ein paar seiner Leute erwarteten ihn bereits.

Der Türke trat sogleich auf ihn zu. „Dem Himmel sei Dank, Mentor! Ich bin froh, Euch unversehrt wiederzusehen. Wir fürchteten schon, Euch an die Verderbtheit der Großstadt verloren zu haben!“

„Ihr neigt zur Melodramatik“, erwiderte Ezio lächelnd. „Und was die Verderbtheit angeht, so genügt mir meine eigene vollauf, *grazie!*“

„Ich hoffe, Ihr seid einverstanden mit den Vorbereitungen, die wir während Eurer Abwesenheit getroffen haben.“

Yusuf führte Ezio in ein Zimmer, wo man komplett neue Kleidung für ihn bereitgelegt

hatte. Daneben befanden sich, ordentlich auf einem Eichentisch, seine Waffen, geschärft, geölt und poliert, und sie glänzten wie neu. Ergänzt hatte man seine Ausrüstung um eine Armbrust.

„Die zerbrochene verborgene Klinge haben wir sicher verwahrt“, sagte Yusuf. „Aber wir stellten fest, dass Ihr keine Hakenklinge habt. Darum haben wir Euch eine besorgt.“

„Hakenklinge?“

„Ja. Schaut!“ Yusuf streifte seinen Ärmel nach hinten und legte frei, was Ezio zunächst für eine verborgene Klinge gehalten hatte. Als Yusuf sie jedoch auslöste und sie hervorschnellte, sah Ezio, dass es sich um eine komplexere Variante handelte. Die ausziehbare Klinge der neuen Waffe lief in einem gebogenen Stahlhaken aus.

„Faszinierend“, bekannte Ezio.

„Ihr habt noch nie eine gesehen? Ich bin mit diesen Waffen aufgewachsen.“

„Zeigt her!“

Yusuf nahm von einem der umstehenden Assassinen eine weitere Hakenklinge entgegen und warf sie Ezio zu. Er wechselte seine verborgene Klinge vom rechten ans linke Handgelenk und schnallte sich die Hakenklinge ums rechte. Er spürte das ungewohnte Gewicht und übte das Auslösen und Einziehen. Er wünschte, Leonardo wäre dort gewesen, um sich das anzusehen.

„Ihr müsst mir diese Waffe einmal vorführen.“

„Gern, jederzeit. Seid Ihr bereit?“

„So bereit, wie es nur geht.“

„Dann folgt mir und schaut genau zu!“

Sie traten hinaus ins Licht des späten Nachmittags und gingen die Straße hinunter zu einem verlassenem Platz zwischen

mehreren hohen Ziegelbauten. Yusuf suchte sich einen davon aus, dessen Mauern im Abstand von jeweils etwa drei Metern abgchrägte Simse schmückten. Er rannte auf das Gebäude zu und sprang auf zwei Wasserfässer, die am Fuß der Mauer standen. Dann schnellte er sich nach oben, löste die Hakenklinge aus und nutzte seinen Schwung, um sich jeweils an den Simsen festzuhaken, bis er auf dem Dach des Gebäudes stand. Das Ganze hatte nur ein paar Sekunden gedauert.

Ezio atmete tief durch und folgte ihm. Die ersten beiden Sprünge gelangen ihm ohne Schwierigkeiten, er fand die Erfahrung sogar erhebend, aber am dritten Sims verlor er fast den Halt und pendelte für einen Moment gefährlich nach außen, bis er den Fehler ausgeglichen hatte, ohne Schwung zu verlieren, und schließlich landete er neben Yusuf auf dem Dach.

„Ihr dürft nicht innehalten, um nachzudenken“, erklärte Yusuf. „Benutzt Euren Instinkt und lasst den Haken die Arbeit tun. Ich sehe schon, noch ein paar solcher Klettertouren, und Ihr habt den Bogen raus. Ihr lernt schnell, Mentor.“

„Das musste ich immer.“

Yusuf lächelte. Er fuhr seine eigene Klinge wieder aus und zeigte Ezio die Details. „Der normale osmanische Haken besteht aus zwei Teilen, seht Ihr? Aus dem Haken und der Klinge. Damit man beides unabhängig voneinander einsetzen kann. Elegant, nicht wahr?“

„Zu schade, dass mir eine solche Waffe nicht schon früher zur Verfügung stand.“

„Vielleicht brauchtet Ihr damals ja keine. Kommt!“

Er sprang über die Dächer. Ezio folgte ihm und dachte zurück an die fernen Tage, als er

seinem Bruder Federico über die Dächer von Florenz nachgejagt war. Yusuf führte ihn zu Orten, wo er weiter üben konnte, ohne von neugierigen Augen beobachtet zu werden. Als Ezio – mit wachsender Zuversicht – drei weitere Mauern erklettert hatte, wandte Yusuf sich an ihn und sagte mit einem Glitzern im Blick: „Es ist noch hell genug. Wie wäre es mit einer größeren Herausforderung?“

„*Va bene.*“ Ezio grinste. „Gehen wir.“

Yusuf rannte wieder los, es ging durch leerer werdende Straßen, bis sie den Fuß des Galata-Turms erreichten. „In Friedenszeiten ist der Turm nicht mit Wachen besetzt, bis die Fackeln auf den Zinnen brennen. Niemand wird uns stören. Seid Ihr bereit?“

Ezio blickte an dem hohen Turm empor und schluckte hart.

„Ihr schafft das schon. Folgt mir und überlasst Euch Eurem Gefühl! Stürzt Euch einfach hinein! Und lasst den Haken wieder all die schwere Arbeit tun. Das Mauerwerk weist genügend Winkel und Spalten auf. Die Auswahl ist so groß, dass die einzige Gefahr darin besteht, sich nicht entscheiden zu können, wo man sich mit dem Haken festhalten soll.“

Mit einem sorglosen Lachen, das Ezio ermutigen sollte, legte Yusuf los. Sein geschickter Umgang mit der Hakenklinge erweckte den Eindruck, er laufe, nein, er spurte die Mauer des Turmes hinauf. Augenblicke später trat Ezio, keuchend, aber triumphierend, neben ihm aufs Dach und ließ den Blick schweifen. Es war, wie der junge Mann auf dem Schiff gesagt hatte – der Ausblick auf die Stadt war umwerfend. Und Ezio hatte nicht auf die Genehmigung irgendeines

Bürokraten warten müssen, um in diesen Genuss zu kommen. Er erkannte auch all die Wahrzeichen, die ihm der junge Mann vom Deck der Baghlah aus gezeigt hatte, und nutzte die Gelegenheit, sich noch stärker mit der Stadt vertraut zu machen. Aber er konnte sich auch einfach nur an ihrer Schönheit im rotgoldenen Licht der untergehenden Sonne berauschen. Das Licht erinnerte ihn an die Farbe des Haars jener schönen Frau, die auf dem Schiff mitgefahren war und die ihn gar nicht wahrgenommen hatte.

„Willkommen in Istanbul, Mentor“, sagte Yusuf, der ihn genau beobachtete. „Man nennt die Stadt auch Kreuzung der Welt.“

„Und ich verstehe jetzt, warum man das tut.“

„Viele Generationen haben die Stadt regiert, aber keiner gelang es, sie zu unterwerfen. Ganz gleich, welches Joch man ihr um

den Hals legt, wie man mit ihr umspringt und sie ausbeutet, sie erhebt sich stets aufs Neue.“

„Eine gute Heimat.“

„Das ist wohl wahr.“

Sie schauten noch eine Weile auf die Stadt hinaus, dann trat Yusuf an den Rand des Turms und blickte nach unten, ehe er sich wieder an Ezio wandte. „Wie wäre es mit einem Wettlauf zum Boden hinunter?“, fragte er, und ohne eine Antwort abzuwarten, warf er sich in einem gewagten Todessprung von der Brüstung.

Ezio sah ihm nach. Wie ein Falke stürzte Yusuf nach unten und landete sechzig Meter tiefer sicher auf einem Heuwagen, den er zuvor erspäht hatte. Ezio seufzte und hielt noch einen Augenblick lang inne, um staunend auf die Stadt hinauszuschauen, die sich unter ihm ausbreitete. Die Große Stadt. Die Erste

Stadt. Die Erbin des alten Roms. Konstantinopel war tausend Jahre alt und war vor gar nicht allzu langer Zeit die Heimat von Hunderttausenden Menschen gewesen, als Rom und Florenz im Vergleich dazu nur Dörfer gewesen waren. Die Stadt war geplündert und verwüstet worden, und er wusste, dass die legendäre Schönheit der Vergangenheit für immer dahin war – doch hatte sie bei ihren Angreifern und jenen, die ihr Übles wollten, stets Ehrfurcht und Staunen geweckt. Und es war, wie Yusuf gesagt hatte – niemand hatte Konstantinopel jemals wirklich bezwungen.

Ezio sah sich noch einmal um, ließ den scharfen Blick über den ganzen Horizont wandern. Er kämpfte die tiefe Traurigkeit nieder, die sein Herz erfüllte.

Dann vollführte er seinen eigenen Todessprung.

Am nächsten Morgen saßen Ezio und Yusuf im Hof des Assassinen-Hauptquartiers, brüteten über Plänen, die sie auf einem Tisch ausgebreitet hatten, und tüftelten ihren nächsten Zug aus. Sie zweifelten nicht daran, dass schon bald Kuriere der Templer in Masyaf bei ihnen eintreffen würden, wenn sie nicht bereits angekommen waren, und dass ein konzertierter Templerangriff zu erwarten sei.

„Die Templerorganisation ist wie eine Hydra“, sagte Ezio düster. „Schlägt man einen Kopf ab, wachsen zwei neue nach.“

„In Rom nicht, Mentor. Dafür habt Ihr gesorgt.“

Ezio schwieg. Mit dem Daumen prüfte er die Schärfe der Hakenklinge, die er gerade ölte. „Diese Waffe beeindruckt mich ehrlich, Yusuf. Meine Brüder in Rom würden davon profitieren, wenn sie zu ihrer Ausrüstung gehörte.“

„Sie ist nicht schwer nachzubauen“, erwiderte Yusuf.

„Ich muss noch mehr damit üben“, sagte Ezio, ohne zu ahnen, dass er dazu schon in Kürze Gelegenheit haben sollte, denn in diesem Moment flog die Tür zur Straße auf, bevor Azize sie erreicht hatte, und Kasim, einer von Yusufs Adjutanten, stürmte mit verstörtem Blick herein.

„Yusuf *bey*, kommt schnell!“

Yusuf war sofort auf den Beinen. „Was ist los?“

„Ein Zwei-Fronten-Angriff! Unsere Unterschlüpfe in Galata und auf dem Großen Basar.“

„Es hört nie auf“, sagte Yusuf wütend. „Jeden Tag die gleichen schlechten Neuigkeiten.“ Er wandte sich an Ezio. „Könnte das der Angriff sein, den Ihr befürchtet?“

„Unmöglich zu sagen, aber wir müssen uns darum kümmern.“

„Natürlich. Wie steht es mit Eurer Lust auf einen Schwertkampf?“

„Ich glaube, Ihr kennt die Antwort auf diese Frage. Ich tue, was zu tun ist.“

„Guter Mann! Es ist Zeit, Eure Hakenklinge nutzbringend einzusetzen! Kommt!“

Im Nu rannten sie quer über die Dächer in Richtung des Unterschlupfs in Galata. Als sie näher kamen, stiegen sie zur Straße hinunter, um nicht den Argwohn der byzantinischen Armbrustschützen zu erregen. Drunten wurde ihnen der Weg jedoch von einer Einheit schwer bewaffneter Söldner verwehrt, die sie drohend aufforderten, kehrtzumachen. Sie gaben sich den Anschein, ein paar Schritte zurückzugehen, und besprachen sich.

„Setzt Eure Hakenklinge ein, Mentor“, sagte Yusuf. „Es gibt eine Möglichkeit, schnellstens und ohne viel Federlesen an diesen Kerlen vorbeizukommen.“

„Hört sich gut an.“

„Passt auf! Wir nennen das den Hakenlauf.“

Ohne weitere Umschweife drehte Yusuf sich den Männern, die die Straße versperren, wieder zu. Er suchte sich einen davon aus und rannte in vollem Lauf auf ihn zu. Bevor der Mann oder einer seiner Kameraden reagieren konnte, sprang Yusuf direkt vor ihm in die Luft, warf sich, die Hakenklinge ausgefahren, nach vorn und stieß den rechten Arm nach unten, sodass der Haken hinten unter den Gürtel des Mannes fuhr. In der Folge schlug Yusuf einen Salto über den Mann hinweg, löste seine Klinge dabei wieder und setzte seine Flucht hinter den verblüfften Söldnern in unvermindertem Tempo fort. Noch ehe sie Zeit hatten, sich wieder zu formieren, folgte Ezio dem Beispiel Yusufs. Als er in einem Salto über seinen Mann hinwegsetzte, packte er ihn noch im

Nacken und schaffte es, ihn zu Boden zu werfen. Ezio landete ein paar Fuß hinter ihm und rannte weiter, um zu seinem Gefährten aufzuschließen.

Doch vor ihnen waren weitere Wachen, mit denen sie sich auseinandersetzen mussten, und dabei lernte Ezio eine weitere Technik von seinem seldschukischen Freund. Diesmal schwang Yusuf den Haken tief, bückte sich im Näherkommen und hakte die Waffe um einen Knöchel seines Gegners, um ihn quasi im Vorbeigehen zu Boden gehen zu lassen. Auch diese Bewegungsabfolge machte Ezio ihm nach, und schon bald hatte er den örtlichen Anführer der Assassinen wieder eingeholt.

„Und das nennen wir einen Hakenlauf.“ Yusuf grinste. „Aber ich sehe schon, Ihr seid ein Naturtalent. Ausgezeichnete Arbeit.“

„Ich wäre da hinten beinahe gestolpert. Das muss noch besser werden.“

„Ihr werdet reichlich Gelegenheit zum Üben haben.“

„Vorsicht, da kommen noch mehr!“

Sie befanden sich auf einer Kreuzung, auf die vier Straßen zuliefen und die jetzt leer war. Das Kampfgeschehen hatte die normalen Bürger Zuflucht in den Gebäuden suchen und die Türen hinter sich schließen lassen. Yusuf und Ezio saßen in der Falle – große Einheiten von Byzantinern stürmten aus allen Richtungen auf sie zu.

„Was jetzt?“, fragte Ezio. Er zog sein Schwert und ließ links seine verborgene Klinge hervorschnellen.

„Steckt diese Waffen wieder weg, Mentor. Wenn ein Assassine in dieser Stadt des Laufens müde ist, begibt er sich in die Luft.“

Ezio folgte Yusuf, als dieser an der nächsten Wand emporstieg, wobei er seinen Haken mit wachsendem Geschick als Kletterhilfe einsetzte. Als sie wieder auf den Dächern waren, stellte Ezio fest, dass in dieser Gegend aus vielen Dächern hölzerne Pfähle aufragten, zwischen denen sich – nach oben und nach unten führend – geteerte Seile spannten, verbunden durch eine Anzahl von Riemenscheiben und Flaschenzügen. Ein solcher Pfahl stand auch auf ihrem Dach gleich neben ihnen.

„Wir errichteten dieses Netz, um Waren zu transportieren, von einem Lagerhaus zum anderen und in die Geschäfte“, erklärte Yusuf. „Ihr findet es in verschiedenen Vierteln der ganzen Stadt. Es geht viel schneller als der Transport auf den Straßen, die zu eng und für gewöhnlich immer überfüllt sind. Und auch für uns ist es schneller.“

Ezio schaute nach unten, wo die Byzantiner versuchten, in das Gebäude einzudringen, auf dem sie standen. Die Rüstung ihrer Gegner war zu schwer, weshalb sie versuchen wollten, durchs Innere zu ihnen heraufzugelangen.

„Wir sollten uns beeilen.“

„Auch dafür benutzt Ihr Euren Haken“, sagte Yusuf. „Schlagt ihn einfach um ein Seil, haltet Euch fest, und los geht’s – aber natürlich funktioniert das nur bergab!“

„Ich verstehe allmählich, warum Ihr diese Waffe entwickelt habt – sie ist perfekt auf Konstantinopel zugeschnitten.“

„Das könnt Ihr wohl sagen.“ Nun warf Yusuf einen Blick zur Straße hinunter. „Aber Ihr habt recht. Wir müssen uns beeilen.“ Er ließ den Blick noch rasch über die Dächer ringsum schweifen. Etwa hundert Meter entfernt machte er auf einem tiefer gelegenen

Dach einen byzantinischen Späher aus, der mit dem Rücken zu ihnen stand und die Stadt, die sich unter ihm ausbreitete, im Auge behielt.

„Seht Ihr diesen Mann?“, fragte er.

„Ja.“

„Und dort ist noch einer, da drüben, links, auf dem anschließenden Dach.“

„Ich sehe ihn.“

„Die beiden schalten wir aus.“ Yusuf fuhr seine Klinge aus und hakte sie über das Seil. Warnend hob er eine Hand, als Ezio dasselbe tun wollte. „Folgt mir nicht auf dem Fuße! Ich mache es Euch erst einmal vor.“

„Ich lasse mich gern in die Gebräuche Eures Landes einweisen.“

„Wir nennen das eine Seilrutsche. Aufgepasst!“

Yusuf wartete, bis der zweite Späher in eine andere Richtung schaute, dann überließ er

sich dem Seil. Es dehnte sich ein wenig, hielt aber. Dann stieß er sich ab, und im nächsten Augenblick segelte er lautlos am Seil entlang auf den arglosen ersten Späher zu. Im letzten Augenblick hakte er seine Klinge los und ließ sich die letzten paar Fuß auf sein Opfer hinabfallen, wobei er die Klinge schwang und sie dem Mann in die Seite hieb. Den fallenden Körper des Spähers fing er auf und ließ ihn sanft zu Boden gleiten, dann schlüpfte er schnell hinter einem Dachaufbau in Deckung. Dort stieß er einen erstickten Schrei aus. Dieser alarmierte den zweiten Späher, der sich rasch in die Richtung drehte, aus der das Geräusch gekommen war.

„Hilf mir, Kamerad! Assassinen!“, rief Yusuf in qualvollem Ton auf Griechisch.

„Halte durch! Ich komme!“, rief der zweite Späher zurück und rannte übers Dach, um seinem Kameraden beizustehen.

In diesem Moment gab der türkische Assassinenführer Ezio einen Wink, woraufhin dieser am Seil hinabschoss und sich genau im richtigen Augenblick auf den zweiten Späher fallen ließ, der bereits neben dem Leichnam seines Kollegen kniete.

Yusuf trat zu ihm und den beiden Toten. „Ihr seid ja nicht einmal in Schweiß geraten“, sagte Yusuf mit glucksendem Lachen. Dann wurde er gleich wieder ernst. „Ich sehe, Ihr könnt auf Euch aufpassen. Deshalb glaube ich, es ist an der Zeit, dass wir uns trennen. Ich mache mich besser auf den Weg zum Basar, um nachzusehen, was sich um unser dortiges Versteck tut. Ihr geht nach Galata und helft dort aus.“

„Sagt mir den Weg!“

Yusuf wies über die Dächer. „Seht Ihr den Turm?“

„Ja.“

„Unser Unterschlupf liegt gleich daneben. Ich kann nicht an zwei Orten gleichzeitig sein, aber nun, da Ihr hier seid, ist das auch nicht nötig. Ich danke Allah, dass Ihr gekommen seid, Mentor. Ohne Eure Hilfe ...“

„Ihr habt Euch bislang sehr gut geschlagen.“

Yusuf ergriff seine Hand. „*Haydi rastgele*, Ezio. Viel Glück!“

„Möge auch Euch das Glück hold sein!“

Yusuf wandte sich nach Süden, Ezio rannte über die rostbraunen Ziegel der Dächer, bis er ein weiteres Seilsystem fand. Hurtig und ungehindert segelte er von Haltepfahl zu Haltepfahl und kam auf diese Weise viel schneller voran als zu Fuß. Wenig später landete er am Fuß des Turmes – und in seinem nächsten Kampf.

Ezio traf während einer Kampfpause ein und konnte sich ungesehen ins Versteck stehlen. Dort wurde er von Dogan begrüßt, einem der Adjutanten, die er kurz zuvor kennengelernt hatte.

„Mentor, es ist mir eine Ehre. Ist Yusuf nicht bei Euch?“

„Nein, auch unser Versteck auf dem Großen Basar wird angegriffen. Er ist auf dem Weg dorthin. Wie sieht die Lage hier aus?“

Dogan wischte sich über die Stirn. „Wir haben die Vorhut zurückgeschlagen, aber sie haben sich nur zurückgezogen, um auf Verstärkung zu warten.“

„Sind Eure Männer dafür bereit?“

Dogan schenkte Ezio ein schiefes Lächeln. Der Enthusiasmus und die Zuversicht des Mentors machten ihm Mut. „Nun, da Ihr hier seid, schon!“

„Aus welcher Richtung wird der nächste Angriff voraussichtlich erfolgen?“

„Aus Richtung Norden. Sie glauben, das sei unsere schwächste Seite.“

„Dann sollten wir besser dafür sorgen, dass es unsere stärkste ist!“

Dogan gruppierte seine Assassinen Ezios Anweisungen folgend um, und als die Templer ihren Angriff unternahmen, waren sie bereit. Der Kampf war ebenso heftig wie kurz, und am Ende lagen fünfzehn Templer tot auf dem Platz in der Nähe des Turms, wo sich der Unterschlupf befand. Auf Seiten der Assassinen wurden zwei Männer und eine Frau verwundet, Tote gab es nicht zu

beklagen. Die Templer hatten eine Schlappe erlitten.

„So bald kommen die nicht wieder“, sagte Dogan zu Ezio, als alles vorbei war.

„Hoffen wir es. Meiner Erfahrung nach gefällt es den Templern nicht, bezwungen zu werden.“

„Wenn sie es hier noch einmal versuchen, werden sie lernen müssen, damit zu leben.“

Ezio lächelte und schlug Dogan auf die Schulter. „Solche Worte höre ich gern!“

Er wollte aufbrechen.

„Wo geht Ihr jetzt hin?“, fragte Dogan.

„Zu Yusuf, zum Unterschlupf auf dem Großen Basar. Schickt mir eine Nachricht dorthin, falls sich die Templer doch wieder formieren.“

„Sollte dieser unwahrscheinliche Fall eintreten, werdet Ihr als Erster davon erfahren.“

„Und versorgt Eure Verletzten. Einer der Männer wurde schlimm am Kopf verwundet.“

„Man kümmert sich bereits darum.“

„Kann ich das Seilrutschennetz benutzen, um zum Großen Basar zu kommen?“

„Sobald Ihr am Südufer des Horns seid. Das müsst Ihr allerdings per Fähre überqueren. Es ist der schnellste Weg zur Halbinsel.“

„Fähre?“

„Man hatte eigentlich eine Brücke geplant, aber aus irgendeinem Grund wurde sie nie gebaut.“

„Ach ja“, sagte Ezio. „Ich erinnere mich, davon schon einmal gehört zu haben.“ Er reichte Dogan die Hand. „*Allaha ismarladik*“, sagte er.

„*Güle güle*.“ Dogan erwiderte das Lächeln.

Der Unterschlupf, zu dem Ezio musste, lag im kaiserlichen Viertel zwischen dem Basar und der Hagia Sophia, der alten Kirche, aus der die Osmanen eine Moschee gemacht hatten. Der Kampf fand ein wenig abseits davon statt, in südwestlicher Richtung und ganz in der Nähe der Docks am südlichen Ufer der Stadt. Einen Moment lang blieb Ezio auf einem Dach stehen und beobachtete die Schlacht, die unter ihm auf den Straßen und den Kais in vollem Gange war. Von einem hölzernen Pfahl in seiner Nähe führte ein Seil hinunter zu einer Stelle, wo er Yusuf sah, mit dem Rücken zum Wasser und mitten im Getümmel. Yusuf erwehrte sich eines halben Dutzends kräftiger Söldner, und seine Gefährten hatten selbst zu viel zu tun, um ihm zu Hilfe zu kommen. Ezio hakte sich ans Seil und rauschte hinunter, sprang aus vier Metern Höhe ab und warf sich mit

ausgebreiteten Gliedern, die verborgene Klinge an seinem linken Handgelenk ausgefahren, auf zwei von Yusufs Angreifern und riss sie zu Boden. Sie waren tot, ehe sie reagieren konnten, und Ezio stand bereits über ihnen, als die übrigen vier sich ihm zuwandten und Yusuf damit Gelegenheit gaben, um sie herumzuhuschen und sie von der Seite her anzugehen. Ezio hatte seine Hakenklinge nicht wieder eingezogen.

Als die vier Templersoldaten sich brüllend auf Ezio stürzten, griff Yusuf ihre Flanke an und brachte seine verborgene Klinge rasch ins Spiel. Ein riesenhafter Soldat hatte Ezio fast schon erreicht und ihn gegen die Mauer eines Lagerhauses gedrängt, als ihm die Hakenlauftechnik wieder einfiel. Er nutzte sie, um zu entkommen, fällte seinen Widersacher und versetzte dem zuckenden Leib des Mannes mit der verborgenen Klinge den

Gnadenstoß. Derweil hatte Yusuf zwei der anderen erledigt, während der Überlebende Fersengeld gab.

Andernorts legte sich das heftige Kampfgeschehen, als Yusufs Brigade allmählich die Oberhand über die Templer gewann, die schließlich fluchend die Flucht ergriffen und nach Norden hin in der Stadt untertauchten.

„Freut mich, dass Ihr rechtzeitig eingetroffen seid, um meine neuen Spielkameraden kennenzulernen“, sagte Yusuf, während er sein Schwert abwischte und in die Scheide schob und auch seine verborgene Klinge verschwinden ließ. Ezio tat es ihm gleich. „Ihr habt wie ein Tiger gekämpft, mein Freund, wie ein Mann, der zu spät zu seiner ... Hochzeit kommt.“

„Wolltet Ihr nicht ‚Beerdigung‘ sagen?“

„Es würde Euch ja wohl nichts ausmachen, wenn Ihr zu der zu spät kämt.“

„Nun, was die Hochzeit angeht, da bin ich schon fünfundzwanzig Jahre zu spät dran.“ Ezio verscheuchte seine sich verdüsternde Stimmung und straffte die Schultern. „Bin ich rechtzeitig gekommen, um den Basarunterschlupf zu retten?“

Yusuf hob bedauernd die Schultern. „Leider nicht. Wir konnten nur unsere Haut retten. Der Basarunterschlupf wurde erobert. Auch ich bin unglücklicherweise schon zu spät gekommen, um etwas dagegen zu tun. Der Gegner hatte sich zu gut verschanzt.“

„Verzweifelt nicht! Der Galata-Unterschlupf ist sicher. Die Assassinen, die wir dort eingesetzt haben, können uns hier unterstützen.“

Yusufs Miene hellte sich auf. „Wenn meine ‚Armee‘ sich verdoppelt, werden wir den Basar gemeinsam zurückerobern! Kommt! Da lang!“

Sie gingen durch die Marktstraßen und das gewaltige glitzernde Labyrinth des eigentlichen Suks, des prächtigen, wimmelnden, rotgoldenen Großen Basars mit seinen unzähligen Gassen, von kleinen Buden gesäumt, an denen buchstäblich *alles* verkauft wurde, von Düften hin zu Gewürzen, Schaffelle, kostbare Persertepiche aus Isfahan und Kabul, Möbel aus Zedernholz, Schwerter und Rüstungen, Kaffeekannen aus Messing und Silber mit langen Hälsen und gebogenen Tüllen, tulpenförmige Gläser für Tee und größere, schlankere für *sharbat* ... ein Füllhorn, in dem es alles auf der Welt gab, was ein Mensch sich nur vorstellen oder wünschen konnte,

und das alles überlagert und untermalt von einem wahrhaft babylonischen Sprachgewirr, denn Händler und Kunden stamten aus aller Herren Länder.

Nachdem sie den Basar an der nordöstlichen Seite verlassen hatten, kamen sie in Straßen, die dem Unterschlupf näher waren. Hier zeigten die Templer eine starke Präsenz. Die Gebäude waren mit ihren Fahnen behängt, und die Kaufleute, die hier ihrem Geschäft nachgingen, wurden, wie Ezio sehen konnte, nicht immer wieder belästigt oder von byzantinischen Strolchen tyrannisiert.

„Wenn die Templer ein Viertel übernehmen“, erklärte ihm Yusuf, „protzen sie gern damit, wie Ihr sehen könnt. Es ist ein endloser Kampf, sie im Zaum zu halten, denn nichts tun sie lieber, als uns jeden Sieg, den sie genießen, unter die Nase zu reiben.“

„Aber warum tut der Sultan nichts dagegen? Das ist doch seine Stadt!“

„Sultan Bayezid ist weit weg. Hier gibt es nicht genug osmanische Ressourcen, als dass der Gouverneur die Lage in den Griff bekommen könnte. Wenn es uns nicht gäbe ...“ Yusuf verstummte und griff einen anderen Gedankenfaden auf, als er fortfuhr. „Viele Stunden nordwestlich der Stadt liegt der Sultan im Krieg mit seinem Sohn Selim. Er ist seit Jahren fort, mindestens seit dem großen Erdbeben im Jahr 1509, und schon davor war er kaum noch da. Er ist blind für all diesen Aufruhr.“

„Ein Erdbeben?“ Ezio erinnerte sich, auch in Rom davon gehört zu haben. Mehr als einhundert Moscheen waren damals eingestürzt, dazu tausend andere Gebäude, und zehntausend Menschen waren ums Leben gekommen.

„Das hättet Ihr sehen sollen. Wir nannten diesen Tag das erste Jüngste Gericht. Die gewaltigen Wellen, die es im Marmarameer auslöste, brachten fast die Mauern im Süden zum Einsturz. Doch die Augen des Sultans blieben selbst nach dieser Warnung geschlossen.“

„Aber Eure sind offen, *si*?“

„Wie zwei Vollmonde. Glaubt mir.“

Sie hatten einen großen, offenen *karesi* erreicht, auf dem es von Templersöldnern nur so wimmelte. Ezio und Yusuf wurden misstrauisch beäugt, als sie den Platz überquerten.

„Zu viele, um sie direkt anzugreifen“, sagte Yusuf. „Am besten benutzen wir eine davon.“

Er fasste in den Beutel, den er an der Hüfte trug, und holte eine Bombe heraus.

„Was ist das? Eine Rauchbombe?“, fragte Ezio. „Hm! Ich bin nicht sicher, ob uns die hier weiterhilft.“

Yusuf lachte. „Rauchbombe? Lieber Ezio, Mentor, es ist wirklich höchste Zeit, dass Ihr Italiener im sechzehnten Jahrhundert ankommt. Diese Bomben dienen nicht der Verhüllung, sondern der Ablenkung. Passt auf!“

Ezio trat zurück, als Yusuf die Bombe warf. Die Explosion als solche war relativ harmlos, aber sie sandte eine Wolke aus kleinen, scheinbar goldenen Münzen in die Luft, die wie ein Regen über den Söldnern niedergingen. Auf der Stelle galt das Augenmerk der Männer nicht mehr Ezio und Yusuf, und sie bückten sich sofort, um die Münzen aufzulesen. Dabei stießen sie mit der Schulter andere Leute beiseite, die auch ein paar zu erwischen versuchten.

„Was war das?“, fragte Ezio staunend, während sie ihren Weg fortsetzten, auf dem sie jetzt keine Belästigung mehr zu befürchten hatten.

Yusuf grinste listig. „Eine unserer sogenannten Goldbomben. Sie sind mit Münzen aus Pyrit gefüllt. Sie sehen genauso aus wie Goldmünzen, sind aber sehr billig herzustellen.“

Ezio sah, wie sich die Söldner über den ganzen Platz zerstreuten, blind für alles außer dem Narrengold.

„Seht Ihr?“, sagte Yusuf. „Sie können nicht widerstehen. Aber kommt, beeilen wir uns, bevor sie alles aufgesammelt haben.“

„Ihr seid heute voller Überraschungen.“

„Die Herstellung von Sprengkörpern ist eines unserer neuen Hobbys, das wir uns von den Chinesen abgeschaut haben. Wir widmen uns ihm mit großer Leidenschaft.“

„Ich roste offenbar ein. Aber ein Freund von mir hat einmal ein paar Granaten für mich gebaut, das war in Spanien und ist lange her. Ich kenne mich also ein bisschen aus mit der Materie. Ihr müsst mir die neuen Techniken beibringen.“

„Mit Vergnügen. Aber ich frage mich allmählich, wer hier eigentlich der Mentor ist?“

„Genug der Frechheiten, Assassine!“ Ezio grinste und schlug Yusuf auf die Schulter.

Die schmale Straße, die sie entlanggegangen waren, mündete jetzt auf einen weiteren Platz, und auch hier stießen sie in diesem von den Templern förmlich infizierten Viertel auf eine große Anzahl byzantinischer Söldner. Sie hatten den Lärm des Tumults auf dem nicht weit entfernten anderen Platz gehört und wirkten nervös. Yusuf holte eine Handvoll kleiner Bomben aus seinem Beutel und reichte sie Ezio. „Ihr seid an der Reihe“,

sagte er. „Macht mir keine Schande! Der Wind steht hinter uns, es müsste alles klappen.“

Die Byzantiner hielten bereits auf die beiden Assassinen zu und zogen ihre Schwerter. Ezio zog die Stifte aus drei der Bomben, die er in den Händen hielt, und warf sie den näher kommenden Söldnern entgegen. Als sie auf den Boden prallten, explodierten sie mit einem kleinen, harmlos klingenden Knall, und einen Moment lang sah es so aus, als wäre weiter nichts geschehen. Doch die Templer zögerten und sahen einander an, dann würgten sie plötzlich und versuchten mit den Händen ihre Kleidung auszuklopfen, die auf einmal mit einer zähen, stinkenden Flüssigkeit bedeckt war. Rasch zogen sie sich zurück.

„Da gehen sie hin“, sagte Yusuf. „Ihre Frauen werden sie tagelang nicht zu sich ins Bett lassen.“

„Eine weitere Eurer Überraschungen?“

„Stinktieröl-Bomben. Sehr wirksam, wenn man den richtigen Augenblick abpasst und Rückenwind hat.“

„Danke für die Warnung!“

„Welche Warnung?“

„Genau.“

„Beeilung. Wir sind fast da.“

Sie hatten den *karesi* überquert und eine andere, breitere Straße betreten, die von mit Brettern zugenagelten Geschäften gesäumt wurde. Vor einem dieser Läden blieb Yusuf stehen und drückte vorsichtig gegen die Tür, die daraufhin aufschwang. Dahinter lag ein kleiner, schlichter Hofraum, an dessen gegenüberliegender Mauer sich ein paar Fässer und Kisten stapelten. In der Mitte klaffte das

Loch einer offenen Falлтür. Steinerne Stufen führten in die Tiefe. In der hinteren linken Ecke ragte ein Turm auf.

„Wie ich es mir gedacht habe“, sagte Yusuf. Er wandte sich an Ezio, sein Ton war drängelnd. „Das ist eines unserer unterirdischen Verstecke. Es sieht verlassen aus, aber dort unten wird es von den Templern streng bewacht. Bei ihnen befindet sich ein Templerhauptmann. Darf ich Euch bitten, ihn zu suchen und zu töten?“

„Ich werde Euer Versteck zurückerobern.“

„Gut. Wenn Ihr das getan habt, steigt Ihr auf diesen Turm und zündet das Leuchtsignal, das dort bereitliegt. Dabei handelt es sich um eine weitere unserer Bomben und um den Nachbau der Signale, die von den Templern benutzt werden, um einen Rückzug anzuzeigen.“

„Und Ihr?“

„Diese Templer auf dem Platz werden nicht lange brauchen, um dahinterzukommen, was passiert ist. Darum werde ich zurückgehen und nach Möglichkeit versuchen, sie daran zu hindern, uns hierher zu folgen und ihre Freunde zu unterstützen. Ich trage ein paar Phosphorbomben am Gürtel. Die sollten genügen.“

„Dann benutzt Ihr also *doch* noch altmodischen künstlichen Rauch?“

Yusuf nickte. „Ja, aber dieser Rauch ist ziemlich übel, deshalb ...“ Er zog sich einen Schal vor Mund und Nase. „Und bevor ich gehe, habe ich noch einen kleinen Trick im Ärmel, der die Hasen aus ihrem Bau locken sollte ... Ich möchte schließlich nicht, dass Ihr in das Versteck hinuntersteigt und im Dunkeln gegen diese Strolche kämpfen müsst. Sobald sie auftauchen, müsstet Ihr sie eigentlich ohne große Mühe der Reihe nach

ausschalten können.“ Er zog eine letzte, granatenartige Bombe aus seinem Beutel und wog sie kurz in der Hand. „Die werde ich jetzt zünden, und dann mache ich mich auf den Weg. Wir müssen die beiden Templergruppen gleichzeitig unschädlich machen, sonst sind wir verloren. Haltet Euch die Ohren zu – diese Bombe ist mit Schwefel gefüllt, sie wird also krachen wie ein Donner Schlag. Das wird die Kerle nach oben locken, aber ich will nicht, dass Euch das Trommelfeld platzt.“

Ezio tat, wie ihm geheißen ward, und zog sich zu einer strategisch günstigen Stelle auf der im Schatten liegenden Seite des Hofes zurück, von wo aus er die Falltür gut im Blick hatte. Er wechselte die verborgene Klinge an seiner linken Hand gegen die Pistolenhalterung aus. Die Hakenklinge schien ihm für den Nahkampf geeigneter. Yusuf befand sich

unweit der Straße. Er schleuderte seine Bombe zur anderen Hofseite hinüber und verschwand dann.

Es krachte so laut, als hätte der Teufel persönlich gefurzt, und Ezio spürte das Nachbeben bis unter die Schädeldecke, obwohl er sich unter der Kapuze die Ohren fest zuhielt. Er schüttelte den Kopf, um ihn zu klären, und im selben Moment stürmten bereits zehn Templer unter Führung eines rotnasigen Hauptmanns aus der Falltür herauf ins Sonnenlicht und schauten sich panisch um. Ezio huschte sogleich auf sie zu und mähte drei nieder, ehe sie reagieren konnten. Mit seinem Haken gelang es ihm, innerhalb der nächsten Minute des Kampfes noch drei zu töten. Drei weitere rannten davon, als sie noch zwei Explosionen hörten, gefolgt von schwachem Rauchgeruch, den der leichte Wind herantrug.

„Genau zur rechten Zeit, Yusuf“, murmelte Ezio.

Der Hauptmann der Schar richtete sich auf und trat Ezio gegenüber. Ein kräftiger, schielender Mann mit abgenutzter schwarzer Schulterpanzerung über der dunkelroten Tunika. In der einen Hand hielt er ein schweres Damaszenerschwert, in der anderen einen gefährlich aussehenden Krummdolch mit Widerhakenspitze.

„Mit dem Dolch zieh ich dich heran“, sagte der Hauptmann mit heiserer Stimme, „und mit dem Schwert schneide ich dir den Hals durch. Du bist so gut wie tot, Assassine.“

„Es ist wirklich höchste Zeit, dass Ihr Templer im sechzehnten Jahrhundert ankommt“, erwiderte Ezio, hob den linken Arm und ließ die Pistole in seine Hand schnellen. Er drückte ab, überzeugt, dass er aus dieser Entfernung einfach nicht vorbeischießen

konnte, nicht einmal mit der linken Hand, und tatsächlich durchschlug die Kugel den Knochen genau zwischen den Augen des Hauptmanns.

Der Mann war noch nicht ganz zu Boden gesunken, als Ezio schon über den Hof hetzte, auf eines der Fässer sprang und mithilfe der Hakenklinge den Turm erklimmte.

Das Signalgeschoss, das Yusuf erwähnt hatte, war weder entdeckt noch unbrauchbar gemacht worden. Daneben lag ein kleiner Mörser, den Ezio mit dem Geschoss lud. Im nächsten Augenblick jagte es himmelwärts und zog einen deutlich sichtbaren Schweif aus Feuer und violetter Rauch hinter sich her.

Als Ezio wieder am Fuß des Turmes anlangte, wartete Yusuf bereits auf ihn.

„Kein Wunder, dass Ihr unser Mentor seid“, sagte der seldschukische Assassine.

„Die zeitliche Abstimmung hätte nicht besser sein können.“ Er strahlte triumphierend. „Die Templer ziehen sich an allen Fronten zurück.“

Das Basar-Versteck war bemerkenswert ordentlich und aufgeräumt, bedachte man, dass es vor Kurzem noch von den Templern besetzt gewesen war.

„Irgendwelche Schäden?“, fragte Ezio seinen türkischen Kameraden, der zur Decke hinaufschaute.

„Ich sehe keine. Die byzantinischen Temppler mögen zwar schlechte Gastgeber sein, aber dafür sind sie recht anständige Mieter. Haben sie etwas erst einmal erobert, halten sie es gern in Schuss.“

„Weil sie vorhaben, dort zu bleiben?“

„Genau.“ Yusuf rieb sich die Hände. „Wir müssen unsere kleinen Siege ausnutzen, um Euch weiter auf den Kampf gegen unsere

griechischen Freunde vorzubereiten“, sagte er. „Ich habe Euch gezeigt, wie man einige unserer Bomben benutzt, aber noch besser wäre es freilich, wenn Ihr auch wüsstet, wie man sie baut.“

„Gibt es hier jemanden, der es mir beibringen kann?“

„Natürlich! Den Meister höchstpersönlich. Piri Reis.“

„Piri Reis ist ... einer von uns?“

„Gewissermaßen. Er hält sich gern zurück. Aber er steht ganz bestimmt auf unserer Seite.“

„Ich dachte, er sei eher ein Kartograf“, meinte Ezio. Er erinnerte sich an die Karte von Zypern, die Ma'Mun ihm gegeben hatte.

„Kartograf, Seefahrer, Pirat ... Dieser Tage macht er allerdings gerade in der osmanischen Marine Karriere. Er ist ein ziemlicher

Alleskönner. Und er kennt Istanbul, also Kostantiniyye, wie seine Westentasche.“

„Das ist gut. Denn ich würde ihn gern etwas über die Stadt fragen, das er wissen könnte. Abgesehen davon, dass ich ihn bitten möchte, mich im Bombenbau zu unterweisen. Wann kann ich mich mit ihm treffen?“

„Warum nicht jetzt gleich? Wir sollten ja auch keine Zeit verlieren. Oder braucht Ihr nach dem Scharmützel erst ein wenig Ruhe?“

„Nein.“

„Gut! Dann bringe ich Euch jetzt zu ihm. Seine Werkstatt ist nicht weit von hier.“

Piri Reis – Admiral Reis – bewohnte an der Nordseite des Großen Basars ein paar im ersten Stock eines Hauses gelegene offene Räume, durch deren hohe Fenster kaltes, klares Licht auf die Kartentische fiel, die in ordentlicher Formation auf dem Teakboden standen. Ebenso ordentlich waren dort

Karten ausgebreitet, mehr, als Ezio je gesehen hatte, und von verschiedenster Art. An den Tischen saß eine Handvoll Assistenten, die schweigend und eifrig vor sich hin arbeiteten. Die West- und Südwand der Werkstatt waren mit weiteren Karten geschmückt, alle sauber und gerade aufgehängt. Fünf große Globen, einer in jeder Ecke und einer in der Mitte des Raumes, vervollständigten das Bild. Die Globen waren ebenfalls noch unvollständige Werke; frisch bemalte Bereiche zeigten die jüngsten Entdeckungen, die hinzugefügt worden waren.

Die Westwand war außerdem mit von Meisterhand gefertigten, detailreichen technischen Zeichnungen bedeckt. Dabei handelte es sich, wie Ezio auf den ersten Blick sah, um Entwürfe für Bomben. Auf seinem Weg durch den Raum dorthin, wo Piri saß, konnte er genug erkennen, um festzustellen,

dass die Bombenzeichnungen in Kategorien aufgeteilt waren: tödlich, taktisch, Ablenkung, besondere Zwecke. In einer geräumigen Wandnische stand ein Arbeitstisch, dahinter lagen auf Regalen, präzise aufgereiht, Werkzeuge zur Metallbearbeitung.

Ein ziemlicher Gegensatz zu dem Durcheinander, in dem Leonardo am liebsten arbeitete, dachte Ezio. Die Erinnerung an seinen Freund brachte ihn zum Lächeln.

Piri arbeitete an einem großen Zeichentisch direkt unter den Fenstern. Er war sechs oder sieben Jahre jünger als Ezio, braun gebrannt, wettergegerbt, von gesunder, robuster Statur und trug einen blauen Seidenturban, unter dem ein starkes Gesicht, das im Moment einen Ausdruck gespannter Konzentration zeigte, hervorschaute. Durchdringende, klare graue Augen blickten auf die Arbeit, mit der Piri gerade beschäftigt war. Sein

üppiger brauner Bart war sauber gestutzt, obwohl er ihn so lang trug, dass er bis auf den hohen Kragen seiner silbernen Brokat-tunika hinabfiel. Blaue Pluderhosen und schlichte Holzpantoffeln vervollständigten seine Kleidung.

Er musterte Ezio mit einem taxierenden Blick, den dieser erwiderte, während Yusuf sie einander vorstellte.

„Wie war Euer Name noch gleich?“, fragte Piri.

„Ezio. Ezio Auditore da Firenze.“

„Ach ja. Einen Moment lang dachte ich, Yusuf hätte ‚Lothario‘ gesagt. Habe den Unterschied nicht gehört.“ Er sah ihn an, und Ezio hätte geschworen, dass er ein Funkeln im Auge hatte. Ezio überlegte, ob ihm sein Ruf – in einer Hinsicht zumindest – vorausgeeilt sein mochte. Er hatte das Gefühl, dass er diesen Mann mögen würde.

„Ich habe Eure Arbeiten gesehen, Eure Karten jedenfalls“, begann er die Unterhaltung. „Ich hatte eine Kopie derjenigen, die Ihr von Zypern angefertigt habt.“

„Ach, wirklich?“, erwiderte der Seemann schroff. Offensichtlich wurde er bei seiner Arbeit nicht gern gestört. Oder zumindest wollte er diesen Eindruck erwecken.

„Aber heute bin ich hier, um Euch in einer anderen Angelegenheit um Euren Rat zu bitten.“

„Das war eine gute Karte, die von Zypern“, sagte Piri, ohne auf Ezios Worte einzugehen. „Aber ich habe sie zwischenzeitlich verbessert. Zeigt mir Eure!“

Ezio zögerte. „Ich habe sie nicht mehr“, gestand er. „Ich gab sie ... einem Freund.“

Piri sah auf. „Das war sehr großzügig von Euch“, sagte er. „Wisst Ihr, was meine Karten wert sind?“

„Oh ja! Aber diesem Mann verdankte ich mein Leben.“ Ezio zögerte abermals. „Er ist ein Seemann, genau wie Ihr.“

„Hm! Wie heißt er? Vielleicht habe ich schon einmal von ihm gehört.“

„Er ist ein Mameluck, den man unter dem Namen al-Scarab kennt.“

Plötzlich strahlte Piri. „Dieser alte Halunke! Na, ich hoffe, er nutzt sie gut. Zumindest weiß er, dass er sich mit uns lieber nicht anlegt.“ Er richtete den Blick auf Yusuf. „Was steht Ihr da noch herum? Habt Ihr nichts Besseres zu tun? Fort mit Euch, und lasst Euren Freund hier bei mir. Ich Sorge schon dafür, dass es ihm an nichts mangelt. Freunde von al-Scarab sind auch meine Freunde!“

Yusuf grinste und verabschiedete sich. „Ich wusste, dass ich Euch in sicheren Händen zurücklassen würde“, sagte er.

Als sie allein waren, wurde Piri ernster. „Ich weiß, wer Ihr seid, Ezio, und ich kann mir denken, warum Ihr hier seid. Möchtet Ihr eine Erfrischung? Es ist Kaffee da, wenn Ihr mögt.“

„Ich habe endlich Geschmack daran gefunden.“

„Gut!“ Piri klatschte in die Hände und winkte einem seiner Assistenten zu, der daraufhin nickte, im hinteren Teil der Werkstatt verschwand und kurz darauf mit einem Messingtablett zurückkehrte, auf dem eine gewundene Kanne, zierliche Tassen und eine Schale mit bernsteinfarbenen Süßigkeiten, wie Ezio sie noch nie gekostet hatte, standen.

„Ich kenne al-Scarab aus der Zeit, als ich selbst noch Kapitän eines Kaperschiffs war“, erzählte Piri. „Wir kämpften vor etwa zwölf Jahren in den beiden Seeschlachten von

Lepanto Seite an Seite unter der Flagge meines Onkels Kemal. Ihr habt gewiss schon von ihm gehört, oder?“

„Ja.“

„Die Spanier kämpften wie die Tiger gegen uns, von den Genuesern und den Venezianern hielt ich indes nicht so viel. Ihr seid Florentiner, nicht wahr?“

„Ja.“

„Dann seid Ihr also eine Landratte.“

„Meine Familie war im Bankengeschäft.“

„Vordergründig, ja! Aber darunter war Eure Familie etwas viel Edleres.“

„Wie Ihr wisst, liegt mir das Bankgeschäft nicht so im Blut wie Euch die Seefahrt.“

Piri lachte. „Wohl gesprochen!“ Er nippte von seinem Kaffee und verzog das Gesicht, als er sich die Lippen verbrannte. Dann erhob er sich von seinem Stuhl, reckte seine Schultern und legte seinen Stift weg. „Und

damit ist es genug des unverbindlichen Geplauders. Wie ich sehe, interessiert Ihr Euch bereits für die Zeichnungen, an denen ich arbeite. Wisst Ihr etwas damit anzufangen?“

„Ich sehe, dass es sich nicht um Karten handelt.“

„Seid Ihr denn auf Karten aus?“

„Ja und nein. Es gibt da etwas – es geht um die Stadt –, das ich Euch fragen möchte, bevor ich über irgendetwas anderes spreche.

Piri breitete die Hände aus. „Nur zu.“

Ezio zog Niccolò Polos Buch *Der Geheime Kreuzzug* hervor und zeigte es Piri.

„Interessant“, sagte der Seemann. „Natürlich weiß ich Bescheid über die Polos. Ich habe Marcos Buch gelesen. Er übertreibt ein wenig, wenn Ihr mich fragt.“

„Dieses Buch habe ich in Masyaf einem Templer abgenommen. Yusuf weiß davon und vom Inhalt des Buches.“

„Masyaf? Ihr wart also dort.“

„In dem Buch ist die Rede von den fünf Schlüsseln zu Altaïrs Bibliothek. Demnach vertraute Altaïr sie Niccolò an, der sie dann hierher brachte und versteckte.“

„Und das ist den Templern bekannt? Dann ist es also ein Wettlauf gegen die Zeit.“

Ezio nickte. „Einen haben sie bereits gefunden. Er war in den Kellern des Topkapi-Serails versteckt. Ich muss ihn in die Hände bekommen und die anderen vier finden.“

„Und wo wollt Ihr damit anfangen?“

„Wisst Ihr, wo in der Stadt Polos alter Handelsposten zu finden war?“

Piri sah ihn an. „Ich kann Euch genau sagen, wo er sich befand. Kommt hier herüber!“ Er ging zu einer großen, ungeheuer detailreichen Karte von Konstantinopel, die in einem schlichten goldenen Rahmen an der Wand hing. Er blickte einen Moment lang

darauf, dann tippte er mit dem Zeigefinger auf eine Stelle. „Da. Gleich westlich von der Hagia Sophia. Gar nicht weit von hier. Warum? Gibt es da eine Verbindung?“

„Ich habe einen Verdacht, dem ich nachgehen muss.“

Piri musterte ihn. „Das ist ein sehr kostbares Buch, das Ihr da habt“, meinte er dann bedächtig.

„Ja. Sehr kostbar sogar, wenn ich recht habe.“

„Sorgt nur dafür, dass es nicht in die falschen Hände gerät!“ Piri schwieg kurz und überlegte. „Seid auf der Hut, wenn Ihr den alten Handelsposten der Polos gefunden habt“, sagte er dann. „Womöglich erwartet Euch dort mehr, als Ihr glaubt.“

„Bergen diese Worte eine Frage?“

„Wenn dem so ist, dann handelt es sich um eine Frage, auf die ich keine Antwort habe.“

Ich bitte Euch nur, achtzugeben, mein Freund.“

Ezio zögerte, bevor er Piri weiter ins Vertrauen zog. „Ich glaube, meine Suche wird dort ihren Anfang nehmen. Ich bin sicher, dass dort etwas versteckt ist, das mir einen ersten Hinweis liefern wird.“

„Das ist möglich“, pflichtete Piri ihm bei, ohne Näheres zu verraten. „Aber beherzigt meine Warnung.“

Dann hellte sich seine Miene auf, und er rieb sich eifrig die Hände, wie um Dämonen zu verscheuchen. „Nun, nachdem wir diese Angelegenheit geklärt haben ... womit kann ich Euch noch behilflich sein?“

„Ich bin sicher, dass Ihr das schon erraten habt. Ich bin im Zuge einer Assassinen-Mission hier, vielleicht der wichtigsten, die es je gab, und Yusuf sagte, Ihr könntet mir zeigen,

wie man Bomben baut. Die besonderen, die Ihr hier entwickelt habt.“

„Ach, warum muss dieser Yusuf nur immer den Mund so voll nehmen?“ Piri blickte wieder ernst drein. „Ich kann meinen Stand nicht gefährden, Ezio. Ich bin ein Navigationsoffizier in der Marine des Sultans, und das ist mein aktuelles Projekt.“ Er wies auf die Karten. Dann blinzelte er Ezio zu. „Die Bomben sind eine Nebenbeschäftigung. Aber um einer gerechten Sache willen, bin ich meinen wahren Freunden gern behilflich.“

„Ihr könnt Euch auf meine Diskretion verlassen. So wie ich mich hoffentlich auf Eure verlassen kann.“

„Gut. Folgt mir!“

Damit ging Piri zu der geräumigen Nische in der Westwand. „Die Bomben sind eigentlich auch Teil eines Forschungsprojekts der Marine“, erklärte er. „Durch meinen Beruf

als Soldat habe ich ein Interesse für Artillerie und Sprengkörper entwickelt, und das gereichte den Assassinen zum Nutzen. Es verschafft uns einen Vorteil.“

Er deutete auf die technischen Zeichnungen. „Ich habe viele Arten von Bomben erfunden, und einige sind allein der Bruderschaft vorbehalten. Wie Ihr sehen könnt, habe ich sie in vier Hauptkategorien unterteilt. Natürlich sind sie teuer, aber dafür hatte die Bruderschaft stets Verständnis.“

„Yusuf sagte mir, dass die hiesigen Assassinen knapp bei Kasse seien.“

„So ist es doch fast immer, wenn es um einen guten Zweck geht“, erwiderte Piri. „Aber Yusuf ist auch sehr findig. Ich nehme an, Ihr wisst, wie man diese Waffen benutzt?“

„Yusuf erteilte mir einen Schnellkurs.“

Piri sah ihn ruhig an. „Gut. Nun, wenn Ihr Eure eigenen Bomben bauen wollt, dann

kann ich es Euch zeigen. Wie Yusuf es Euch offenbar versprochen hat.“

Er ging um den Tisch herum und nahm zwei Stücke seltsam aussehenden Metalls auf, die darauf lagen. Ezio beugte sich neugierig nach vorn und griff nach einem dritten.

„Ah, ah, ah! Fasst das nicht an!“, warnte Piri. „Eine falsche Bewegung, und das Gebäude könnte einstürzen. PENG!“

„Im Ernst?“

Piri lachte. „Ihr solltet Euer Gesicht sehen! Passt auf, ich zeig’s Euch.“

In den folgenden Stunden erklärte er Ezio die Grundschrirte, die dem Bau einer jeden Bombe vorausgingen, und erläuterte ihm die verwendeten Materialien.

Ezio lernte, dass jede Bombe oder Granate als Grundbestandteil Schwarzpulver enthielt, aber nicht alle Bomben waren auf eine

tödliche Wirkung ausgelegt. Mit tödlichen Granaten hatte er bereits Erfahrungen gesammelt, als er vor vier Jahren in Valencia Cesare Borgias Flotte angegriffen hatte. Yusuf hatte ihm gezeigt, wie man Bomben einsetzte, die den Gegner mittels künstlichem Rauch, Donnerschlägen, widerlichen Gerüchen oder scheinbarem Geldregen ablenken sollten. Piri führte ihm jetzt weitere Anwendungen vor. Unter den Bomben mit tödlicher Wirkung waren jene, die Kohlenstaub verwendeten, der die Sprengkraft des Schwarzpulvers verstärkte, sowie Splitterbomben, bei denen Schrapnelle in weitem Umkreis für einen scheußlichen Tod sorgten. Bomben, die Säckchen mit Lammblood enthielten, bespritzten den Gegner damit und versetzten ihn in Panik, weil er glauben musste, verwundet worden zu sein. Eine andere Art nicht tödlicher Granaten, die sich

gut eigneten, Verfolger aufzuhalten, waren die Erdsternchen-Bomben – sie enthielten ineinander verdrehte Nägel, die vor dem Feind niederhagelten und ihm das Vorkommen erschwerten. Die vielleicht unangenehmsten Bomben waren diejenigen, zu deren Herstellung entweder Stechapfelpulver oder tödliche Tollkirsche verwendet wurde.

„Stechapfel und Tollkirsche sind zwei der, wie wir sie nennen, Hexenkräuter. Dazu gehören außerdem noch Bilsenkraut und Alraune“, erklärte Piri mit ernster Miene. „Ich benutze sie nicht gern, deshalb tue ich es nur in Extremfällen und in höchster Gefahr. Explodiert eine solche Bombe inmitten der Feinde, verursacht der Stechapfel Wahnvorstellungen, er stört das Gehirn und bringt den Tod. Das dürfte das schlimmste Kraut von allen sein. Die Tollkirsche bringt ein

Giftgas hervor, das gleichermaßen tödlich ist.“

„Die Templer würden nicht zögern, diese Waffen gegen uns einzusetzen, wenn sie könnten“, gab Ezio zu bedenken.

„Das ist einer der moralischen Widersprüche, mit denen die Menschheit zu kämpfen haben wird, bis sie eines Tages wirklich zivilisiert ist“, erwiderte Piri. „Ist es böse, das Böse einzusetzen, um das Böse zu bekämpfen? Ist das Einverständnis mit diesem Argument lediglich eine Rechtfertigung für etwas, das eigentlich keiner von uns tun sollte?“

„Im Moment“, sagte Ezio, „können wir uns den Luxus, solche Fragen zu erörtern, nicht leisten.“

„Was Ihr für den Bau dieser Bomben braucht, findet Ihr an verschiedenen Orten in der Stadt, die Yusuf Euch nennen kann“, sagte Piri. „Haltet also die Augen offen und

den Kopf gesenkt, wenn Ihr durch die Straßen streift!“

Ezio stand auf und machte sich bereit zu gehen. Piri reichte ihm eine walnussbraune Hand. „Kommt wieder, wann immer Ihr weitere Hilfe braucht.“

Ezio ergriff die Hand und schüttelte sie. Der feste Griff überraschte ihn nicht.

„Ich hoffe, dass wir uns wiedersehen werden.“

„Oh“, machte Piri mit einem rätselhaften Lächeln, „daran hege ich keinen Zweifel.“

Ezio folgte Piri Reis' Anweisungen und ging einmal mehr durch den Basar. Die beharrlichen Überredungskünste und Schmeicheleien der Händler ignorierte er. Schließlich erreichte er das Viertel westlich des gewaltigen Baus der Hagia Sophia. Fast verlief er sich in dem Labyrinth aus Straßen und Gassen, das sich darum herum erstreckte. Aber dann erreichte er doch die Stelle, von der er sicher war, dass es sich um jene handelte, die Piri ihm auf der Karte gezeigt hatte.

Ein Buchladen. Und über der Tür stand ein venezianischer Name.

Er trat ein, und zu seiner Überraschung und kaum verhohlenen Freude sah er sich

der jungen Frau gegenüber, der er auf seiner Reise begegnet war. Sie begrüßte ihn freundlich, aber er merkte sogleich, dass er nur als potenzieller Kunde so willkommen geheißen wurde. Ihr Gesicht zeigte kein Anzeichen des Erkennens.

„*Buon giorno! Merhaba!*“ Sie wechselte automatisch vom Italienischen ins Türkische. „Bitte kommt doch herein!“

Sie war mit dem Sortieren von Büchern beschäftigt und stieß im Umdrehen einen Stapel um. Ezio erfasste auf einen Blick, dass dieser Laden das genaue Gegenteil von Piri Reis' ordentlicher Werkstatt war.

„Ach!“, meinte die Frau. „Entschuldigt das Durcheinander! Ich hatte seit meiner Reise noch keine Zeit zum Aufräumen.“

„Ihr seid von Rhodos hierher gesegelt, *no?*“

Sie sah ihn überrascht an. „*Si*. Woher wisst Ihr das?“

„Wir waren auf demselben Schiff.“ Er verneigte sich leicht. „Mein Name ist Auditore. Ezio Auditore.“

„Und ich bin Sofia Sartor. Wurden wir einander vorgestellt?“

Ezio lächelte. „Jetzt schon. Darf ich mich umsehen?“

„*Prego*. Die meisten meiner besten Bücher findet Ihr übrigens weiter hinten.“

Unter dem Vorwand, sich die Bücher anzuschauen, die chaotisch in schwankenden Holzregalen verstaut waren, die ihrerseits ein regelrechtes Labyrinth bildeten, tauchte Ezio tiefer in die dunklen Gefilde des Ladens ein.

„Es freut mich, in diesem Viertel auf einen anderen Italiener zu treffen“, sagte Sofia, die ihm folgte. „Die meisten von uns bleiben im venezianischen oder im Galata-Viertel.“

„Es freut mich ebenfalls, Euch begegnet zu sein. Ich hatte geglaubt, der Krieg zwischen Venedig und dem osmanischen Reich habe die meisten Italiener vertrieben. Er liegt schließlich erst sieben oder acht Jahre zurück.“

„Venedig behielt die Herrschaft über seine Inseln im Weißmeer, und man traf eine Vereinbarung“, erwiderte sie. „Fürs Erste jedenfalls.“

„Ihr seid also geblieben?“

Sie zuckte die Schultern. „Ich lebte als Mädchen hier mit meinen Eltern. Als Krieg war, wurden wir zwar vertrieben, das ist wahr, aber ich wusste immer, dass ich zurückkommen würde.“ Sie zögerte. „Wo seid Ihr her?“

„Florenz.“

„Aha!“

„Ist das ein Problem?“

„Nein, nein. Ich kenne ein paar sehr nette Florentiner.“

„Es ist nicht nötig, so überrascht zu klingen.“

„Verzeiht mir! Wenn Ihr Fragen zu den Büchern habt, stellt sie ruhig.“

„*Grazie!*“

„Auf dem Hinterhof habe ich noch mehr, falls Ihr interessiert seid.“ Sie blickte ein bisschen betrübt drein. „Um ehrlich zu sein, mehr, als ich verkaufen kann.“

„Was hat Euch nach Rhodos geführt?“

„Die Ritter von Rhodos sind beunruhigt. Sie wissen, dass die Osmanen den Plan, die Insel zu erobern, nicht aufgegeben haben. Sie glauben, es sei nur eine Frage der Zeit, bis sie es versuchen. Philippe Villiers de l'Isle Adam hat einen Teil der ritterlichen Bibliothek verkauft. Es war also eine Geschäftsreise, wenn Ihr so wollt. Allerdings keine

besonders erfolgreiche. Die Preise, die da verlangt wurden!“

„De l’Isle Adam ist ein guter Großmeister und ein tapferer Mann.“

„Ihr kennt ihn?“

„Nur seinem Ruf nach.“

Die Frau musterte ihn, während er sich wahllos umschaute. „So nett es auch ist, mit Euch zu plaudern – seid Ihr sicher, dass ich Euch nicht helfen kann? Ihr scheint Euch nicht recht auszukennen.“

Ezio beschloss, die Karten auf den Tisch zu legen. „Ich will eigentlich gar nichts kaufen.“

„Nun“, erwiderte sie etwas harsch, „ich ver-schenke aber nichts, *Messer*.“

„Verzeiht mir. Habt nur noch etwas Geduld mit mir. Ich werde es wiedergutmachen.“

„Und wie?“

„Daran arbeite ich noch.“

„Nun, ich muss sagen ...“

Doch Ezio brachte sie mit einer Geste zum Schweigen. Er hatte ein Bücherregal von der rückwärtigen Wand des überdachten Hofes weggerückt. Die Wand war stärker als die anderen, das sah er, und ihm war ein Riss darin aufgefallen, der gar kein Riss war.

Der Spalt gehörte zu einem Türrahmen, der kunstvoll kaschiert war.

„*Dio mio!*“, rief Sofia aus. „Wie kommt denn diese Tür dahin?“

„Hat irgendjemand diese Bücherregale schon einmal bewegt?“

„Noch nie. Sie standen schon so hier, als mein Vater den Laden übernahm. Zuvor wurden die Räumlichkeiten seit Jahren oder sogar Jahrzehnten nicht benutzt.“

„Verstehe.“ Ezio wischte den Staub fort, der sich in mehr als nur ein paar Jahrzehnten auf der Tür gesammelt hatte, fand jedoch keine Klinke oder sonst eine Möglichkeit, sie

zu öffnen. Dann entsann er sich der Geheimtür, die in Monteriggione in der Festung seines Onkels in das Kellergewölbe geführt hatte, und tastete nach einem verborgenen Verschluss. Es dauerte nicht lange, dann schwang die Tür nach innen auf. Hinter der Öffnung führten Stufen in die Schwärze hinab.

„Das ist ja unglaublich“, sagte die Frau, die über Ezios Schulter spähte. Er roch den Duft ihres Haars und ihrer Haut.

„Mit Eurer Erlaubnis möchte ich gern herausfinden, wo diese Treppe hinführt“, sagte er fest.

„Ich hole Euch ein Licht. Eine Kerze.“

Sie war gleich darauf wieder zurück und reichte ihm eine Kerze und eine Zunderbüchse. „Wer seid Ihr, *Messer?*“, fragte sie und schaute ihm dabei in die Augen.

„Nur der interessanteste Mann Eures Lebens.“

Sie lächelte. „Ah! *Presuntuoso!*“

„Bleibt hier! Lasst niemanden in den Laden! Ich bin sofort wieder da.“

Er ließ sie stehen und stieg die Stufen zu dem Tunnel hinab, der vom Fuß der Treppe aus tief in die Erde hineinführte.

Ezio fand sich in einem verzweigten Netz unterirdischer Zisternen wieder. Im schwachen Kerzenschein konnte er Tonnengewölbe ausmachen, die von Reihen schlanker Pfeiler gestützt wurden, deren Kapitelle mit verschiedenen Symbolen verziert waren, unter denen Ezio Augen entdeckte. Am unteren Ende zeigten einige der Säulen bizarrerweise die umgedrehten Köpfe monströser Gorgonen.

Ezio erkannte den Ort – das musste der Yerebatan Sarnici sein. Das große Zisternenetz, das man unter Konstantinopel eingerichtet hatte. Niccolò Polo erwähnte es in seinem Buch. Man nannte es auch Cisterna Basilica oder den Versunkenen Palast. Kaiser

Justinian hatte es vor tausend Jahren zum Zweck der Wasserfilterung erbauen lassen. Dieses Wissen nahm dem Ort jedoch nichts von seiner unheimlichen Atmosphäre. Die höhlenartige Weite ringsum wirkte fast beängstigend auf Ezio. Den Echos nach zu schließen, die schon seine Bewegungen hervorriefen, musste die Anlage von der Größe einer Kathedrale sein. Er erinnerte sich allerdings, dass Niccolò in *Der Geheime Kreuzzug* einen Hinweis darauf gegeben hatte, wo einer der Schlüssel zu finden sein könnte. Die Anweisungen waren bewusst schwer verständlich gewesen, doch Ezio wollte wenigstens versuchen, sie zu befolgen. Konzentriert rief er sich die Einzelheiten ins Gedächtnis.

Es war schwierig, kein Geräusch zu verursachen, als er durch das flache Wasser waltete, das den Boden der Zisterne bedeckte,

aber mit etwas Übung gelang es ihm, die Laute zumindest auf ein Minimum zu reduzieren. Außerdem wurde jedes Geräusch, das er machte, schon bald überlagert von dem Lärm der arglosen Menschen, die er vor sich hörte. Offenbar war er hier unten nicht allein auf der Suche, und er dachte daran, dass das Buch, bevor es in seinen Besitz gelangt war, sich in den Händen der Templer befunden hatte.

Ein Stück voraus sah er außerdem Licht. Ezio löschte seine Kerze und schlich auf die anderen zu. Schon bald konnte er die Gestalten von zwei Tempplersoldaten ausmachen, die in einem dunklen Gang an einem kleinen Feuer saßen. Ezio näherte sich ihnen. Sein Griechisch reichte aus, um den größten Teil ihrer Unterhaltung zu verstehen.

Derjenige, der gerade sprach, war schlecht gelaunt und hatte keine Angst, es sich

anmerken zu lassen. Mehr noch, er war am Rande einer Hysterie. „*Ti distihà!*“, sagte er in verärgertem Ton. „Was für ein Elend! Weißt du, wie lange wir in diesen dreckigen Zisternen schon suchen?“

„Ich bin seit ein paar Wochen hier“, sagte sein ruhigerer Freund.

„Das ist ja gar nichts! Ich bin seit dreizehn *Monaten* hier! Seit unser Großmeister diesen verfluchten Schlüssel gefunden hat!“ Er beruhigte sich etwas. „Aber er hat keine Ahnung, was er da eigentlich tut. Er weiß nur, dass die anderen Schlüssel ...“ – der Tonfall des Soldaten wurde sarkastisch – „... ,irgendwo in der Stadt sein müssen‘.“

Als er das hörte, stieg auch die Erregung des anderen Soldaten. Was da vor ihnen lag, schien ihn zu überwältigen. „Das ist eine sehr große Stadt ...“

„Ich weiß! Das habe ich auch gesagt ... na ja, gedacht habe ich es jedenfalls.“

Sie wurden durch die Ankunft eines Ranghöheren unterbrochen. „Macht euch wieder an die Arbeit, ihr Faulpelze! Glaubt ihr, man bezahlt euch dafür, dass ihr den ganzen Tag lang auf euren Ärschen sitzt?“

Brummend nahmen die Männer ihre Arbeit wieder auf. Ezio beschattete sie in der Hoffnung, weitere Informationen aufzuschnappen. Den beiden Männern schloss sich eine Handvoll weiterer Soldaten an, die genauso übellaunig und unzufrieden waren. Aber Ezio musste aufpassen, wo er hintrat. So müde und verärgert die Soldaten auch sein mochten, so waren sie doch gut ausgebildet und auf der Hut.

„Petros!“, rief einer nach einem anderen. „Sorg dafür, dass wir genügend Fackeln an

der Ausgrabungsstelle haben. Ich hab es satt, im Dunkeln herumzustolpern.“

Bei dem Wort „Ausgrabungsstelle“ spitzte Ezio die Ohren. Als er sich jedoch weiterbewegte, kratzte sein Säbel über einen der Pfeiler, und das eigentlich leise Geräusch hallte, von der Gewölbedecke verstärkt, wider.

Der Mann, den der andere Petros gerufen hatte, warf einen Blick hinter sich. „Da ist jemand!“, zischte er. „Haltet die Augen offen und die Waffen bereit!“

Die Soldaten waren sofort in Alarmbereitschaft und verständigten sich mit gedämpften Stimmen.

„Siehst du etwas?“

„Sucht in allen Ecken!“

Ezio zog sich tiefer in die Dunkelheit zurück und wartete geduldig, bis sich die Panik wieder legte. Zugleich schärfte er sich

ein, in dieser Umgebung, die jeden Ton verstärkte, besonders vorsichtig zu sein.

Schritt um Schritt setzten die Wachen ihre Suche fort. Ezio sah, dass ihr Tun ziellos wirkte und dass ihnen das sehr wohl bewusst war. Aber er beobachtete sie weiter, hoffte, ein Muster in ihrem Vorgehen zu erkennen, und lauschte dabei ihrer abschweifenden Unterhaltung.

„Hier unten stinkt’s.“

„Was erwartest du? Das ist eine Kloake.“

„Ich könnte etwas frische Luft vertragen.“

„Geduld! In drei Stunden ist unsere Schicht vorbei!“

„Seid still, verdammt!“, bellte der Führer des Trupps und kam wieder heran. „Und haltet die Augen offen! Weiß der Teufel, warum man gerade euch für eine so heikle Aufgabe ausgesucht hat.“

Ezio bewegte sich weiter nach vorn, an den Männern vorbei, bis er ein gemauertes Ufer erreichte, an dem zwei junge Soldaten neben einer Kohlepfanne standen. Er belauschte ihr Gespräch.

„Wir sind den Assassinen einen Schritt voraus, so viel weiß ich zumindest“, sagte der eine zum anderen.

„Der Großmeister hat Eile befohlen. Vielleicht sind sie näher dran, als wir glauben.“

„Er muss wohl seine Gründe haben. Wie sehen diese Schlüssel überhaupt aus?“

„Wie derjenige, den wir unter dem Topkapi-Palast gefunden haben. Davon muss man jedenfalls ausgehen.“

Der andere schüttelte sich. „Acht Stunden in diesem Dreck. *Apistefto!*“

„Da hast du recht. Ich habe mich im ganzen Leben noch nicht so gelangweilt.“

„Stimmt. Aber wir werden diese Schlüssel bald gefunden haben.“

„Träum weiter!“

Da drehte sich der andere plötzlich um.

„Was war das?“

„Wahrscheinlich eine Ratte. Davon gibt's hier unten mehr als genug.“

„Die Schatten scheinen sich alle zu bewegen.“

„Das liegt nur am Feuerschein.“

„Da ist jemand. Ich kann es spüren.“

„Obacht! Du drehst sonst noch durch.“

Ezio stahl sich an ihnen vorbei, so langsam, wie er nur konnte, obwohl er sich lieber beeilt hätte, aber er wollte verhindern, dass das Wasser um seine Unterschenkel einen Laut verursachte. Dann hatte er die beiden und auch die anderen Templer endlich weit hinter sich gelassen und tastete sich an der Wand eines dunklen Ganges entlang, der viel

niedriger und schmaler war als die Säulenhalle, von der er wegführte. Irgendwie hatte Ezio das Gefühl, auf dem richtigen Weg zu sein. Sobald das Licht und der Lärm der Templer hinter ihm völlig verklungen waren, fühlte er sich sicher genug, um die Kerze wieder anzuzünden. Er holte sie zusammen mit der Zunderbüchse hervor und betete, dass er beides nicht fallen lassen würde, weil er praktisch damit jonglierte, während er versuchte, den Docht in Brand zu stecken.

Dann hatte er es endlich geschafft. Er hielt allerdings noch kurz inne, um sich zu vergewissern, dass er nicht verfolgt wurde, bevor er den Gang weiter entlangging. Mal führte er nach links, mal nach rechts, und dann gabelte er sich auch noch in verschiedene Richtungen. Ab und zu nahm er eine falsche Abzweigung, an deren Ende er vor einer nackten Wand stand. Während er

kehrtmachte und zurückging, um den richtigen Weg zu finden, fragte er sich, ob er sich nicht in einem Labyrinth befand. Immer weiter drang er vor, es wurde immer dunkler, und nun betete er, dass er den Rückweg finden möge und dass er der Besitzerin des Buchladens vertrauen konnte. Dann wurde er endlich mit einem schwachen Leuchten weit voraus belohnt. Es war nicht heller als das Glimmen eines Glühwürmchens, aber es reichte ihm zur Orientierung.

Er folgte dem Gang, bis er in einen kleinen, runden Raum mündete, dessen kuppelförmige Decke in der dort oben nistenden Dunkelheit kaum auszumachen war. An der Wand standen in gleichmäßigen Abständen Halbsäulen. Zu hören war nichts außer dem Tropfen von Wasser.

In der Mitte des Raums befand sich ein kleiner Ständer aus Stein, und darauf lag

eine zusammengelegte Karte. Ezio faltete sie auseinander und sah, dass es sich um einen ungeheuer detailreichen Plan von Konstantinopel handelte, in dessen Mitte der alte Handelsposten der Gebrüder Polo eindeutig markiert war. Vier Linien teilten die Karte in Abschnitte, und in jedem davon lag ein Wahrzeichen der Stadt. An den Rändern der Karte standen die Titel von zwölf Büchern; von diesen zwölf Titeln befanden sich insgesamt vier – und zwar jeweils einer – neben einem der Stadtteile, wie sie auf der Karte verzeichnet waren. Diese vier Buchtitel hatte man mit grüner, blauer, roter und schwarzer Tinte eingetragen.

Ezio legte die Karte vorsichtig wieder zusammen und steckte sie in seine Tasche. Dann richtete er sein Augenmerk auf das, was mitten auf dem Ständer lag.

Es handelte sich um eine gemeißelte Steinscheibe, deren Durchmesser gerade zehn Zentimeter betrug. Die Scheibe war dünn und wurde zum Rand hin noch dünner, das Material, aus dem sie bestand, mochte Obsidian sein. Genau in der Mitte befand sich ein rundes Loch von etwa einem Zentimeter. Die Oberfläche war mit Symbolen bedeckt, von denen Ezio ein paar aus den Kodexseiten kannte, die sich im Besitz seines Vaters und seines Onkels befunden hatten: eine Sonne, deren Strahlen auf ausgestreckte Hände fielen, die sich einer Welt entgegenstreckten; seltsame humanoide Geschöpfe unbestimmbaren Geschlechts und mit übergroßen Augen, Lippen, Stirnen und Bäuchen; und etwas, das aussah wie abstruse mathematische Zeichen und Berechnungen.

Und von dieser Scheibe ging das glühwürmchenartige Leuchten aus.

Behutsam, fast ehrfürchtig nahm Ezio sie in die Hände. Ein solches Gefühl hatte er nicht mehr verspürt, seit er sich das letzte Mal mit dem Apfel beschäftigt hatte, und er glaubte schon zu wissen, was es war, das er da hielt.

Als er es umdrehte, verstärkte sich das Leuchten.

Che succede?, dachte Ezio. *Was geht da vor ...?*

Vor seinen Augen wurde aus dem Leuchten plötzlich ein sonnenhelles Gleißern, vor dem er seine Augen beschirmen musste, und dann explodierte der Raum in einem Sturm aus Licht.

Irgendwie war Ezio da und zugleich auch nicht. Er wusste nicht, ob er träumte oder in eine Art Trance gefallen war. Dafür wusste er aber genau, wo er war und wann – in einer Zeit, die Hunderte von Jahren vor seiner Geburt lag, im späten zwölften Jahrhundert. Die Jahreszahl 1189 trieb durch sein Bewusstsein, als er durch wirbelnde Wolken schritt – oder schwebte – und durch sich kreuzende Strahlen eines überirdischen Lichts, bis sich beides schließlich auftat und in der Ferne eine mächtige Festung enthüllte. Ezio erkannte sie sofort: Masyaf. Die Wolken schienen ihn hinzutragen. Er hörte den Lärm einer heftigen Schlacht. Er sah berittene Soldaten und Infanteristen, die

sich einen tödlichen Kampf lieferten. Dann das Donnern der Hufe eines Pferdes, das sich in vollem Galopp näherte. Ein junger Assassine, ganz in Weiß gekleidet, die Kapuze auf dem Kopf, ritt durch die Szenerie.

Ezio beobachtete – und während er das tat, schien er sich regelrecht zu verlieren – sich selbst, seine eigene Persönlichkeit ... Irgendetwas geschah, etwas, das teils Erkenntnis, teils Erinnerung zu sein schien. Eine Nachricht aus einer Vergangenheit, über die er nichts wusste und die ihm andererseits doch vollkommen vertraut war ...

Der junge Mann in Weiß stürmte mit gezogenem Schwert durch das Tor und mitten hinein ins Gefecht. Zwei kräftige Kreuzritter waren im Begriff, einem verwundeten Assassinen den Todesstoß zu versetzen. Der junge Mann lehnte sich im Sattel zur Seite

und fällte den ersten Soldaten mit einem sauberen Streich, bevor er sein Pferd zügelte und in einer Staubwolke aus dem Sattel sprang. Der zweite Kreuzfahrer war herumgewirbelt, um sich ihm entgegenzustellen. Binnen einer Sekunde zog der junge Mann ein Wurfmesser, zielte damit auf den Kreuzritter und schleuderte es mit tödlicher Präzision. Die Klinge bohrte sich dicht unterhalb des Helms in den Hals des Mannes. Der Ritter fiel auf die Knie, dann kippte er mit dem Gesicht voran in den Dreck.

Der junge Mann eilte seinem Kameraden zu Hilfe, der an einem Baum zusammengebrochen war. Das Schwert war dem Verletzten aus der Hand geglitten, er beugte sich nach vorn, den Rücken am Baumstamm, umfasste seinen Knöchel und verzog das Gesicht.

„Wo seid Ihr verletzt?“, fragte der junge Mann in drängendem Ton.

„Ich habe mir den Fuß gebrochen. Ihr seid gerade noch zur rechten Zeit gekommen.“

Der junge Mann beugte sich zu seinem Kameraden hinunter, half ihm auf die Beine, stützte ihn und führte ihn zu einer Bank, die an der Mauer eines steinernen Nebengebäudes stand.

Der verletzte Assassine sah zu ihm auf. „Wie heißt Ihr, Bruder?“

„Ich bin Altaïr, der Sohn von Umar.“

Die Miene des Verletzten hellte sich auf. „Umar. Ein guter Mann, der so starb, wie er lebte. Mit Ehre.“

Ein dritter Assassine wankte vom Schlachtgeschehen her auf sie zu, blutig und erschöpft. „Altaïr!“, schrie er. „Wir wurden verraten! Der Feind hat die Burg überrannt!“

Altaïr ibn-La'Ahad verband noch die Wunde seines Kameraden. Danach klopfte er ihm auf die Schulter und beruhigte ihn: „Ihr werdet es überleben.“ Erst dann wandte er sich nach dem anderen Mann um. Die Blicke, die sie wechselten, waren nicht freundlicher Natur. „Das sind schlechte Nachrichten, Abbas. Wo ist Al Mualim?“

Abbas schüttelte den Kopf. „Er war in der Burg, als den Kreuzfahrern der Durchbruch gelang. Wir können im Moment nichts für ihn tun.“

Altaïr antwortete nicht gleich, sondern blickte zur Burg hinauf, die ein paar hundert Meter entfernt aus zerklüftetem Fels aufragte. Er überlegte.

„Altaïr!“, riss Abbas ihn aus seinen Gedanken. „Wir müssen uns zurückziehen!“

Altaïr wandte sich ihm ganz ruhig wieder zu. „Hör zu! Wenn ich das Burgtor schließe,

greift ihr die Kreuzritter im Dorf von der Flanke her an und treibt sie in die Schlucht im Westen.“

„Tollkühn wie eh und je, was?“, knurrte Abbas wütend. „Du hast keine Chance!“

„Abbas!“, erwiderte Altaïr streng. „Tu es einfach! Und mach keinen Fehler!“

Altaïr stieg wieder auf sein Pferd und ritt auf die Burg zu. Die Verwüstungen, auf die sein Blick fiel, während er den vertrauten Weg entlanggaloppierte, erfüllten ihn mit Trauer. Dorfbewohner trotteten links und rechts dahin. Eine Frau hob den Kopf, als er sie passierte, und rief: „Verflucht seien diese Kreuzfahrer! Mögen sie unter Eurem Schwert den Tod finden, allesamt!“

„Überlasst das Beten den Priestern, Schwester!“

Altaïr trieb sein Pferd an. Immer wieder wurde sein Vorankommen behindert von

Kreuzrittern, die jene Bewohner von Masyaf auszurauben versuchten, die das Dorf zurückerobern wollten. Dreimal musste er kostbare Zeit und Kraft aufwenden, um seine Leute vor der Plünderung durch diese groben Franken zu bewahren, die sich Soldaten Christi nannten. Doch als er jeweils weiterritt, klangen ihm die Ohren von dankbaren und aufmunternden Worten, und das trieb ihn an.

„Seid gesegnet, Assassine!“

„Ich wähnte mich schon tot! Habt Dank!“

„Treibt diese Kreuzfahrer zurück ins Meer, ein für alle Mal!“

Endlich erreichte er das Tor. Es stand weit offen. Altaïr schaute nach oben und sah einen Assassinen, der etwa dreißig Meter über ihm wie wild an der Winde auf dem Torhaus hantierte. Am Fuß eines nahen Turmes hatte

sich ein Zug von Fußsoldaten der Bruderschaft versammelt.

„Warum ist das Tor noch offen?“, rief Altaïr dem Mann zu.

„Beide Winden klemmen. In der Burg wimmelt es von Feinden.“

Altaïr schaute in den Hof und sah eine Gruppe von Kreuzrittern, die auf ihn zuhielt. Er richtete das Wort an den Führer des Zuges. „Haltet diese Stellung!“

Er schob sein Schwert in die Scheide, stieg vom Pferd und machte sich daran, die Mauer des Torhauses zu erklettern. Wenig später langte er neben dem Kameraden an, der versuchte, die Winden in Gang zu setzen. Nun machten sie sich beide mit aller Kraft daran zu schaffen, und gemeinsam hatten sie Erfolg – zumindest rutschte das Tor ein paar Fuß weit nach unten, wenn auch knarrend und ächzend.

„Fast geschafft“, keuchte Altaïr mit zusammengebissenen Zähnen. Seine Muskeln schwollen an, als er und sein Bruder das Räderwerk der zweiten Winde zu lösen versuchten. Endlich gab der Mechanismus nach, und das Tor krachte mitten hinein in das Gefecht zwischen Assassinen und Kreuzfahrern, das unter ihnen stattfand. Die Assassinen schafften es beiseitezuspringen, der Kreuzfahrertrupp wurde durch das niederfallende Tor jedoch getrennt, sodass nun ein paar von ihnen in der Burg und ein paar dav-
or festsäßen.

Altaïr stieg die steinerne Treppe hinunter, die vom Torhaus in den Haupthof von Masyaf führte. Die umherliegenden Leichen von Assassinen zeugten von dem heftigen Kampf, der sich erst kürzlich dort zugetragen hatte. Als er sich umschaute und den Blick über die Wehrgänge und Zinnen gleiten ließ,

öffnete sich eine Tür im Bergfried, und es trat ein Pulk von Menschen hervor, dessen Anblick ihn scharf die Luft einziehen ließ. Eine Kompanie von Elite-Infanteristen der Kreuzfahrer umringte den Mentor der Bruderschaft – Al Mualim. Der alte Mann war halb besinnungslos. Zwei brutal aussehende Soldaten schleppten ihn zwischen sich. Bei ihnen war eine Gestalt mit einem Dolch, die Altaïr kannte. Ein großer, grober Mann mit dunklen, undeutbaren Augen und einer tiefen Narbe am Kinn. Sein dünnes Haar war mit einem schwarzen Band zusammengebunden.

Haras.

Altaïr hatte sich schon seit Langem gefragt, wem Haras' Loyalität in Wahrheit galt. Er war ein Adept der Assassinen, der nie zufrieden gewesen zu sein schien mit dem Rang, der ihm innerhalb der Bruderschaft

zugewiesen worden war. Er war ein Mann, der einen leichten Weg an die Spitze suchte, anstatt sich den Aufstieg zu verdienen. Er stand zu Recht im Ruf, ein guter Kämpfer zu sein, aber er erschlich sich auch das Vertrauen anderer Menschen, indem er sich wie ein Chamäleon deren Bedürfnissen anpasste. Nun hatten seine Ambitionen ihn offenbar übermannt – er hatte eine Gelegenheit erkannt und sich auf verräterische Weise auf die Seite der Kreuzfahrer gestellt. Er trug sogar eine ihrer Uniformen.

„Haltet Euch zurück, Altaïr!“, rief er. „Ein Schritt noch, und Euer Mentor stirbt!“

Als er die Stimme vernahm, riss Al Mualim sich zusammen. Er richtete sich stolz auf und erhob die eigene Stimme. „Töte diesen Hund, Altaïr! Ich fürchte den Tod nicht!“

„Ihr werdet von hier nicht lebend fortkommen, Verräter!“, rief Altaïr.

Haras lachte. „Nein. Das versteht Ihr falsch. Ich bin kein Verräter.“ Er nahm den Helm, der an seinem Gürtel hing, und setzte ihn auf. Den Helm eines Kreuzritters! Haras lachte abermals. „Seht Ihr? Jene, die ich nie wirklich geliebt habe, könnte ich gar nicht verraten.“

Haras ging auf Altaïr zu.

„Dann seid Ihr noch erbärmlicher“, sagte Altaïr, „denn Ihr habt eine Lüge gelebt.“

Plötzlich ging alles ganz schnell. Haras zog sein Schwert und stürzte auf Altaïr zu. Im selben Augenblick gelang es Al Mualim, sich von seinen Bewachern loszureißen, und mit einer Kraft, die seinem Alter hohnsprach, entwand er einem der beiden dessen Schwert und streckte ihn damit nieder. Haras wurde davon kurz abgelenkt, und Altaïr nutzte diese Sekunde aus – er ließ seine verborgene Klinge hervorschnellen und stach nach dem

Verräter. Aber Haras wich ihm mit einer schlangenhaften Bewegung aus und ließ sein Schwert niederfahren, während Altaïr aus dem Gleichgewicht geraten war. Altaïr rollte zur Seite und war mit einem Sprung wieder auf den Füßen, als eine Handvoll Kreuzfahrer zu Haras' Verteidigung kam. Aus dem Augenwinkel sah er, wie Al Mualim gegen eine weitere Gruppe kämpfte.

„Tötet den Mistkerl!“, geiferte Haras, während er selbst beiseitetrat.

Altaïr schmeckte Zorn. Er stürmte vorwärts und schlitzte zwei Angreifern den Hals auf. Die anderen wichen angstvoll zurück, und plötzlich war Haras wieder schutzlos. Wie versteinert stand er da. Altaïr drängte ihn in eine Ecke. Er musste sich beeilen und die Sache zu Ende bringen, damit er dem Mentor beistehen konnte.

Haras sah, dass Altaïr kurz abgelenkt war, und schlug schnell nach ihm. Die Klinge hinterließ einen Riss im Stoff von Altaïrs Tunika. Er schlug zurück und stieß seine verborgene Klinge genau in die Drosselgrube direkt über dem Brustbein. Mit einem erstickten Schrei fiel der Verräter nach hinten und prallte gegen die Mauer. Altaïr stand über ihm.

Haras schaute auf, als Altaïrs Gestalt die Sonne blockierte. „Du hast zu viel Vertrauen in die Herzen der Menschen gesetzt, Altaïr“, sagte Haras. Er brachte die Worte kaum heraus, weil ihm Blut aus der Brust hochquoll. „Die Templer wissen, was wahr ist. Die Menschen sind schwach, niederträchtig und armselig.“ Er merkte nicht, dass er sich mit genau diesen Worten auch selbst beschrieb.

„Nein, Haras. Unser Credo beweist das Gegenteil. Versuche, zu ihm zurückzukehren, jetzt noch, in deiner letzten Stunde. Ich bitte dich aus Mitleid darum. Erlöse dich selbst!“

„Du wirst es noch begreifen, Altaïr. Auf die harte Tour.“ Dennoch hielt Haras kurz inne, wie um darüber nachzudenken. Als das Licht in seinen Augen langsam erlosch, rang er um letzte Worte. „Vielleicht bin ich nicht weise genug, um es zu verstehen, aber ich gehe davon aus, dass das Gegenteil von dem, woran du glaubst, die Wahrheit ist. Zumindest bin ich weise genug, um nicht an solchen Unsinn zu glauben wie du.“ Dann wurden seine Augen wie zu Marmor, sein Körper neigte sich zur Seite, und es entwich ihm ein langes, rasselndes Seufzen, als er sich im Tod entspannte.

Der Zweifel, den Haras in Altaïrs Geist gesät hatte, schlug nicht gleich Wurzeln. Es

gab zu viel zu tun, als dass Zeit zum Nachdenken gewesen wäre. Der junge Mann fuhr herum und schloss sich seinem Mentor an. Schulter an Schulter kämpften sie, bis die Kreuzfahrerbande geschlagen war und entweder im blutigen Staub lag oder floh.

Auch ringsum deutete alles darauf hin, dass das Blatt sich zugunsten der Assassinen gewendet hatte. Die Kreuzfahrerarmee rief zum Rückzug aus der Burg, unterhalb derer die Schlacht jedoch weiterging. Schon wenig später trafen Boten ein, die dies bestätigten.

Um sich von der Anstrengung zu erholen, pausierten Altaïr und Al Mualim kurz unter einem Baum neben dem Tor des Bergfrieds.

„Dieser Mann, dieser Schuft ... Haras ... du hast ihm eine letzte Chance geboten, seine Würde wiederherzustellen, die Fehlerhaftigkeit seines Tuns einzusehen. Warum?“

Es schmeichelte Altaïr, dass sein Mentor sich für seine Ansichten interessierte, und er erwiderte: „Kein Mensch sollte diese Welt verlassen müssen, ohne eine letzte freundliche Geste zu erfahren und ohne Gelegenheit zu haben, Buße zu tun.“

„Aber er hat dein Angebot ausgeschlagen.“

Altaïr hob die Schultern. „Das war sein Recht.“

Al Mualim musterte Altaïrs Gesicht genau, dann lächelte er und nickte. Gemeinsam gingen sie in Richtung des Burgtors. „Altaïr“, begann Al Mualim, „ich habe dich in sehr kurzer Zeit vom Jungen zum Mann heranwachsen sehen, und ich muss sagen, dass mich dies sowohl mit Traurigkeit als auch mit Stolz erfüllt. Eines jedoch ist gewiss. Du trittst in Umars Fußstapfen, als wären es deine eigenen.“

Altaïr hob den Kopf. „Ich kannte ihn nicht als Vater. Nur als Assassinen.“

Al Mualim legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Auch du wurdest in diesen Orden hineingeboren, in diese Bruderschaft.“ Er schwieg kurz. „Gibt es je Augenblicke, da du dies ... bedauerst?“

„Mentor, wie könnte ich das einzige Leben bedauern, das ich je kannte?“

Al Mualim nickte weise. Dann schaute er kurz auf, um einem Assassinen, der hoch oben auf der Mauer Ausschau hielt, ein Zeichen zu geben. „Irgendwann findest du vielleicht einmal eine andere Art zu leben, Altaïr. Und wenn diese Zeit kommt, ist es an dir zu entscheiden, welchen Weg du einschlagen willst.“

Auf Al Mualims Zeichen hin zogen die Männer im Torhaus das Burgtor wieder hoch.

„Komm, mein Junge“, sagte der alte Mann, „und halte deine Klinge bereit. Diese Schlacht ist noch nicht gewonnen.“

Miteinander schritten sie auf das offene Tor zu und hinaus in den hellen Sonnenschein dahinter.

Heller Sonnenschein, ein weißes Licht, so grell und alles verschlingend, dass Ezio geblendet war. Er blinzelte, um die bunten Schemen zu vertreiben, die vor seinen Augen auftauchten, und schüttelte heftig den Kopf, um der Vision zu entkommen, die ihn überkommen hatte. Fest drückte er die Lider aufeinander. Als er sie aufschlug, hatte sich sein Herzschlag wieder beruhigt, und er fand sich in dem unterirdischen Raum wieder, in den das sanfte Leuchten zurückgekehrt war. Er merkte, dass er immer noch die Steinscheibe in der Hand hielt, und jetzt hatte er gar

keinen Zweifel mehr daran, um was es sich dabei handelte.

Er hatte den ersten Schlüssel gefunden.

Sein Blick fiel auf die Kerze, die er mitgebracht hatte. Er schien längere Zeit weg gewesen zu sein, und doch brannte die Flamme ruhig und hatte kaum etwas von dem Talg aufgezehrt.

Er steckte den Schlüssel und die Karte in seine Tasche, dann drehte er sich um und machte sich auf den Weg zurück ans Tageslicht – und zu Sofia.

Aufgeregt legte Sofia das Buch, in dem sie zu lesen versucht hatte, beiseite und rannte auf ihn zu, versagte es sich jedoch, ihn in die Arme zu schließen. „Ezio! Salve! Ich befürchtete schon, Ihr kämt gar nicht mehr zurück!“

„Das dachte ich auch schon“, sagte Ezio.

„Habt Ihr etwas gefunden?“

„Ja. Etwas, das Euch interessieren könnte.“

Sie traten an einen langen Tisch, von dem Sofia die darauf liegenden Bücher forträumte. Ezio holte unterdessen die Karte hervor, die er gefunden hatte, und breitete sie aus.

„*Mio Dio*, die ist ja wunderschön!“, rief Sofia aus. „Und seht nur, da ist mein Laden. Genau in der Mitte.“

„Ja. Er liegt an einer sehr wichtigen Stelle. Aber seht Euch die Kartenränder an.“

Sofia nahm ein Paar Augengläser zur Hand, beugte sich über die Karte und besah sich die Buchtitel eingehend.

„Sehr seltene Bücher sind das. Und was sind das für Symbole um die Titel herum?“

„Das hoffe ich herauszufinden.“

„Ein paar dieser Bücher sind sogar äußerst selten. Und einige davon hat man, nun, seit mehr als tausend Jahren nicht mehr gesehen! Sie müssen ein Vermögen wert sein!“

„Euer Laden befindet sich genau an der Stelle des Handelspostens, den einst die Gebrüder Polo unterhielten, Niccolò und Maffeo. Niccolò versteckte diese Bücher über die ganze Stadt verteilt. Diese Karte müsste

uns verraten, wo sie zu finden sind – wenn es uns gelingt, sie richtig zu interpretieren.“

Sofia nahm die Augengläser ab und sah ihn neugierig an. „Hmmm! Ihr fangt an, mein Interesse zu wecken. Vage zumindest.“

Ezio lächelte und beugte sich vor. Er zeigte auf die Karte. „Soweit ich sehe, muss ich von den insgesamt zwölf Titeln zuerst diese drei finden.“

„Was ist mit den anderen?“

„Das bleibt abzuwarten. Dabei könnte es sich um bewusst falsch gelegte Fährten handeln. Aber ich bin überzeugt, dass es die drei sind, auf die ich mich konzentrieren muss. Sie könnten Hinweise darauf liefern, wo der Rest davon zu finden ist.“

Er nahm den runden Stein aus seiner Tasche. Sofia setzte ihre Augengläser wieder auf und betrachtete ihn. Dann trat sie kopfschüttelnd zurück. „*Molto curioso.*“

„Das ist der Schlüssel zu einer Bibliothek.“

„Sieht nicht aus wie ein Schlüssel.“

„Es geht um eine ganz besondere Bibliothek. Ein weiterer wurde bereits gefunden, unter dem Topkapi-Serail. Aber so Gott will, bleibt noch Zeit, die anderen zu finden.“

„Wer hat diesen anderen Schlüssel gefunden?“

„Männer, die nicht lesen.“

Sofia grinste über diese Antwort. Doch Ezio blieb ernst.

„Sofia, könntet Ihr versuchen, diese Karte zu entschlüsseln? Wollt Ihr mir helfen, diese Bücher zu finden?“

Sie studierte die Karte abermals, ein paar Minuten lang und schweigend. Dann richtete sie sich auf und sah Ezio an. Sie lächelte und hatte ein Funkeln in den Augen. „In diesem Laden gibt es reichlich Nachschlagewerke. Ich glaube, mit ihrer Hilfe kann ich dieses

Rätsel lösen. Unter einer Bedingung allerdings.“

„Ja?“

„Darf ich mir die Bücher ausleihen, wenn Ihr sie gefunden habt?“

Ezio blickte sie amüsiert an. „Ich glaube, das werden wir uns einig werden.“

Er verabschiedete sich. Sie schaute ihm nach, dann schloss sie den Laden für heute. Nachdem sie ein paar dicke Bücher aus den Regalen herausgesucht hatte, kehrte sie an den Tisch zurück, legte sich ein Notizbuch und Stifte zurecht und nahm schließlich Platz, um sich sogleich daranzumachen, die Karte ernsthaft unter die Lupe zu nehmen.

Am nächsten Tag traf sich Ezio mit Yusuf nahe dem Hippodrom im südöstlichen Viertel der Halbinsel. Yusuf besprach sich gerade mit einer Gruppe jüngerer Kameraden, mit denen er eine Karte studierte. Die Zusammenkunft löste sich auf, als Ezio eintraf. Yusuf faltete seine Karte zusammen.

„Seid begrüßt, Mentor“, sagte er. „Wenn ich mich nicht irre, erwartet uns eine angenehme Überraschung. Und wenn ich bis morgen um diese Zeit nicht tot bin, werden wir uns ein paar gute Geschichten zu erzählen haben.“

„Besteht denn die Gefahr, dass Ihr tot sein könntet?“

„Wir haben Wind von einem Plan bekommen, den die Byzantiner aushecken. Nachdem Prinz Suleiman nun von der *hajj* zurück ist, haben sie vor, in den Topkapi-Palast einzudringen. Und heute Abend wollen sie es versuchen.“

„Was ist am heutigen Abend so besonders?“

„Heute Abend findet ein Fest im Palast statt. Eine kulturelle Veranstaltung. Es werden Gemälde ausgestellt, von Leuten wie den Gebrüdern Bellini, aber auch von seldschukischen Künstlern. Und es wird Musik gespielt.“

„Und wie sieht Euer Plan aus?“

Yusuf sah ihn ernst an. „Mein Bruder, das ist nicht *Euer* Kampf. Ihr braucht Euch nicht in osmanische Angelegenheiten zu verstricken.“

„Der Topkapi-Palast ist auch für mich interessant. Darunter haben die Templer einen der Schlüssel zu Altaïrs Bibliothek gefunden, und ich möchte wissen, wie ihnen das gelungen ist.“

„Ezio, unser Plan sieht vor, den Prinzen zu beschützen, nicht, ihn zu verhören.“

„Vertraut mir, Yusuf! Zeigt mir einfach nur, wo ich hinmuss.“

Yusuf wirkte nicht überzeugt, sagte aber: „Treffpunkt ist das Haupttor des Palasts. Wir wollen uns als Musiker verkleiden und zusammen mit den richtigen Spielern einfach hineinspazieren.“

„Wir sehen uns dort.“

„Ihr braucht ein Kostüm. Und ein Instrument.“

„Ich habe früher mal die Laute gespielt.“

„Ich werde sehen, was ich tun kann. Und am besten stecken wir Euch zu den

italienischen Musikanten. Ihr seht nicht türkisch genug aus, um als einer von uns durchzugehen.“

Bei Einbruch der Dunkelheit hatten sich Ezio, Yusuf und dessen ausgewählte Assassinen, alle fein gekleidet, am Haupttor versammelt.

„Gefällt Euch Eure Kleidung?“, fragte Yusuf.

„Sehr gut. Nur die Ärmel sind etwas eng geschnitten. Darin ließen sich keine Waffen verbergen.“

„Ihr könnt mit weiten Ärmeln nicht Laute spielen. Und das seid Ihr schließlich, ein Lautenspieler. Das wolltet Ihr doch, oder?“

„Stimmt.“

„Und wir sind bewaffnet. Ihr benennt die Ziele und überlasst es uns, sie auszuschalten. Hier ist Euer Instrument.“ Einer seiner Männer reichte Yusuf eine edle Laute, die er an

Ezio weitergab. Er entlockte ihr zögernd ein paar Töne.

„Bei Allah, ein bisschen besser muss das schon klingen!“, sagte Yusuf.

„Es ist lange her, seit ich zuletzt gespielt habe.“

„Seid Ihr sicher, dass Ihr noch wisst, wie es geht?“

„Ich habe nur ein paar Akkorde gelernt, als ich noch jung war.“

„Wart Ihr jemals wirklich jung?“

„Vor langer, langer Zeit.“

Yusuf zupfte an seinem Kostüm, einem Ensemble aus grünem und gelbem Satin. „Ich komme mir albern vor in diesem Aufzug. Ich sehe albern aus!“

„Ihr seht genauso aus wie all die anderen Musiker, und darum geht es. Und jetzt kommt, das Orchester versammelt sich!“

Sie gingen dorthin, wo sich eine Anzahl italienischer Musiker zusammengefunden hatten, die ungeduldig darauf warteten, in den Palast eingelassen zu werden. Yusuf und seine Männer waren als türkische Musikanten verkleidet und ausgestattet mit Tamburen, Ouds, Kanuns und Kudüms, alles Instrumente, die sie halbwegs zu spielen verstanden. Ezio sah zu, wie sie durch einen Seiteneingang dirigiert wurden.

Er fand es recht angenehm, wieder unter Landsleuten zu sein, und ließ sich hier und da auf eine flüchtige Unterhaltung ein.

„Ihr seid aus Florenz? Willkommen! Das sollte ein feiner Auftritt werden“, sagte einer zu ihm.

„Einen feinen Auftritt nennt Ihr das?“, warf ein Violinenspieler ein. „Ihr solltet einmal versuchen, in Frankreich zu spielen! Dort haben sie nur die besten Musiker. Ich war

vor knapp sechs Monaten dort und hörte Josquins Qui Habitat. Das ist der herrlichste Choral, den ich je gehört habe. Seid Ihr mit seinen Werken vertraut, Ezio?“

„Ein wenig.“

„Josquin“, sagte der andere Musiker, ein Zugposaunenspieler. „Ja, er ist ein wahrer Schatz. Es gibt in ganz Italien keinen, der ihm das Wasser reichen könnte.“

„Unsere Zeit kommt schon noch.“

„Wie ich sehe, seid Ihr ein Lautenist, Ezio“, sprach ihn ein Mann mit einer Zupfgeige an. „Ich habe in jüngster Zeit mit verschiedenen Stimmungen herumexperimentiert. Das ist eine wunderbare Art, neue Ideen zu entfachen. So habe ich zum Beispiel meine vierte Saite auf eine Moll-Terz gestimmt. Das erzeugt einen sehr dunklen Klang. Habt Ihr übrigens Ersatzsaiten dabei? Mir müssen in diesem Monat schon sechs gerissen sein.“

„Josquins Musik ist mir zu experimentell“, sagte ein Cisternist. „Glaubt mir, die Polyphonie wird sich nie durchsetzen.“

„Da fällt mir ein“, meldete sich der Zupfgeigenspieler wieder zu Wort. „Ich würde gern ein paar östliche Arten der Saitenstimmung erlernen, bevor wir gehen.“

„Gute Idee. Ich muss sagen, hier arbeitet es sich hervorragend. Und die Menschen hier sind so freundlich. Nicht wie in Verona. Dort kann man heutzutage ja kaum noch über die Straße gehen, ohne überfallen zu werden“, meinte ein Musiker, der eine Schalmel trug.

„Wann steht unser Auftritt an?“, wollte Ezio wissen.

„Schon bald“, antwortete der Cisternist. „Seht, jetzt machen sie das Tor auf.“

Der Mann mit der Viole zupfte prüfend an seinen Saiten, dann nahm seine Miene einen

zufriedenen Ausdruck an. „Ein herrlicher Tag zum Musizieren, findet Ihr nicht, Ezio?“

„Ich hoffe es“, erwiderte er.

Sie gingen zum Tor, wo osmanische Uniformierte die Besucher einließen.

Ezio hatte Pech – als er an der Reihe war, wurde er von einem der Osmanen angehalten.

„Spielt uns eine Melodie“, sagte der Mann. „Ich mag den Klang der Laute.“

Hilflos musste Ezio zusehen, wie seine Musikerkollegen an ihm vorbeigingen. „*Perdonate, buon signore*, aber ich gehöre zu den Musikanten, die für Prinz Suleiman spielen.“

„Jeder alte *gerzek* kann ein Instrument mit sich herumtragen, und wir können uns nicht erinnern, dass Ihr zu dieser Kapelle gehört. Also, spielt uns etwas vor!“

Ezio holte tief Luft und fing an, eine simple *ballata* zu spielen, die er gelernt hatte, als sie

noch den Familien-Palazzo in Florenz besaßen. Er klimperte ganz furchtbar.

„Das ist, verzeiht mir, grauenhaft!“, sagte der Uniformierte. „Oder spielt Ihr irgendwelche neue, experimentelle Musik?“

„Bei dem Lärm, den Ihr da veranstaltet, könntet Ihr genauso gut einfach auf einem Waschbrett herumkratzen“, sagte ein anderer belustigt und trat zu ihnen.

„Ihr hört Euch an wie eine sterbende Katze.“

„Unter diesen Umständen kann ich nicht arbeiten“, erklärte Ezio eingeschnappt. „Ich brauche etwas Zeit, um mich warm zu spielen.“

„Na gut! Und entscheidet Euch derweil für *eine* Tonart.“

Ezio zwang sich zur Konzentration und versuchte es noch einmal. Nach einem noch etwas holprigen Auftakt brachte er diesmal

eine halbwegs anständige Fassung eines einfachen alten Stücks von Landini zustande. Am Ende wurde es recht anrührend, und die Osmanen applaudierten ihm sogar.

„*Pekala*“, sagte derjenige, der ihn angehalten hatte. „Dann geht hinein und quält die Gäste mit diesem Lärm.“

Im Palast fand Ezio sich inmitten eines großen Gewühls wieder. Ein weitläufiger marmorner Hof, der teilweise überdacht war wie ein Atrium, glitzerte in Licht und Farben unter dem Geäst von Tamarinden. Gäste schlenderten umher, Diener mit Tablets, die mit Süßigkeiten und erfrischenden Getränken beladen waren, wuselten zwischen ihnen hindurch. Es waren viele Angehörige des osmanischen Adels zugegen, dazu Diplomaten, angesehene Künstler und Geschäftsleute aus Italien, Serbien, dem Peloponnes, Persien und Armenien. In

dieser erlauchten Gesellschaft war es schwer, mögliche byzantinische Eindringlinge auszumachen.

Ezio befand, dass er sich zunächst am besten wieder den italienischen Musikanten anschloss, mit denen er ins Gespräch gekommen war. Er ließ sich jedoch Zeit und schaute sich gründlich um.

Doch die Wachen gaben gut acht, und es dauerte nicht lange, bis Ezio angesprochen wurde.

„Entschuldigt, Herr, aber habt Ihr Euch verlaufen?“

„Nein.“

„Ihr seid ein Musiker, nicht wahr? Nun, Ihr werdet fürs Spielen bezahlt, nichts fürs Herumspazieren!“

Ezio war wütend, aber er musste seinen Zorn beherrschen, damit seine Tarnung nicht aufflog. Zu seinem Glück wurde er von

einer wohlhabend wirkenden Gruppe von Einheimischen gerettet, vier schlanken Männern und vier atemberaubend schönen Frauen.

„Spielt etwas für uns“, baten sie ihn und stellten sich im Kreis um ihn herum.

Ezio trug noch einmal die Landini-Ballade vor, entsann sich einiger anderer Stücke dieses Komponisten und betete, dass seine Zuhörer sie nicht zu altmodisch fanden. Aber sie waren ganz hingerissen. Und mit wachsendem Selbstvertrauen verbesserte sich auch sein musikalisches Können. Er traute sich sogar, ein wenig zu improvisieren. Und zu singen.

„*Pek güzel*“, kommentierte einer der Männer, als Ezio ein Stück beendete.

„In der Tat, ganz wunderbar“, stimmte seine Begleiterin zu, in deren tiefblauen Augen Ezio nur zu gern versunken wäre.

„Hm! Die Technik ist nicht ganz so, wie sie sein könnte“, meinte einer der anderen Männer.

„Ach, Murad, Ihr seid so ein Kleinkrämer. Denkt doch an die Ausdruckskraft! Das ist die Hauptsache.“

„Er spielt fast so gut, wie er sich kleidet“, fand eine andere Frau, die ihn eingehend beäugte.

„Ein Klang so herrlich wie ein Sommerregen“, sagte die dritte.

„Wahrlich, die italienische Laute klingt genauso reizend wie unsere Oud“, räumte Murad ein und zog seine Begleiterin von Ezio weg. „Aber jetzt müssen wir uns leider wieder unter die anderen Gäste mischen.“

„*Tesekkür ederim, efendim*“, zirpte die Frau im Davongehen.

Nachdem er sein Können unter Beweis gestellt hatte, ließen die Wachen Ezio fortan in

Ruhe, und er konnte Kontakt zu Yusuf und seiner Gruppe aufnehmen.

„Genial, Mentor“, lobte ihn Yusuf. „Aber lasst Euch nicht dabei ertappen, wie Ihr mit uns sprecht. Das würde Misstrauen wecken. Versucht, den zweiten Hof zu erreichen, den inneren, da entlang. Ich werde dann zu Euch stoßen.“

„Gute Idee“, pflichtete Ezio ihm bei. „Aber was erwartet uns dort?“

„Der innere Kreis. Die Entourage des Prinzen. Und wenn wir Glück haben, Suleiman persönlich. Aber seid auf der Hut, Mentor! Es könnten auch Gefahren auf Euch lauern.“

Auf dem zweiten Hof ging es bedeutend ruhiger zu, die Dekoration, das Essen und die Getränke sowie die Qualität sowohl der Musik als auch der Kunst waren um das gewisse Quäntchen großartiger.

Ezio und Yusuf hielten sich im Hintergrund und ließen den Blick über die Gäste schweifen.

„Ich sehe Prinz Suleiman nicht“, sagte Yusuf.

„Wartet!“, warnte Ezio ihn.

Das Orchester stimmte eine Fanfare an, und die Gästeschar wandte sich erwartungsvoll in Richtung eines Tores in der Mitte der rückwärtigen Wand des Hofes, das üppig verhängt war. Auf dem Boden davor lagen

kostbare Seidenteppiche aus Isfahan. Kurz darauf erschien ein Personengrüppchen, das von zwei Männern angeführt wurde. Beide waren in Gewänder aus weißer Seide gekleidet, und der Turban des einen war mit Diamantnadeln besetzt, der andere mit Smaragden. Ezios Blick wurde vom Jüngeren der beiden angezogen. Seine Lippen öffneten sich, als er ihn erkannte.

„Der junge Mann?“, fragte er seinen Begleiter.

„Das ist Prinz Suleiman“, antwortete Yusuf. „Sultan Bayezids Enkelsohn und der Gouverneur von Kefe. Und das im Alter von gerade einmal siebzehn Jahren.“

Ezio grinste. „Ich habe ihn auf dem Weg hierher auf dem Schiff kennengelernt. Mir hat er gesagt, er sei Student.“

„Ich habe gehört, dass er gern inkognito reist. Auch aus Sicherheitsgründen. Er kehrte gerade von der *hajj* zurück.“

„Wer ist der andere Mann? Der mit den Smaragden am Turban?“

Das ist sein Onkel, Prinz Ahmet. Der Lieblingssohn des Sultans. Er bereitet sich auf dessen Nachfolge vor.“

Die beiden Prinzen blieben stehen, als man ihnen besondere Gäste vorstellte. Dann nahmen sie je ein Glas mit einer rubinroten Flüssigkeit darin entgegen.

„Wein?“, fragte Ezio.

„Preiselbeersaft.“

„*Serefe! Sagliginiza!*“, sagte Ahmet, erhob dabei sein Glas und prostete den Versammelten zu.

Nach den formellen Trinksprüchen wurden Yusuf und Ezio Zeugen, wie sowohl die Gäste als auch die Gastgeber etwas lockerer

wurden. Als Suleiman sich jedoch unter seine Gäste mischte, entging es Ezio nicht, dass seine Wachen sich zwar diskret zurückhielten, aber dennoch auf der Hut waren. Diese Wachen waren groß gewachsene Männer, und keiner von ihnen machte einen türkischen Eindruck. Sie trugen charakteristische weiße Uniformen und auf dem Kopf ebenfalls weiße, hohe, spitz zulaufende Hüte wie Derwische. Außerdem hatten sie alle einen Schnurrbart, keiner war glatt rasiert oder trug einen Vollbart. Ezio kannte sich mit den osmanischen Gepflogenheiten gut genug aus, um zu wissen, dass diese Männer demnach den Status von Sklaven innehatten. Waren sie so etwas wie Leibwächter?

Plötzlich fühlte sich Ezio von Yusuf am Arm gepackt. „Seht Ihr den Mann da drüben?“

Ein dürrer, blasser junger Mann mit dünnem hellem Haar und dunkelbraunen,

ausdruckslosen Augen hatte sich zu Suleiman gesellt. Er war teuer gekleidet und mochte ein wohlhabender serbischer Wafenhändler sein, in jedem Falle jemand, der so wichtig war, dass er es auf die Gästeliste für den zweiten Hof geschafft hatte. Als Ezio rasch den Blick über die Menge gleiten ließ, entdeckte er vier weitere elegant gekleidete Männer, von denen offensichtlich keiner Türke war. Sie hielten sich etwas abseits und gaben einander unauffällig Zeichen.

Bevor Yusuf und Ezio reagieren konnten, hatte der dürre junge Mann, der jetzt unmittelbar an Suleiman herangekommen war, blitzschnell einen schmalen, gekrümmten *janbiyah* gezückt und stieß ihn auf die Brust des Prinzen nieder. Das nahm im selben Moment der nächste Leibwächter zur Kenntnis, und er warf sich der Klinge mit einem Sprung in den Weg.

Augenblicklich herrschten Chaos und Verwirrung. Gäste wurden grob beiseitegestoßen, als Wachen herbeieilten, um den beiden Prinzen und dem gefallenem Kameraden beizustehen, während die fünf Templer-Attentäter versuchten, sich durch die Menge abzusetzen, die jetzt in Aufruhr und Panik herumwuselte. Der dürre junge Mann war verschwunden, doch die Wachen hatten seine Komplizen ausgemacht und verfolgten sie systematisch. Die byzantinischen Verschwörer nutzten die durcheinanderlaufenden Gäste als Hürden, die sie zwischen sich und ihre Häscher stießen. Die Ausgänge wurden verschlossen, woraufhin die Attentäter über die Mauer aus dem Hof klettern wollten. Prinz Ahmet war in dem Chaos untergetaucht, Prinz Suleiman allein zurückgeblieben. Ezio sah, dass er einen kleinen

Dolch gezogen hatte, aber ruhig dastand wie ein Fels.

„Ezio!“, zischte Yusuf. „Seht, da!“

Ezios Blick folgte der Richtung, in die Yusuf deutete, und nun sah auch er, dass der dürre junge Mann zurückgekommen war. Gerade löste er sich hinter dem Prinzen aus der Menge und näherte sich ihm mit erhobener Waffe.

Ezio war näher am Ort des Geschehens als Yusuf und erkannte, dass nur er den Prinzen noch rechtzeitig retten konnte. Aber er hatte keine Waffe! Dann blickte er auf die Laute hinab, die er noch immer in den Händen hielt, traf voller Bedauern seine Entscheidung und drosch das Instrument gegen eine Säule. Es zerbrach, doch behielt er ein spitz zulaufendes Stück Holz in der Hand. Binnen eines Augenblicks sprang Ezio vor, packte den Byzantiner am knochigen

Handgelenk, riss ihn nach hinten und stieß ihm noch in der Bewegung das Bruchstück der Laute zehn Zentimeter tief ins linke Auge. Der Byzantiner erstarrte wie eingefroren, dann fiel ihm der *janbiyah* aus der Hand und klirrte auf den Marmorboden. Er selbst sackte gleich darauf zusammen.

Stille senkte sich über die Menge. Um Ezio und Suleiman bildete sich in respektvollem Abstand ein Kreis. Die Wachen wollten sich nähern, doch Suleiman wies sie mit einer Geste zurück.

Dann steckte der Prinz seinen Dolch ein und atmete durch, ehe er auf Ezio zutrat – eine Ehrenbezeigung, die von der Menge ringsum mit einem Aufkeuchen quittiert wurde.

„Es freut mich, Euch wiederzusehen, *mio bel menestrello*. Habe ich das richtig gesagt?“

„Mein schöner Spielmann. Sehr gut.“

„Es tut mir sehr leid um Eure Laute. Mir gefiel sie besser als Instrument, bevor Ihr ein Schwert daraus machtet.“

„Ich gebe Euch recht. Aber als Instrument konnte sie kein Leben retten.“

„Da wäre manch einer vielleicht anderer Ansicht.“

„Mag sein. Unter anderen Umständen.“ Die beiden Männer tauschten ein Lächeln. „Wie ich hörte, seid Ihr sowohl Gouverneur als auch Prinz. Gibt es irgendetwas, das Ihr nicht tut?“

„Ich spreche nicht mit Fremden.“ Suleiman neigte leicht den Kopf. „Ich bin Suleiman Osman.“

„Ezio Auditore.“ Er erwiderte die Geste.

Einer der weiß gekleideten Leibwächter kam herbei. „Verzeiht mir, mein Prinz! Euer

Onkel verlangt zu wissen, ob Ihr unverletzt seid.“

„Wo ist er?“

„Er erwartet Euch.“

Suleiman sah den Mann kalt an. „Sag ihm, dass ich dank *dieses* Mannes unverletzt bin! Aber nicht dank *euch*. Ihr seid die Janitscharen, die Elitegarde, und ihr lasst mich im Stich, einen Prinzen des hoheitlichen Hauses. Wo ist euer Hauptmann?“

„Tarik Barleti ist nicht da. Er erledigt eine Besorgung.“

„Eine *Besorgung*? Wollt ihr euch vor diesem Fremden wirklich als solche Amateure zeigen?“ Suleiman straffte sich, während der Leibwächter, ein muskelbepackter Riese, der sicher hundert Kilo wog, vor ihm erzitterte. „Schafft diesen Leichnam fort und schickt die Gäste nach Hause! Und dann ruft ihr Tarik zum Diwan!“

Der Mann zog sich hastig zurück. Suleiman wandte sich wieder an Ezio und sagte: „Das ist beschämend. Die Janitscharen sind die Leibwächter des Sultans.“

„Aber nicht seiner Familie?“

„In diesem Fall offenbar nicht.“ Suleiman hielt inne und taxierte Ezio. „Ich möchte Euch nicht Eure Zeit stehlen, aber ich würde Euch gern nach Eurer Meinung in einer bestimmten Sache fragen. Einer wichtigen Sache.“

Yusuf gab Ezio vom Rand der Menge her, die sich nun allmählich auflöste, ein Zeichen.

„Gestattet mir nur, mich rasch umzuziehen“, bat Ezio und nickte seinem Freund dabei unauffällig zu.

„Gut. Ich muss vorher ohnehin noch etwas vorbereiten. Wir treffen uns am Diwan, wenn Ihr so weit seid. Meine Diener werden Euch begleiten.“

Er klatschte in die Hände und ging auf demselben Weg, den er gekommen war.

„Das war vielleicht eine Vorstellung“, sagte Yusuf, als sie den Palast in Begleitung von zwei Leibdienern Suleimans verließen. „Aber Ihr habt uns eine Einführung verschafft, die wir in unseren kühnsten Träumen nicht für möglich gehalten hätten.“

„Ich habe *mich* eingeführt“, erinnerte Ezio ihn.

Suleiman wartete bereits, als Ezio wenig später vor dem Diwan – dem Ratssaal – des Palasts zu ihm trat. Der junge Mann machte einen gefassten und wachsamem Eindruck.

„Ich habe eine Zusammenkunft mit Prinz Ahmet, meinem Onkel, und Hauptmann Tarik Barleti vereinbart“, eröffnete er Ezio ohne Umschweife. „Ich muss Euch vorab jedoch etwas erklären. Die Janitscharen sind meinem Großvater zwar treu ergeben, aber seine Wahl des nächsten Sultans hat ihren Unmut geweckt.“

„Ahmet.“

„Genau. Den Janitscharen wäre mein Vater Selim lieber.“

„Hm!“, machte Ezio nachdenklich. „Ihr steckt in einer schwierigen Lage. Aber ver-ratet mir, welche Rolle die Byzantiner in dieser Sache spielen.“

Suleiman schüttelte den Kopf. „Ich hatte gehofft, Ihr könntet mich darüber aufklären. Wärt Ihr bereit, mir dabei zu helfen, das herauszufinden?“

„Ich bin ihnen selbst auf der Spur. Solange unsere Interessen nicht kollidieren, wäre es mir eine Ehre, Euch zu unterstützen.“

Suleiman lächelte geheimnisvoll. „Dann muss ich mich damit begnügen.“ Er schwieg kurz, dann fuhr er fort: „Oben auf dem Turm, den Ihr dort drüben seht, gibt es eine Luke. Geht da hinauf und öffnet die Luke. So könnt Ihr alles, was im Diwan gesprochen wird, mitverfolgen.“

Ezio nickte und ging, während Suleiman sich umdrehte und den Diwan betrat.

Als Ezio seinen Lauschposten erreichte, wurde unten im Ratssaal bereits hitzig diskutiert. Die drei Männer, die sich das Wortgefecht lieferten, saßen und standen um einen langen Tisch herum, der mit Bergamatepichen bedeckt war. Hinter dem Tisch hing ein Wandteppich, der Bayezid mit seinen Söhnen zeigte.

Ahmet, ein vitaler Mann Mitte vierzig mit kurzem dunkelbraunem Haar und Vollbart, hatte sich umgezogen und trug jetzt ein aufwendiges Gewand in Rot, Grün und Weiß. Im Augenblick führte er das Wort. „Hört Euch nur meinen Neffen an, Tarik. Eure Inkompetenz grenzt an Verrat. Es ist eine Ungeheuerlichkeit, dass Eure Janitscharen heute von einem italienischen Lautenzupfer überstrahlt wurden! Das ist absurd!“

Tarik Barleti – die untere Hälfte seines von Kampfnarben gezeichneten Gesichts verschwand in einem grauen Bart – blickte grimmig drein. „Ein unentschuldigbares Versagen, *efendim*. Ich werde umfassende Ermittlungen veranlassen.“

Suleiman mischte sich ein. „*Ich* werde die Ermittlungen leiten, Tarik. Aus Gründen, die eigentlich auf der Hand liegen sollten.“

Barleti nickte knapp. „*Evet, Shezadem*. Ihr seid offenkundig mit der Weisheit Eures Vaters gesegnet.“

Auf diese Bemerkung hin warf Ahmet dem Hauptmann einen scharfen Blick zu, während Suleiman erwiderte: „Und ich bin auch genauso ungeduldig wie mein Vater.“ In höflichem Ton wandte er sich an seinen Onkel: „*Shehzad Ahmet*, ich bin erleichtert, dass wenigstens Euch nichts zugestoßen ist.“

„Die Erleichterung ist ganz meinerseits, Suleiman. Möge Gott Euch beschützen!“

Ezio erkannte, dass Suleiman eine Art Spieltrieb. Der junge Prinz erhob sich und rief seine Diener.

„Ich werde Euch jetzt verlassen“, verkündete er. „Und ich werde in Kürze meinen Bericht über diesen entwürdigenden Vorfall vorlegen, seid Euch dessen gewiss.“

In Begleitung seines Gefolges und seiner Leibwache schritt er aus dem Diwan. Tarik Barleti wollte seinem Beispiel folgen, doch Prinz Ahmet hielt ihn zurück.

„Auf ein Wort noch, Tarik *bey*?“

Der Soldat drehte sich um. Ahmet winkte ihn zu sich. Sein Ton war warm und freundlich. Ezio musste die Ohren spitzen, um zu verstehen, was er sagte.

„Ich frage mich, was der Grund für diesen Angriff war. Wollte man mich schwach

aussehen lassen? Wollte man mich als inkompetenten Statthalter dieser Stadt vorführen?“ Er hielt inne. „Wenn das Euer Plan war, mein lieber Hauptmann, wenn Ihr Eure Finger in dieser Sache hattet, dann habt Ihr einen schweren Fehler begangen! Mein Vater hat *mich* zum nächsten Sultan erkoren, nicht meinen Bruder!“

Tarik antwortete nicht gleich. Sein Gesicht war ausdruckslos, fast gelangweilt. Schließlich sagte er: „Prinz Ahmet, ich bin nicht verkommen genug, um mir die Verschwörung, derer Ihr mich beschuldigt, auch nur vorzustellen.“

Ahmet trat einen Schritt zurück. Sein Tonfall blieb ruhig und leutselig. „Was habe ich getan, das mir die Verachtung des Janitscharenkorps eingetragen hat? Was hat mein Bruder für Euch getan, das ich nicht getan habe?“

Tarik zögerte, dann fragte er: „Darf ich freisprechen?“

Ahmet breitete die Hände aus. „Darum möchte ich doch bitten.“

Tarik sah ihn an. „Ihr seid schwach, Ahmet. Unentschlossen in Kriegszeiten und rastlos, wenn Frieden herrscht. Euch fehlt die Leidenschaft für die Traditionen der *ghazi*, der Heiligen Krieger, und Ihr sprecht gegenüber Ungläubigen von Brüderlichkeit.“ Er verstummte kurz. „Ihr würdet einen ordentlichen Philosophen abgeben, Ahmet, aber Ihr werdet ein jämmerlicher Sultan sein.“

Ahmets Gesicht lief dunkel an. Er schnippte mit den Fingern, und hinter ihm straffte sich sein Leibwächter.

„Ihr könnt gehen“, sagte er zu dem Janitscharen-Hauptmann, und jetzt war seine Stimme kalt und hart wie Eis.

Ezio war immer noch auf seinem Beobachtungsposten, als Ahmet kurz darauf aus dem Diwan herausstürmte. Wenig später gesellte sich Prinz Suleiman zu Ezio.

„Eine schöne Familie, nicht wahr?“, meinte der Prinz. „Keine Sorge, ich habe auch gelauscht.“

Ezio sah bekümmert drein. „Eurem Onkel fehlt die Macht über die Männer, die er bald befehligen soll. Warum hat er den Mann für seine Unverschämtheit nicht an Ort und Stelle getötet?“

„Tarik ist ein schwieriger Mann“, erwiderte der Prinz mit ausgebreiteten Armen. „Fähig, aber auch ehrgeizig. Und er verehrt meinen Vater sehr.“

„Aber es ist ihm nicht gelungen, Euch im Innersten des Palasts vor einem Attentat der Byzantiner zu bewahren! Das allein rechtfertigt eine Untersuchung.“

„Genau.“

„Nun, wo wollen wir damit anfangen?“

Suleiman überlegte. Ezio musterte ihn. *Ein alter Kopf auf sehr jungen Schultern*, dachte er mit neuem Respekt.

Suleiman sagte: „Behalten wir zunächst einmal Tarik und seine Janitscharen im Auge. Sie verbringen einen großen Teil ihrer Freizeit auf dem Basar und in der Umgebung dort. Könnt Ihr Euch darum kümmern. Ihr und Eure ... Kollegen?“ Das letzte Wort wählte er mit Bedacht.

Ezio dachte an Yusufs Warnung, sich nicht in die politischen Angelegenheiten der Osmanen zu verstricken, aber er hatte das Gefühl, dass eine Verbindung bestand zwischen seiner eigenen Mission und diesem Machtkampf. Darauf basierend traf er seine Entscheidung.

„Prinz Suleiman, ab sofort wird keiner von denen auch nur ein Taschentuch kaufen, ohne dass wir davon erfahren.“

Nachdem er dafür Sorge getragen hatte, dass Yusuf und die Assassinen von Konstantinopel umfassend darüber unterrichtet waren, jede Bewegung der Janitscharen, die gerade dienstfrei hatten, auf dem Großen Basar zu überwachen, machte sich Ezio in Begleitung von Azize auf den Weg zu den südlichen Docks der Stadt, um dort Materialien für den Bombenbau zu besorgen. Die Liste hatte Piri Reis für ihn zusammengestellt.

Er hatte seine Einkäufe gerade erledigt und Azize damit zum Hauptquartier der Assassinen zurückgeschickt, als er Sofia in der Menschenmenge an den Kais entdeckte. Sie sprach mit einem Mann, der seinem

Aussehen nach Italiener sein mochte und etwa in Ezios Alter zu sein schien. Als er näher kam, sah Ezio nicht nur, dass Sofia ein wenig außer Fassung war, er erkannte auch den Mann, mit dem sie sich unterhielt. Und das brachte auch ihn ein wenig aus der Fassung. Das unerwartete Auftauchen dieses Mannes weckte viele Erinnerungen – und viele widersprüchliche Gefühle.

Ohne sich offen zu zeigen, näherte sich Ezio den beiden.

Der Mann war Duccio Dovizi. Vor vielen Jahren war Ezio drauf und dran gewesen, ihm den rechten Arm zu brechen, denn Duccio hatte Claudia, mit der er verlobt war, betrogen. Duccio sah alt und hager aus. Sein Gebaren hatte im Alter jedoch nicht gelitten. Offensichtlich war er hingerissen von Sofia, und er bettelte schier um ihre Aufmerksamkeit.

„*Mia cara*“, sagte er, „die Fäden des Schicksals haben uns zueinander gezogen. Zwei Italiener, allein und verloren im Orient. Spürt Ihr ihn denn nicht, den *magnetismo*, diese magnetische Anziehungskraft zwischen uns?“

Sofia erwiderte gelangweilt und genervt: „Ich verspüre vieles, *Messer*. Übelkeit vor allem.“

Ezio überkam ein Déjà-vu-Gefühl, und er befand, dass es an der Zeit war einzugreifen. „Belästigt Euch dieser Mann, Sofia?“, fragte er im Nähertreten.

Erbost über diese Störung fuhr Duccio herum. „Verzeiht, *Messer*, aber die Dame und ich ...“ Er verstummte, als er Ezio erkannte. „Ah! *Il diavolo* höchstpersönlich!“ Seine linke Hand fasste wie von selbst nach seinem rechten Arm. „Bleibt mir vom Leibe!“

„Duccio, was für eine Freude, Euch wiederzusehen!“

Duccio erwiderte nichts, sondern wankte davon, stolperte dabei übers Pflaster und rief: „Lauft, *buona donna!* Lauft um Euer Leben!“

Sie sahen ihm nach, wie er über die Mole davonrannte und verschwand. Einen Moment lang herrschte peinliches Schweigen zwischen ihnen.

„Wer war das?“, fragte Sofia dann.

„Ein Mistkerl“, antwortete Ezio. „Er war vor vielen Jahren einmal mit meiner Schwester verlobt.“

„Und was ist geschehen?“

„Sein *cazzo* war auch noch mit sechs anderen verlobt.“

„Eure Ausdrucksweise ist sehr offen.“ Sofia schien leicht überrascht davon, dass Ezio das

Wort „Schwanz“ benutzte, aber keineswegs pikiert.

„Verzeiht mir!“ Er schwieg kurz, dann fragte er: „Was führt Euch in den Hafen?“

„Ich bin hier, um ein Päckchen abzuholen, aber die Männer am Zoll behaupten, dass die Versandpapiere nicht in Ordnung seien. Also muss ich warten.“

Ezio ließ den Blick über den gut bewachten Hafen schweifen und machte sich ein Bild davon.

„Das ist wirklich ärgerlich“, fuhr Sofia fort. „Es könnte den ganzen Tag dauern, bis sich die Sache aufklärt.“

„Ich will sehen, was ich tun kann“, sagte Ezio. „Ich kenne da ein paar Möglichkeiten, wie man die Regeln umgehen kann.“

„Ach, wirklich? Nun, ich muss schon sagen, ich bewundere Euren Schneid.“

„Überlasst die Sache nur mir. Ich komme dann zu Eurem Laden.“

„Nun gut“, sagte sie und wühlte in ihrer Tasche. „Hier sind die Papiere. Das Päckchen ist sehr wertvoll. Gebt bitte gut darauf acht ... wenn Ihr es denn bekommt.“

„Ich werde es bekommen, keine Sorge.“

„Dann danke ich Euch schon jetzt.“ Sie lächelte ihm zu und machte sich auf den Weg zurück in die Stadt.

Ezio schaute ihr noch kurz nach, dann nahm er Kurs auf das große Holzgebäude, in dem die Zollbüros untergebracht waren. Im Gebäude gab es einen langen Tresen und dahinter Regale, in denen sich viele Päckchen und Pakete stapelten. Gleich vorn auf einem der niedrigeren Regale in unmittelbarer Nähe zum Tresen sah er eine Kartenrolle aus Holz mit einem Etikett, auf dem SOFIA SARTOR stand.

„*Perfetto*“, sagte er sich.

„Kann ich Euch helfen?“, fragte ein stämmiger Zöllner, der auf ihn zukam.

„Ja, wenn Ihr so freundlich wärt. Ich bin hier, um dieses Päckchen dort abzuholen.“ Er deutete darauf.

Der Zöllner folgte seinem Fingerzeig. „Ich fürchte, das ist nicht möglich! All diese Päckchen und Pakete wurden vorerst beschlagnahmt, weil es Probleme mit den Papieren gibt.“

„Und wie lange wird es dauern, bis sich diese Sache aufgeklärt hat?“

„Das kann ich Euch nicht sagen.“

„Ein paar Stunden?“

Der Mann schürzte die Lippen.

„Tage?“

„Das kommt ganz darauf an. Für ein gewisses Entgelt ließe sich natürlich etwas arrangieren.“

„Zum Teufel damit!“

Die Freundlichkeit des Mannes schwand. „Versucht Ihr etwa, mich an der Ausübung meiner Pflichten zu hindern?“, fuhr er auf. „Schert Euch davon, alter Mann! Und ich rate Euch, kommt bloß nicht wieder!“

Ezio stieß ihn beiseite und sprang über den Tresen. Dort schnappte er sich die hölzerne Kartenrolle und wandte sich zum Gehen. Doch der Mann blies bereits in eine Pfeife, woraufhin einige seiner Kollegen, darunter Mitglieder der schwer bewaffneten Hafengewache, sofort reagierten.

„Dieser Mann da“, keuchte der Zöllner, „wollte mich bestechen, und als das nicht klappte, wendete er Gewalt an!“

Ezio sprang auf den Tresen, als die Männer vom Zoll auf ihn zudrängten, um ihn zu ergreifen. Er schwang die schwere Holzrolle in einem Runds Schlag. Sie kollidierte krachend

mit einigen Köpfen, und über die Köpfe der anderen setzte Ezio mit einem Sprung hinweg. Dann rannte er zum Ausgang und ließ ein Durcheinander hinter sich zurück.

„Nur so wird man mit dieser elenden Bürokratie fertig“, sagte er sich zufrieden. Er war in dem verworrenen Straßenlabyrinth nördlich der Docks untergetaucht, bevor seine Verfolger Zeit hatten, sich zu fassen. Und ohne Sofias Papiere, die immer noch sicher unter seiner Tunika steckten, hatten sie keine Chance, sie aufzuspüren.

Gegen Mittag betrat er den Buchladen westlich der Hagia Sophia.

Sofia sah auf, als er hereinkam. Die Regale waren jetzt deutlich ordentlicher eingeräumt als noch bei seinem ersten Besuch. Im Hinterzimmer sah er ihren Arbeitstisch, auf dem seine Karte von den Zisternen und mehrere dicke Nachschlagewerke lagen.

„*Salute*, Ezio“, begrüßte sie ihn. „Das ging ja viel schneller, als ich es erwartet hatte. Hattet Ihr Glück?“

Ezio hielt die hölzerne Kartenrolle hoch und las vom Etikett ab: „Madamigella Sofia Sartor, libraia, Costantinopoli. Seid das Ihr?“

Er reichte ihr die Röhre mit einem Lächeln. Sie nahm sie freudig entgegen, besah sie sich

eingehend und verzog dann das Gesicht. „Oh nein! Seht Euch das an, sie ist beschädigt! Hat man damit etwa Piraten zurückgeschlagen?“

Ezio hob etwas verlegen die Schultern. Sofia öffnete die Rolle, zog die darin enthaltene Karte heraus und inspizierte sie. „Na ja, so weit, so gut.“

Sie trat an einen Tisch und breitete die Karte vorsichtig darauf aus. Es handelte sich um die Kopie einer Weltkarte.

„Ist sie nicht wunderschön?“, fragte sie.

„Allerdings.“ Ezio stand neben ihr, und sie beugten sich nun beide über die Karte.

„Das ist ein Druck einer Karte von Martin Waldseemüller. Sie ist noch recht neu, er hat sie erst vor vier Jahren veröffentlicht. Und seht, hier auf der linken Seite! Die neuen Länder, die *Navigatore* Vespucci entdeckte

... nur vier oder fünf Jahre bevor diese Karte gezeichnet wurde.“

„Sie arbeiten schnell, diese Deutschen“, sagte Ezio. „Wie ich sehe, hat er die neuen Länder nach Vespuccis Taufnamen benannt: Amerigo.“

„Amerika!“

„Ja ... Armer Cristoforo Colombo. Das Schicksal geht mitunter seltsame Wege.“

„Was denkt Ihr über dieses Gewässer hier?“ Sofia zeigte auf die Meere jenseits von Nord- und Südamerika. Ezio beugte sich weiter vor, um einen genaueren Blick darauf zu werfen.

„Ein neuer Ozean vielleicht? Die meisten Gelehrten, die ich kenne, sind der Meinung, dass die Größe des Erdballs bislang unterschätzt wurde.“

Sofia klang ganz versonnen. „Es ist unglaublich. Je mehr wir über die Welt

erfahren, desto weniger scheinen wir zu wissen.“

Förmlich fasziniert von diesem Gedanken schwiegen sie beide einen Moment lang. Ezio dachte über das neue Jahrhundert nach, in dem sie lebten, das sechzehnte, und sie standen noch an dessen Beginn. Was sich bis zu seinem Ende offenbaren würde, darüber konnte er allenfalls Mutmaßungen anstellen. Angesichts seines Alters, darüber war er sich im Klaren, würde er selbst nicht mehr viel davon zu sehen bekommen. Man würde weitere Entdeckungen machen und weitere Kriege führen, daran bestand kein Zweifel. Aber im Grunde wiederholte sich das gleiche Spiel – und das mit denselben Akteuren, nur trugen sie stets andere Kostüme und Requisiten als die vorhergehende Generation, und jede Generation glaubte, sie sei diejenige, die alles besser machen werde.

„Ihr habt Euer Versprechen also gehalten“, sagte Sofia. „Nun will ich auch meines halten.“

Sie ging voraus ins Hinterzimmer und nahm dort ein Blatt Papier vom Tisch. „Wenn ich mich nicht irre, müsste Euch dies hier zum ersten Buch führen.“

Ezio nahm das Blatt entgegen und las, was darauf stand.

„Ich muss zugeben“, fuhr Sofia fort, „mir wird ganz schwindlig bei der Vorstellung, diese Bücher mit eigenen Augen zu sehen. Sie enthalten Wissen, das die Welt verloren hat und zurückerhalten sollte.“ Sie saß am Tisch, stützte das Kinn auf die Hände und verlor sich in einem Tagtraum. „Vielleicht könnte ich ein paar Kopien drucken lassen und selbst in Umlauf bringen. Eine kleine Auflage, nur fünfzig Stück oder dergleichen, das sollte genügen.“

Ezio lächelte, dann lachte er.

„Was gibt es denn da zu lachen?“

„Verzeiht mir! Es ist eine Freude, jemanden mit solch persönlicher und edler Leidenschaft zu sehen. Ich finde das ... inspirierend.“

„Meine Güte!“, erwiderte sie und wirkte etwas beschämt. „Wie komme ich nur darauf?“

Ezio hielt das Blatt Papier hoch. „Ich möchte sofort aufbrechen und mich darum kümmern“, erklärte er. „*Grazie*, Sofia! Ich komme bald wieder.“

„Darauf freue ich mich“, erwiderte sie und sah ihm mit einer Mischung aus Verwirrung und Sorge nach.

Was für ein geheimnisvoller Mann, dachte sie, als die Tür sich hinter ihm schloss und sie sich wieder der Karte von Waldseemüller und ihren eigenen Träumen von der Zukunft widmete.

Sofias Berechnungen erwiesen sich als richtig. Versteckt hinter einer Holzplatte in einem alten, verlassenem Gebäude im Konstantinviertel der Stadt fand Ezio das Buch, nach dem er suchte.

Es handelte sich um eine alte, aber gut erhaltene Ausgabe von „Über die Natur“, ein Gedicht, in dem der griechische Philosoph Empedokles vor über zweitausend Jahren die Summe seiner Überlegungen umrissen hatte.

Ezio nahm das Buch aus dem Versteck und blies den Staub von dem kleinen Band. Dann schlug er es auf. Sein Blick fiel auf eine leere Seite, aber dann begann sie vor seinen Augen auf einmal zu leuchten, und innerhalb des

Leuchtens zeigte sich eine Karte von Konstantinopel. Als er genauer hinsah und sich konzentrierte, erkannte er einen markierten Punkt auf der Karte. Er zeigte den Mädchenturm, den Leuchtturm auf der anderen Seite des Bosporus, und als Ezio die Augen noch etwas zusammenkniff, um seinen Blick zu schärfen, sah er, dass die Markierung einer ganz bestimmten Stelle im Keller des Fundaments des Turmes galt.

Wenn er sich nicht irrte, dann war dies das Versteck des zweiten Schlüssels zu Altaïrs Bibliothek in Masyaf.

Eilends durchquerte er die wimmelnde Stadt in Richtung Mädchenturm. Er stahl sich vorbei an den osmanischen Wachen, fuhr in einem „geborgten“ Boot hinüber und fand eine Tür, hinter der Stufen in den Keller hinunterführten. Das Buch hielt er in der Hand, und er stellte fest, dass es ihn durch

das Labyrinth aus Gängen, die er dort unten vorfand und von denen zahllose Türen abgingen, hindurchgeleitete. Es schien ihm unmöglich, dass es auf solch relativ beschränktem Raum so viele Türen geben konnte. Endlich erreichte er eine, die sich von den anderen zwar nicht unterschied, doch drang aus den Ritzen zwischen den Bohlen ein schwaches Licht hervor. Die Tür öffnete sich unter seiner Berührung, und dahinter lag auf einer niedrigen Plinthe ein runder Stein, flach wie ein Diskus und, wie schon der erste, den er gefunden hatte, übersät mit fremdartigen Symbolen, die zwar so geheimnisvoll, aber doch anders waren als die auf der ersten Scheibe. Eine Frauenfigur – eine Göttin vielleicht –, die ihm vage bekannt vorkam, Einkerbungen, bei denen es sich um Formeln handeln mochte oder auch um Vertiefungen, in die irgendwelche Stifte passten,

möglicherweise ja Stifte in den Schlüssellochern der Bibliothekstür in Masyaf.

Als Ezio den Schlüssel in die Hände nahm, wurde das Licht, das davon ausging, heller und heller, und er wappnete sich, davon erfasst und fortgetragen zu werden – wohin, wusste er nicht –, und so geschah es auch: Es packte ihn und wirbelte ihn in die Vergangenheit, dreihundertzwanzig Jahre weit. Anno Domini 1191.

Masyaf.

In der Festung, vor langer Zeit.

Gestalten in wallendem Dunst. Ein junger und ein alter Mann schälten sich daraus hervor. Die Spuren eines Kampfes, den der alte Mann, Al Mualim, verloren hatte.

Er lag am Boden, der junge Mann kniete rittlings über ihm.

Seine Hand, aus der die Kraft schwand, ließ etwas los, das ihm aus den Fingern rollte und auf dem Marmorboden liegen blieb.

Ezio sog die Luft ein, als er den Gegenstand erkannte – es war, kein Zweifel, der Apfel von Eden. Aber wie war das möglich? Und der junge Mann in Weiß, der Sieger, der sich die Kapuze über den Kopf gezogen hatte, war Altaïr.

„Ihr hietet Feuer in Eurer Hand, alter Mann“, sagte er in diesem Moment. „Es hätte vernichtet werden sollen.“

„Vernichtet?“ Al Mualim lachte. „Das einzige Mittel, um die Kreuzzüge zu beenden und wahren Frieden zu schaffen? Niemals.“

„Dann werde ich dieses Ding vernichten.“

Die Bilder verblassten, lösten sich auf, wie Gespenster, und eine andere Szene erschien an ihrer Stelle.

Altaïr stand mit einem seiner Hauptmänner im Bergfried von Masyaf. Nicht weit von ihnen lag der Leichnam von Al Mualim auf einer steinernen Bahre. Im Tod wirkte er nun ganz friedlich.

„Ist es wirklich vorbei?“, fragte der Hauptmann. „Ist dieser Zauberer tot?“

Altaïr blickte auf den Leichnam und antwortete ruhig: „Er war kein Zauberer. Nur ein gewöhnlicher Mensch, der die ... Illusion beherrschte.“

Er wandte sich wieder an seinen Kameraden. „Habt Ihr den Scheiterhaufen vorbereitet?“

„Ja.“ Der Mann zögerte. „Aber ein paar von den Männern ... nun, sie wollen das nicht.“

Altaïr beugte sich über die Bahre, ging etwas in die Knie und nahm den Leichnam des alten Mannes auf die Arme. „Überlasst das mir!“ Er richtete sich auf, seine Kleidung

umwehte ihn. „Geht es Euch gut genug, um eine Reise anzutreten?“, fragte er den Hauptmann.

„Ja, durchaus.“

„Ich habe Malik al-Sayf gebeten, nach Jerusalem zu reiten und den Tod Al Mualims kundzutun. Wollt Ihr nach Akkon reisen und dort dasselbe tun?“

„Natürlich.“

„Dann geht! Möge Gott Euch begleiten!“

Der Hauptmann neigte den Kopf und ging.

Den toten Mentor auf seinen Armen, trat sein Nachfolger vor die anderen Mitglieder der Bruderschaft.

Sein Erscheinen löste sofort ein Stimmengewirr aus, das die Bestürzung der Brüder widerspiegelte. Einige fragten sich, ob sie träumten. Andere waren entsetzt über diese unübersehbare Bestätigung von Al Mualims Dahinscheiden.

„Altaïr! Erklärt Euch!“

„Wie ist es dazu gekommen?“

„Was ist passiert?“

Ein Assassine schüttelte den Kopf. „Mein Geist war klar, aber mein Körper ... er wollte sich nicht rühren!“

Inmitten dieses Durcheinanders erschien Abbas. Als Kinder waren er und Altaïr Freunde gewesen. Heute stand diese Freundschaft auf sehr wackeligen Beinen. Zu viel war zwischen ihnen geschehen.

„Was war hier los?“, fragte Abbas. Sein Ton drückte Erschrecken aus.

„Unser Mentor hat uns alle getäuscht“, erwiderte Altaïr. „Die Templer haben ihn korrumpiert.“

„Wo ist dein Beweis für diese Behauptung?“, hakte Abbas voller Argwohn nach.

„Komm mit mir, Abbas, und ich werde dir alles erklären.“

„Und wenn mir deine Erklärungen nicht genügen?“

„Dann werde ich fortfahren, bis du zufrieden bist.“

Sie gingen – Altaïr nach wie vor mit dem Toten auf den Armen – in Richtung des Scheiterhaufens, der aufgeschichtet worden war. Abbas, der nicht wusste, wo sie hinwollten, blieb gereizt, angespannt und streitlustig und konnte das Misstrauen, das er gegen Altaïr hegte, nicht verhehlen.

Altaïr kannte den Grund dafür und bedauerte ihn. Aber er würde sein Bestes tun.

„Abbas, Erinnerst du dich an das Artefakt, das wir im Tempel von Salomon dem Temppler Robert de Sable abnahmen?“

„Du meinst das Artefakt, das zu holen *du* ausgeschiedt wurdest, das dann aber von *anderen* herbeigebracht wurde?“

Altaïr übergang die Bemerkung. „Ja. Es handelt sich gewissermaßen um ein Werkzeug der Templer. Man nennt es den Apfel von Eden. Es verfügt über vielerlei Kräfte. Unter anderem kann es Illusionen hervorrufen und den Geist eines Menschen steuern. Wie auch den Geist des Menschen, der glaubt, *er* sei es, der den Apfel steuert. Eine tödliche Waffe.“

Abbas hob die Schultern. „Dann ist dieser Apfel in unserem Besitz gewiss besser aufgehoben als in den Händen der Templer.“

Altaïr schüttelte den Kopf. „Das macht keinen Unterschied. Dieser Apfel scheint alle zu verderben, in deren Besitz er sich befindet.“

„Und du glaubst, dass Al Mualim unter seinen Bann geriet?“

Altaïr machte eine ungeduldige Geste. „Genau. Und heute hat er versucht, mithilfe

des Apfels Masyaf zu versklaven. Das hast du ja selbst gesehen.“

Abbas blickte zweifelnd drein. „Ich weiß nicht, *was* ich gesehen habe.“

„Hör zu, Abbas! Im Moment ist der Apfel in Al Mualims Studierzimmer sicher. Wenn ich hier fertig bin, werde ich dich in alles einweihen, was ich weiß.“

Sie hatten den Scheiterhaufen erreicht, und Altaïr stieg die Stufen hinauf und legte den Leichnam seines toten Mentors ehrerbietig auf das Bett aus Zweigen und Ästen. Abbas verfolgte es mit Entsetzen. Er sah den Scheiterhaufen jetzt zum ersten Mal.

„Ich kann nicht glauben, dass du das wirklich tun willst!“, entfuhr es ihm voller Schrecken. Hinter ihm wogte die versammelte Bruderschaft der Assassinen wie ein Maisfeld im Wind.

„Ich tue, was ich tun muss“, erwiderte Altaïr.

„Nein!“

Doch Altaïr hatte bereits eine der Fackeln ergriffen, die zum Entzünden des Scheiterhaufens bereitstanden, und stieß sie unten ins aufgeschichtete Holz. „Ich muss sicherstellen, dass er nicht zurückkehren kann.“

„Aber das entspricht nicht unserer Tradition! Es ist verboten, den Leichnam eines Menschen zu verbrennen!“

Hinter ihm schrie in der Menge eine wütende Stimme auf: „Schänder!“

Altaïr drehte sich nach der widerstrebenden Schar um, die sich unter ihm drängte. „Hört mich an! Dieser Leichnam könnte eine weitere von Al Mualims Phantomgestalten sein. Ich darf kein Risiko eingehen!“

„Lügen!“, schrie Abbas. Während die Flammen sich durch den Scheiterhaufen fraßen, trat er dicht neben Altaïr und erhob seine Stimme, damit ihn alle hören konnten. „Dein Leben lang hast du unser Credo verhöhnt! Du beugst die Regeln, damit sie deinen Ideen entsprechen, und demütigst die Menschen um dich herum und blickst auf sie hinab!“

„Sperrt Altaïr ein!“, rief ein Assassine in der Menge.

„Hast du nicht gehört, was er gesagt hat?“, fragte ein Kamerad, der neben diesem Mann stand. „Al Mualim war verhext!“

Die Reaktion des anderen Assassinen bestand darin, dass er mit den Fäusten zuschlug. Im Nu brach ein Kampf aus, der eskalierte, während die Flammen rasch immer höher loderten.

Abbas, der neben Altaïr auf dem Sims stand, stieß ihn brutal hinunter und mitten

hinein ins Gewühl. Während Abbas sich wütend auf den Weg zurück zur Burg machte, versuchte Altaïr inmitten des Durcheinanders wieder auf die Füße zu kommen. Um ihn her hatten die anderen Assassinen nun ihre Schwerter gezogen. „Brüder!“, rief er, bemüht, wieder für Ordnung zu sorgen. „Hört auf! Steckt Eure Schwerter wieder ein!“ Doch der Kampf ging weiter, und Altaïr, der gerade auf die Beine gekommen war und sah, wie Abbas in die Festung zurückkehrte, musste sich seiner eigenen Männer erwehren, sie nach Möglichkeit entwaffnen und ihnen Einhalt gebieten. Er wusste nicht, wie lange das so ging, doch plötzlich wurde der Kampf von einem sengenden Lichtblitz unterbrochen, der die Widersacher zurücktaumeln und ihre Augen beschirmen ließ.

Das Licht kam aus Richtung Burg.

Altaïrs schlimmste Befürchtungen bewahrheiteten sich.

Dort, auf den Zinnen eines hohen Turmes, stand Abbas, und in seiner Hand befand sich der Apfel.

„Was habe ich dir gesagt, Altaïr?“, rief Abbas zu ihm herunter.

„Abbas! Hör auf!“

„Was dachtest du denn, was passieren würde, wenn du unseren geliebten Mentor umbringst?“

„Du hast Al Mualim weniger als sonst jemand geliebt! Du gabst ihm die Schuld an all deinem Unglück, sogar am Selbstmord deines Vaters!“

„Mein Vater war ein *Held*!“, schrie Abbas trotzig.

Altaïr ignorierte ihn und wandte sich hastig an die Assassinen, die sich fragend um ihn scharten.

„Hört zu!“, rief er ihnen zu. „Jetzt ist keine Zeit, um darüber zu streiten, was geschehen ist. Wir müssen jetzt entscheiden, was mit dieser Waffe passieren soll!“ Er zeigte zu Abbas hinauf, der den Apfel in die Höhe hielt.

„Wozu dieses Artefakt auch imstande sein mag, Altaïr“, brüllte er, „du bist seiner nicht würdig!“

„Niemand ist das!“, entgegnete Altaïr.

Aber Abbas starrte bereits in die Glut des Apfels. Und das Licht wurde heller, strahlender. Abbas wirkte wie gebannt. „Ist es nicht wunderschön?“, fragte er, gerade laut genug, dass er hier unten noch zu hören war.

Dann ging eine Veränderung mit ihm vor. Seine Miene wandelte sich von einem Lächeln amüsierten Triumphs zu einer Grimasse des Schreckens. Er begann heftig zu zittern, als die Macht des Apfels in ihn fuhr und ihn übermannte. Assassinen, die immer

noch auf seiner Seite standen, wollten ihm zu Hilfe eilen, als das überirdische Ding, das er immer noch in der Hand hielt, plötzlich sichtbare pulsierende Wellen aussandte, von denen die Männer zu Boden gerissen wurden, wo sie sich gepeinigt an den Kopf fassten.

Altair rannte auf Abbas zu, erklimmte den Turm in übermenschlicher Geschwindigkeit, von purer Verzweiflung getrieben. *Er musste ihn rechtzeitig erreichen!* Kaum war er oben angekommen, fing sein einstiger Freund an zu schreien, als würde ihm die Seele aus dem Leib gerissen. Altair machte einen letzten Sprung nach vorn und schlug Abbas nieder. Mit einem verzweifelten Schrei ging Abbas zu Boden, der Apfel löste sich aus seinem Griff und sandte eine letzte, ungeheure Schockwelle aus.

Dann herrschte Stille.

Die Assassinen, die unten am Boden lagen, kamen allmählich wieder zu sich und rappelten sich auf. Sie wechselten verwunderte Blicke. Was geschehen war, hallte in ihren Körpern und Köpfen nach. Sie schauten zu den Zinnen empor. Weder Altaïr noch Abbas waren zu sehen.

„Was war das?“

„Sind sie tot?“

Dann erschien Altaïr allein auf dem Wehrgang des Turmes. Der Wind ließ seine weiße Kleidung flattern. Er hob die Hand. Darin lag der Apfel. Er knisterte und pulsierte wie etwas Lebendiges, aber er hatte ihn unter Kontrolle.

„Verzeih mir!“, keuchte Abbas, der hinter ihm auf dem steinernen Boden lag. Er brachte die Worte kaum hervor. „Ich wusste ja nicht ...“

Altaïr löste den Blick von ihm und richtete ihn wieder auf den Apfel, der in seiner Hand ruhte. Er sandte seltsame Empfindungen aus, wie kribbelnde Wellen, die seinen ausgestreckten Arm durchliefen.

„Hast du uns etwas zu lehren?“, fragte Altaïr, und seine Worte galten dem Apfel, als wäre er ein denkendes, intelligentes Wesen. „Oder wirst du uns alle in den Untergang führen?“

In diesem Moment schien der Wind einen Sandsturm zu entfachen – oder kehrte nur der wirbelnde Dunst zurück, der dieser Vision vorangegangen war? Jedenfalls kam mit ihm auch das blendende Licht wieder, und es wurde heller und heller, bis es alles überlagerte. Dann verglomm es wieder, bis nur noch das sanfte Glühen des Schlüssels in Ezios Hand übrig blieb.

Erschöpft ließ Ezio sich auf den Boden sinken und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Steinwand des Raumes. Draußen wurde es inzwischen gewiss schon dunkel. Er sehnte sich nach Ruhe, aber er durfte sich keine gönnen.

Schließlich stemmte er sich wieder hoch und verstaute sorgfältig den Schlüssel und das Buch von Empedokles in seiner Tasche. Dann ging er wieder nach oben und hinaus in die Stadt.

Als am nächsten Tag die Sonne aufging, machte Ezio sich auf den Weg zum Großen Basar. Es wurde Zeit, dass er sich selbst unter den Janitscharen umhörte, und außerdem drängte es ihn, sich ihrem Hauptmann Tarik Barleti an die Fersen zu heften.

Dort angelangt, war es ihm allerdings unmöglich, die aufdringlichen Händler, die allesamt Meister im Verkaufen waren, ganz zu meiden. Ezio musste sich als einer von zahllosen Touristen ausgeben, weil er fürchtete, andernfalls das Misstrauen entweder von osmanischen Amtsträgern oder byzantinischen Templern zu erregen.

„Seht Euch diesen Teppich an!“ Ein Händler sprach ihn an, zupfte an seinem Ärmel

und kam ihm, wie es Ezio hier schon allzu oft erlebt hatte, viel zu nahe, bedrängte ihn geradezu. „Eure Füße werden Euch noch mehr als Euer Weib lieben!“

„Ich bin nicht verheiratet.“

„Ah“, fuhr der Händler nahtlos fort, „da seid Ihr besser dran. Kommt! Fasst ihn doch nur einmal an! Fühlt Ihr das?“

Ezio bemerkte eine Gruppe von Janitscharen, die nicht weit entfernt standen. „Ich habe noch gar nichts verkauft! Die Janitscharen haben die meisten meiner Waren konfisziert, nur weil sie importiert sind.“

„Kennt Ihr Tarik Barleti, ihren Hauptmann?“

„Ach, der ist hier bestimmt irgendwo. Ein arroganter Kerl, aber ...“ Der Händler unterbrach sich mitten im Satz, erstarrte, und bevor er sein Verkaufsgeplapper wieder aufnahm, konzentrierte sich sein Blick nicht auf

Ezio, sondern auf einen Punkt etwas weiter hinter ihm. „Ihr kränkt mich, Herr! Dafür kann ich nicht weniger als zweihundert *akçe* nehmen! Das ist mein letztes Angebot.“

Ezio drehte sich ein wenig und folgte dem Blick des Mannes. Drei Janitscharen kamen auf sie zu. Sie waren keine zwanzig Meter mehr entfernt.

„Wenn ich ihn finde, werde ich ihn nach Euren Teppichen fragen“, versprach Ezio dem Händler leise, als er sich zum Gehen wandte.

„Ihr treibt einen harten Handel, Fremder!“, rief ihm der Verkäufer nach. „Wollen wir uns auf hundertachtzig einigen? Einhundertachtzig *akçe*, und wir gehen als Freunde auseinander!“

Aber Ezio hörte schon nicht mehr hin. Er folgte der Gruppe, beschattete sie aus sicherer Entfernung und hoffte, dass sie ihn zu

Tarik Barleti führen würde. Sie schlenderten nicht dahin, sondern gingen wie Männer, die zu einem vereinbarten Treffen oder dergleichen unterwegs waren. Aber er musste aufpassen – nicht nur, um die Männer nicht aus den Augen zu verlieren, sondern auch, um selbst nicht entdeckt zu werden. Die überfüllten Straßen des Suks halfen ihm dabei, doch zugleich behinderten sie ihn. Der Händler hatte gesagt, der Hauptmann halte sich irgendwo im Basar auf, aber der Basar war groß, ein verwirrendes Labyrinth aus Ständen und Läden, eine kleine Stadt für sich.

Aber schließlich zahlte sich seine Geduld aus, als die Männer, denen er folgte, eine Kreuzung erreichten, die sich zu einem kleinen Platz mit einem Kaffeehaus an jeder Ecke öffnete. Vor einem dieser Kaffeehäuser stand der große Hauptmann mit dem grauen

Bart, der ebenso Zeichen seines Rangs war wie seine prächtige Uniform. Er war eindeutig kein Sklave.

Ezio schlich sich so nahe wie möglich heran, um aufzuschnappen, was da gesprochen wurde.

„Seid Ihr bereit?“, fragte er seine Männer. Sie nickten. „Diese Zusammenkunft ist von größter Wichtigkeit. Vergewissert euch, dass ich nicht verfolgt werde.“

Die Männer nickten abermals, dann trennten sie sich und verschwanden in verschiedenen Richtungen im Basar. Ezio wusste, dass sie in der Menge nach Anzeichen eines Assassinen Ausschau halten würden, und einen Schreckensmoment lang schien er einem der Soldaten ins Auge zu fallen, aber dann war der Moment vorbei, und der Mann war verschwunden. Ezio wartete so lange, wie er es gerade noch für

angeraten hielt, dann machte er sich an die Verfolgung des Hauptmanns.

Barleti war noch nicht weit gegangen, als er auf einen weiteren Janitscharen traf, einen Leutnant, der auf einen flüchtigen Blick hin nur die Auslagen im Schaufenster eines Waffenschmieds zu betrachten schien. Ezio hatte bereits festgestellt, dass die Janitscharen die Einzigen waren, die nicht von den Händlern bedrängt wurden.

„Was gibt es Neues?“, fragte Barleti, als er neben den Soldaten trat.

„Manuel hat sich zu einem Treffen mit Euch bereit erklärt, Tarik. Er wartet am Tor des Arsenal.“

Ezio spitzte die Ohren, als der Name fiel.

„Ein eifriges altes Wiesel, was?“, meinte Tarik. „Kommt!“

Sie gingen los, verließen den Basar und tauchten ein in die Straßen der Stadt. Es war

ein langer Weg bis zum Arsenal, das weiter westlich auf der Nordseite des Goldenen Horns lag, aber die beiden Männer machten keine Anstalten, irgendein Transportmittel zu benutzen, und Ezio folgte ihnen zu Fuß. Die Strecke mochte zwei Meilen betragen. In Acht nehmen musste er sich, wenn sie die Fähre übers Horn nahmen. Seine Aufgabe wurde ihm jedoch dadurch erleichtert, dass die beiden Männer ins Gespräch vertieft waren, von dem Ezio den größten Teil auch mitbekam. Es war nicht schwer, sich unauffällig zu verhalten, denn die Straßen quollen fast über von Menschen aus ganz Europa und Asien.

„Was für einen Eindruck hat Manuel gemacht? War er nervös oder verschlossen?“, fragte Tarik.

„Er war wie immer. Ungeduldig und unhöflich.“

„Hm! Das Recht dazu hat er sich wohl verdient. Gibt es Nachrichten vom Sultan?“

„Die letzten kamen vorige Woche. Bayezids Brief war kurz und voll trauriger Kunde.“

Tarik schüttelte den Kopf. „Ich könnte mir nicht vorstellen, mit meinem eigenen Sohn derart im Streit zu liegen.“

Ezio folgte den beiden Janitscharen zu einem Gebäude in der Nähe des Tors zum Arsenal. Auf Tarik und seinen Leutnant wartete ein großer, rundlicher, teuer gekleideter Mann Ende fünfzig mit grauem Vollbart und gewichstem Schnurrbart. Sein gefiederter Turban war über und über mit Juwelen besetzt, und an jedem seiner dicken Finger trug er einen Edelsteinring. Sein Begleiter war von schlankem Wuchs, und seiner Kleidung nach zu urteilen, stammte er aus Turkmenistan.

Ezio hatte sich im Geäst eines Tamarindenbaums ein Plätzchen gesucht, wo er so gut wie unsichtbar war, und sperrte Augen und Ohren auf. So erfuhr er, dass der dicke

Stutzer – wie er schon vermutet hatte – Manuel Palaiologos war. Angesichts all dessen, was Yusuf ihm über Manuels Ambitionen erzählt hatte, versprach dieses Treffen sehr interessant zu werden. Palaiologos' Begleiter – der auch sein Leibwächter war, wie sich herausstellte, als man sich miteinander bekannt machte – hieß Shahkulu.

Ezio hatte schon von ihm gehört. Shahkulu war in seinem eigenen Land als Rebell wider die osmanischen Herrscher bekannt, und gerüchteweise hetzte er sein Volk zu einer Revolution auf. Er stand außerdem im Ruf, ein außerordentlich grausamer und räuberischer Kerl zu sein.

Ja, dieses Treffen würde in der Tat höchst interessant werden.

Nachdem man die Höflichkeiten – die in diesem Land stets ausschweifend gehandhabt wurden, wie Ezio festgestellt hatte –

hinter sich gebracht hatte, gab Manuel seinem Leibwächter ein Zeichen, woraufhin dieser das Gebäude hinter ihnen betrat, bei dem es sich um eine Art Wachhaus handelte, das momentan offenbar verlassen war. Als Shahkulu zurückkam, trug er eine kleine, aber schwere Holztruhe vor sich her, die er vor Tariks Füßen abstellte. Der Janitscharen-Leutnant öffnete sie und machte sich daran, die Goldmünzen, mit denen die Kiste gefüllt war, zu zählen.

„Ihr könnt Euch ruhig von der Richtigkeit der Summe überzeugen, Tarik“, sagte Manuel mit einer Stimme, die so affektiert war wie seine ganze Erscheinung, „aber das Geld bleibt in meinem Besitz, bis ich die Fracht selbst gesehen habe und mit ihrer Qualität zufrieden bin.“

Tarik grunzte. „Ich habe verstanden. Ihr seid ein kluger Mann, Manuel.“

„Vertrauen ohne Zynismus ist eine hohle Angelegenheit“, erwiderte Palaiologos salbungsvoll.

Der Janitschar hatte schnell gezählt. Schon bald klappte er die Kiste zu. „Die Summe stimmt, Tarik“, verkündete er. „Es ist alles da.“

„Und?“, wandte sich Manuel an Tarik. „Was nun?“

„Ihr werdet Zugang zum Arsenal bekommen. Wenn Ihr zufrieden seid, wird die Lieferung an einen Ort Eurer Wahl gebracht.“

„Sind Eure Männer zu einer Reise bereit?“

„Kein Problem.“

„*Poi kalà*.“ Das byzantinische Prinzchen entspannte sich ein wenig. „Sehr gut. Ich lasse binnen einer Woche eine Karte für Euch zeichnen.“

Daraufhin verabschiedeten sie sich voneinander, und Ezio wartete, bis die Luft rein war, bevor er vom Baum kletterte und sich so schnell wie möglich auf den Weg zum Assassinen-Hauptquartier machte.

Es wurde gerade dunkel, als Ezio zum Arsenal zurückkehrte, wo Yusuf bereits auf ihn wartete.

„Einer meiner Männer behauptet, er habe gesehen, wie heute eine Waffenladung hier angeliefert wurde. Das hat unsere Neugier geweckt.“

Ezio überlegte. Es war so, wie er es vermutet hatte. „Waffen.“ Er schwieg einen Moment. „Die würde ich mir gern selbst einmal ansehen.“

Sein Blick glitt an den Außenmauern des Arsensals empor. Sie wurden gut bewacht. Das Haupttor wirkte unüberwindlich.

„Wenn wir nicht jeden, der zu sehen ist, umbringen wollen“, meinte Yusuf, dem die

gleichen Gedanken durch den Kopf gingen wie seinem Mentor, „weiß ich nicht, wie Ihr da hineinkommen wollt.“

Auf dem Platz hinter ihnen herrschte immer noch reges Treiben. Menschen eilten nach getaner Arbeit heimwärts, Kaffeehäuser und Restaurants öffneten ihre Türen. Plötzlich wurde ihre Aufmerksamkeit von einer lauten Auseinandersetzung angezogen, die in der Nähe des Haupttors des Arsensals zwischen einem Händler und drei Janitscharen ausgebrochen war.

„Wir haben dich zweimal gewarnt“, sagte einer der Janitscharen, der Anführer des kleinen Trupps. „Keine Händler in der Nähe der Mauern!“ Er wandte sich an seine Männer. „Schafft diesen Krempel weg!“

Die Soldaten machten sich daran, die Obstkisten des Händlers aufzunehmen und wegzutragen.

„Heuchler!“, grummelte der Mann. „Wenn Eure Männer mein Obst nicht kaufen täten, würde ich es hier ja gar nicht anbieten!“

Der Truppführer ging nicht darauf ein, und die Soldaten setzten ihr Tun fort, doch der Händler war noch nicht fertig. Er trat vor den Anführer hin und sagte: „Ihr seid schlimmer als die Byzantiner, Ihr Verräter!“

Die Antwort des Janitscharen bestand in einem harten Faustschlag. Der Mann brach stöhnend zusammen und hielt sich die blutende Nase.

„Hüte deine Zunge, du Schmarotzer!“, knurrte der Soldat.

Er wandte sich ab, um die Konfiszierung des Obstes zu überwachen, während eine Frau aus der Menge hinzueilte, um dem verletzten Händler zu Hilfe zu kommen. Yusuf und Ezio sahen, wie sie ihm auf die Beine

half und sein blutiges Gesicht mit einem Taschentuch abtupfte.

„Selbst in Friedenszeiten“, sagte Yusuf grimmig, „sind die Armen stets in Bedrängnis.“

Ezio war in Gedanken versunken. Er entsann sich ähnlicher Umstände in Rom vor gar nicht allzu langer Zeit. „Wenn wir sie ermutigen würden, ihrem Zorn Ausdruck zu verleihen, könnte das unserem Zweck womöglich dienlich sein.“

Yusuf sah ihn an. „Ihr meint, wir sollen diese Leute rekrutieren? Sie zur Rebellion aufhetzen?“

„Es bräuchte ja nur eine Demonstration zu sein. Aber wenn wir genug von ihnen auf unserer Seite hätten ...“

Die beiden beobachteten, wie die Janitscharen ungehindert davontrugen, was von der Ware des Mannes noch übrig war, bis

sein Verkaufsstand völlig leer war. Sie verschwanden durch eine Pforte im Haupttor.

„Solidarität vortäuschen, um unsere eigenen Ziele zu fördern“, sagte Yusuf mit einer Spur von Verachtung. „Was für eine edle Gesinnung!“

„Ich weiß, es ist keine ideale Lösung. Aber es wird funktionieren. Glaubt mir.“

„Trotzdem ...“ Yusuf zuckte die Schultern. „Aber ich sehe auch keine andere Möglichkeit, in das Arsenal hineinzukommen.“

„Hier sind viele Menschen, und es sieht so aus, als wäre dieser Händler sehr beliebt. Kommt, lasst uns um Stimmen werben.“

Über eine halbe Stunde lang waren Ezio und Yusuf in der Menge unterwegs, ließen Hinweise fallen und leisteten Überzeugungsarbeit, beschwatzten und ermunterten das gewöhnliche Volk ringsum, das sich sehr aufgeschlossen zeigte für die Idee, seiner

Unterdrückung ein Ende zu bereiten. Alles, was sie gebraucht hatten, so schien es, war jemand, der sie anheizte. Als sich eine ausreichende Zahl von Menschen zu einem Mob zusammengerottet hatte, richtete Ezio das Wort an sie. Der Obsthändler stand neben ihm und machte jetzt einen kämpferischen Eindruck. Yusuf hatte dafür gesorgt, dass sich die meisten der Männer und Frauen auf irgendeine Weise bewaffnet hatten. Der Obsthändler hielt ein großes, gekrümmtes Gartennmesser in der Hand.

„Kämpft mit uns, Brüder“, deklamierte Ezio, „und rächt diese Ungerechtigkeit! Die Janitscharen stehen nicht über dem Gesetz! Zeigen wir ihnen, dass wir uns ihre Tyrannei nicht mehr gefallen lassen.“

„Ja!“, brüllten mehrere Stimmen.

„Es macht mich krank, ihren Machtmissbrauch mit anzusehen“, fuhr Ezio fort. „Euch nicht?“

„Doch!!“

„Werdet ihr für uns kämpfen?“

„Ja!!!“

„Dann los!“

Unterdessen war eine Vorhut Janitscharen aus dem Tor des Arsenal getreten, das hinter ihnen wieder fest verschlossen wurde. Sie bezogen Stellung davor, die Schwerter gezogen, und behielten den Mob im Auge, dessen Unmut den Siedepunkt erreicht hatte. Keineswegs eingeschüchtert von der Machtdemonstration der Soldaten, sondern im Gegenteil erzürnt darüber, drängte die Menge, deren Masse minütlich zunahm, auf das Tor zu. Wann immer ein Janitschar unbesonnen genug war, es mit einem der Vorderen aufzunehmen, wurde er von der

schieren Wucht der Menge übermannt und entweder beiseitegeschleudert oder niedergetrampelt. Wenig später wogte die Menschenmasse unmittelbar vor dem Tor, und Ezio und Yusuf besaßen gerade genug Befehlsgewalt über ihre improvisierte Streitmacht, um sie dazu zu bewegen, das Tor aufzurammen.

„Nieder mit den Janitscharen!“, riefen hundert Stimmen.

„Ihr steht nicht über dem Gesetz!“, schrien hundert weitere.

„Macht das Tor auf, ihr Feiglinge, bevor wir es niederreißen!“

„Dieses Tor wird nicht mehr lange geschlossen sein“, sagte Ezio zu Yusuf.

„Diese Menschen tun Euch einen Gefallen, Mentor. Zahlt ihn zurück und sorgt dafür, dass ihnen nichts zustößt!“

Yusuf hatte noch nicht ausgesprochen, als zwei Abteilungen Janitscharen, die aus Seitentoren in der Süd- und der Nordmauer gekommen waren, von links und rechts auf die Menge eindrangten.

„Das verlangt nach einem Nahkampf“, sagte Ezio, während er schon – genau wie Yusuf – seinen Haken und seine verborgene Klinge zückte und sich ins Getümmel stürzte.

Ermutigt durch das professionelle Vorgehen der Assassinen stellten sich die Männer und Frauen auf beiden Seiten der Menge tapfer den angreifenden Janitscharen entgegen. Diese wiederum erschrakten ob dieses entschlossenen Widerstands und begingen den tödlichen Fehler, zu zögern und zurückzuweichen. In der Zwischenzeit wurden diejenigen, die gegen das Tor anrannten, mit einem ersten Ächzen der Bohlen dort belohnt, dann gaben sie nach, bogen sich

durch, und schließlich zerbarsten sie. Mit einem gewaltigen Krachen brach der Hauptbalken, der das Tor von innen verschlossen hielt, entzwei wie Feuerholz, das Tor ging auf, die Flügel hingen wie besoffen in den riesigen Eisenscharnieren.

Die Menge brüllte wie aus einem Munde, wie ein gewaltiges siegreiches Tier, und als die Menschen in das Arsenal hineinströmten, waren einzelne Stimmen zu hören, die sich über den Rest erhoben.

„Vorwärts!“

„Wir sind drin!“

„Gerechtigkeit oder Tod!“

Die verteidigenden Janitscharen im Arsenal konnten den Ansturm nicht zurückschlagen. Dank ihrer besseren Disziplin gelang es ihnen jedoch, ihn im Zaum zu halten. Auf dem Haupthof des Arsentials entbrannte ein heftiger Kampf. Und Ezio schlüpfte wie ein

Geist durch das Chaos und tiefer hinein in das festungsartige Bauwerk.

Weit entfernt vom zertrümmerten Tor und tief im westlichen Teil des Arsens fand Ezio endlich den Ort, den er suchte. Hier war es still, denn die meisten der im Arsenal stationierten Soldaten waren am Kampf auf dem Haupthof beteiligt, und die Handvoll Wachen, auf die er traf und an denen er sich nicht unbemerkt vorbeistehlen konnte, schaltete er im Nu aus. Wenn er dort fertig war, würde er seine Hakenklinge schärfen müssen.

Er ging einen langen steinernen Gang hinunter, der so schmal war, dass man den Raum an seinem Ende unmöglich so betreten konnte, dass man Leute, die sich schon darin befanden, überraschte. Ezio näherte

sich langsam und leichtfüßig, bis er eine Eisenleiter erreichte, die in der Nähe des Eingangs an der Wand befestigt war und zu einer Galerie hinaufführte, von der aus man hineinsehen konnte. Er schnallte sich seine Schwertscheide ans Bein, damit sie nicht klapperte, und kletterte rasch und so lautlos wie eine sich öffnende Blume hinauf. Von dort oben aus blickte er grimmig auf das Geschehen hinab, das sich unter ihm abspielte.

Manuel und Shahkulu standen in der Mitte des Raums, umgeben von einem Durcheinander aus teilweise geöffneten Kisten. Eine kleine Wacheinheit der Janitscharen stand unmittelbar hinter dem Zugang bereit. Hätte Ezio versucht, den Raum einfach zu betreten, wäre er einem Hinterhalt zum Opfer gefallen. Er gestattete sich ein leises Aufatmen.

Diesmal hatten ihn sein Instinkt und seine Erfahrung gerettet.

Manuel, der den Inhalt der Kisten in Augenschein genommen hatte, hielt inne. Aus seinem Blickwinkel konnte Ezio nicht erkennen, was sich darin befand, aber er konnte es sich denken.

„Zwanzig Jahre musste ich wie ein Niemand in dieser Stadt leben“, sagte Manuel, „aber jetzt findet endlich alles seine Ordnung.“

In leicht drohendem Ton mahnte Shahkulu: „Vergesst nicht, wer Euch geholfen hat, wenn Rang und Ruf der Familie Palaiologos wiederhergestellt sind!“

Manuel sah ihn scharf an. Seine kleinen Augen glitzerten kalt zwischen den Falten seines Gesichts. „Natürlich nicht, mein Freund! Nicht einmal im Traum würde ich daran denken, einen Mann mit Eurem

Einfluss zu hintergehen. Aber Ihr müsst Geduld haben. Auch *Nova Roma* wurde nicht an einem Tag erbaut!“

Shahkulu grunzte nichtssagend, und Manuel wandte sich an den Hauptmann seiner Eskorte. „Ich bin zufrieden. Bringt mich zu meinem Schiff!“

„Folgt mir! Es führt ein Gang zum Westtor, der es uns erlaubt, den Kampf zu umgehen“, erklärte der Hauptmann.

„Ich hoffe und erwarte, dass Ihr diese Situation bald unter Kontrolle bekommt.“

„Dafür wird bereits gesorgt, Prinz.“

„Wenn auch nur ein Gegenstand hier Schaden nimmt, behalte ich das Geld. Das könnt Ihr Tarik ausrichten.“

Ezio schaute ihn nach. Als er sicher sein konnte, dass er allein war, stieg er in den Raum hinunter und nahm die Kisten selbst schnell in Augenschein.

Gewehre. Hundert Stück oder mehr.

„*Merda!*“, fluchte Ezio.

Ein metallenes Klirren riss ihn aus seinen Gedanken, gewiss das Westtor, das nach Manuels Abgang zugeschlagen war. Doch sofort darauf hörte er sich nähernde schwere Schritte. Das mussten die Janitscharen sein, die zurückkamen, um die geöffneten Kisten wieder zu verschließen. Ezio drückte sich gegen die Wand, und als die Soldaten eintraten, machte er sie nieder. Fünf an der Zahl. Hätten sie gleichzeitig hereinkommen können anstatt einer nach dem anderen, wäre die Sache sicher anders ausgegangen. Aber der schmale Gang hatte sich für ihn als Vorteil erwiesen.

Er ging den Weg, den er gekommen war, zurück. Auf dem Haupthof war der Kampf vorbei, übrig geblieben war das übliche schußliche Bild, das sich stets nach einer

Schlacht bot. Langsam ging Ezio vorbei an einem Meer aus Leibern, von denen die meisten reglos dalagen und nur einige sich noch in letzten Qualen wandten. Zu hören waren nur das Wehklagen der Frauen, die neben den Gefallenen knieten, und der schneidende Wind, der durch die klaffende Toröffnung hereinpiff.

Mit gesenktem Kopf ließ Ezio diesen Ort hinter sich. Der Preis für die Informationen, die er gewonnen hatte, war in der Tat sehr hoch ausgefallen.

Es war höchste Zeit, zu Sofias Buchladen zurückzukehren. Er eilte geradewegs dorthin.

Der Laden war noch geöffnet und hell erleuchtet. Als sie Ezio hereinkommen sah, nahm Sofia ihre Augengläser ab und stand auf von ihrem Platz im hinteren Raum, wo sie auf einem Tisch die Karte, die er im Versunkenen Palast gefunden hatte, inmitten mehrerer aufgeschlagener Bücher ausgebreitet hatte.

„*Salute*“, begrüßte sie ihn, schloss die Tür hinter ihm und zog die Jalousien herunter. „Es ist Zeit, dass ich für heute zusperre. Zwei Kunden am ganzen Nachmittag. Es lohnt sich nicht, fürs Abendgeschäft offen zu

lassen.“ Dann bemerkte sie den Ausdruck in Ezios Gesicht und führte ihn zu einem Stuhl, auf dem er sich schwer niederließ. Sie holte ihm ein Glas Wein.

„*Grazie!*“, sagte er dankbar. Er war froh, dass sie ihn nicht gleich mit Fragen bestürmte.

„Ich bin zwei weiteren Büchern dicht auf der Spur. Eines müsste in der Nähe des Topkapi-Serails zu finden sein, das andere im Bayezid-Viertel.“

„Lasst es uns zuerst im Bayezid-Viertel versuchen. Die Spur in den Topkapi-Palast wird sich als Sackgasse erweisen. Dort haben die Templer den Schlüssel gefunden, der jetzt in ihrem Besitz ist.“

„Ah, verstehe, *si*. Sie müssen ihn zufällig oder mithilfe anderer Mittel als den unseren entdeckt haben.“

„Sie hatten Niccolòs Buch.“

„Dann müssen wir der Muttergottes danken, dass Ihr es ihnen abgenommen habt, ehe sie es weiter verwenden konnten.“

Sie kehrte an den Tisch zurück, setzte sich wieder und schrieb weiter. Ezio lehnte sich vor, holte das Exemplar des Buches von Empedokles hervor und legte es neben ihr auf den Tisch. Der zweite Schlüssel, den er gefunden hatte, hatte sich bereits zum ersten gesellt und befand sich unter wachsamer Aufsicht im Hauptquartier der Assassinen in Galata.

„Was haltet Ihr davon?“, fragte er.

Sie nahm das Buch vorsichtig auf und drehte es ehrfürchtig in den Händen, die zierlich, aber nicht knochig waren, und ihre Finger waren lang und schlank.

Ihr Mund klappte staunend auf. „Oh, Ezio! *È incredibile!*“

„Ist es wertvoll?“

„Eine Ausgabe von *Über die Natur*, in diesem Zustand? In der originalen koptischen Bindung? Das ist fantastisch!“ Sie schlug das Buch behutsam auf. Die verschlüsselte Karte darin leuchtete nicht mehr. Mehr noch, Ezio musste feststellen, dass sie gar nicht mehr zu sehen war.

„Erstaunlich. Das muss eine aus dem dritten Jahrhundert stammende Abschrift des Originals sein“, sagte Sofia voller Begeisterung. „Ich glaube nicht, dass es noch ein weiteres solches Exemplar gibt.“

Ezios Blick schweifte derweil rastlos durch den Raum. Irgendetwas hatte sich verändert, und er konnte noch nicht sagen, was es war. Bis sein Blick schließlich auf einem mit Brettern zugenagelten Fenster zur Ruhe kam. Im Rahmen steckte kein Glas mehr.

„Sofia“, sagte er besorgt, „was ist da geschehen?“

Ihr Ton wurde gereizt, dennoch überwog nach wie vor die Erregung. „Ach, das passiert ein- oder zweimal im Jahr. Da versucht jemand einzubrechen, weil er glaubt, er könnte hier Geld finden.“ Sie verstummte kurz. „Normalerweise habe ich nicht viel da, aber diesmal hatten die Einbrecher Glück. Sie konnten mit einem ziemlich wertvollen Gemälde entkommen. Es ist noch keine drei Stunden her, ich hatte den Laden nur kurz verlassen.“ Sie blickte traurig drein. „Es war ein sehr schönes Porträt von mir. Es wird mir fehlen, und das nicht nur seines Wertes wegen. Aber *dafür*“, fügte sie hinzu und tippte auf den Empedokles, „werde ich ganz bestimmt ein sehr sicheres Plätzchen finden.“

Ezio argwöhnte immer noch, dass hinter dem Diebstahl des Bildes mehr stecken könnte, als es den Anschein hatte. Er streifte

durch den Raum und suchte nach irgendwelchen Hinweisen, die zu finden sein mochten. Dann fasste er einen Entschluss. Er hatte sich fürs Erste genug ausgeruht, und er war dieser Frau einen Gefallen schuldig. Aber das war nicht alles. Er *wollte* für sie tun, was immer er konnte.

„Ihr arbeitet weiter“, sagte er, „und ich werde Euer Gemälde für Euch finden.“

„Ezio, der Dieb könnte jetzt schon wer weiß wo sein.“

„Wenn der Dieb eingebrochen ist, um Geld zu stehlen, jedoch keines gefunden und stattdessen das Bild mitgenommen hat, dann müsste er sich noch in diesem Viertel aufhalten, ganz in der Nähe, weil er es dringend verschachern will.“

Sofia überlegte. „Es gibt hier in der Nähe ein paar Straßen, in der einige Kunsthändler ihre Geschäfte haben.“

Ezio war schon auf halbem Weg zur Tür.

„Wartet!“, rief sie ihm nach. „Ich habe in der Gegend ein paar Besorgungen zu erledigen. Ich zeige Euch den Weg.“

Er wartete, während sie das Buch sorgsam in eine eisenbeschlagene Truhe einschloss, die am Fuß einer Wand stand, dann folgte er ihr aus dem Laden hinaus. Sie sperrte die Tür hinter ihnen ab.

„Da entlang“, sagte sie. „An der ersten Ecke trennen sich unsere Wege zwar schon wieder. Aber ich zeige Euch von dort aus die Richtung, in die Ihr euch wenden müsst.“

Schweigend gingen sie weiter. Nach ein paar Dutzend Metern kamen sie an eine Kreuzung. Sofia blieb stehen.

„Da runter“, sagte sie und zeigte in die Richtung, die sie meinte. Dann sah sie Ezio an. In ihren klaren Augen war etwas, von

dem er hoffte, dass es nicht nur seiner Einbildung entsprang.

„Wenn Ihr in den nächsten zwei Stunden fündig werdet, treffen wir uns am Valens-Aquädukt“, sagte sie. „Dort findet ein Büchermarkt statt, den ich aufsuchen muss, aber ich würde mich sehr freuen, Euch dort zu sehen.“

„Ich werde mein Bestes tun.“

Sie sah ihn abermals an, dann wandte sie den Blick rasch ab.

„Das weiß ich“, sagte sie. „Danke, Ezio!“

Das Viertel der Bilderhändler war nicht schwer zu finden – zwei schmale Straßen, die parallel zueinander verliefen, und die kleinen Läden glommen im Lampenlicht, das die Schätze beschien, die sie bargen.

Ezio ging langsam von einem zum anderen, doch sein Augenmerk galt mehr den Leuten, die sich die zum Verkauf stehenden Kunstgegenstände ansahen, als den Objekten als solchen. Schon bald fiel ihm ein verschlagen wirkender Kerl in bunter Kleidung auf, der aus einer der Galerien kam und ganz darin vertieft war, Münzen aus einem Lederbeutel zu zählen. Ezio trat auf ihn zu. Der Mann nahm sogleich eine abwehrende Haltung ein.

„Was wollt Ihr?“, fragte er nervös.

„Ihr habt gerade etwas verkauft, nicht wahr?“

Der Mann straffte sich. „Ich wüsste nicht, was Euch das angeht ...“

„Das Porträt einer Dame?“

Der Mann schlug nach Ezio und wollte davonlaufen, doch Ezio war ein bisschen zu schnell für ihn. Er stellte ihm ein Bein, und der Mann schlug der Länge nach hin. Münzen rollten klimpernd über das Straßenpflaster.

„Hebt sie auf und gebt sie her!“, verlangte Ezio.

„Ich habe nichts getan“, knurrte der Mann, gehorchte aber trotzdem. „Ihr könnt mir gar nichts beweisen!“

„Das brauche ich auch nicht“, erwiderte Ezio. „Ich werde Euch einfach verprügeln, bis Ihr redet.“

Der Ton des Mannes schlug ins Weinerliche um. „Ich habe dieses Gemälde gefunden. Das heißt, jemand hat es mir gegeben.“

Ezio versetzte ihm einen Schlag. „Überlegt Euch, was Ihr sagt, bevor Ihr mir ins Gesicht lügt.“

„Gott, steh mir bei!“, heulte der Mann.

„Er hat Besseres zu tun, als Eure Gebete zu erhören.“

Der Dieb las die letzten Münzen auf und reichte den vollen Beutel Ezio, der den Kerl auf die Beine zerrte und gegen die nächste Wand drückte. „Es ist mir einerlei, wie Ihr an das Gemälde gekommen seid“, erklärte er. „Sagt mir einfach nur, wo es ist!“

„Ich habe es hier an einen der Händler verkauft. Für lausige zweihundert *akçe*.“ Die Stimme des Mannes brach, als er auf den Laden zeigte. „Wovon soll ich jetzt leben?“

„Das nächste Mal überlegt Ihr Euch eine nettere Art, ein *canaglia* zu sein.“

Ezio ließ den Mann gehen, und der hastete fluchend die Straße hinunter. Ezio schaute ihm noch kurz nach, dann machte er sich auf den Weg zu der Galerie.

Er schaute sich gründlich um unter den zum Verkauf stehenden Bildern und Skulpturen. Was er suchte, war nicht schwer zu finden, weil der Galeriebesitzer das Bild gerade erst aufgehängt hatte. Es war kein großes Gemälde, aber es war wunderschön – Kopf und Schultern, ein Dreiviertelporträt von Sofia, als sie noch ein paar Jahre jünger gewesen war, das Haar lockig, um den Hals eine Kette aus Jett und Diamanten, an der linken Schulter ihres bronzefarbenen Satinkleids eine schwarze Schleife. Ezio vermutete, dass es für die Familie Sartor gemalt

worden war, als Meister Dürer kurzzeitig in Venedig residiert hatte.

Der Galeriebesitzer sah, dass er das Bild bewunderte, und trat zu ihm. „Dieses Werk steht natürlich zum Verkauf, wenn es Euch gefällt.“ Er wich etwas zurück und bewunderte zusammen mit seinem potenziellen Kunden den Schatz. „Ein brillantes Porträt. Seht nur, wie lebendig sie wirkt. Ihre Schönheit strahlt dem Betrachter förmlich entgegen!“

„Wie viel wollt Ihr dafür haben?“

Der Galeriebesitzer sumnte vor sich hin und räusperte sich. „Es ist schwer, einen Preis für etwas zu benennen, das eigentlich unbezahlbar ist, nicht wahr?“ Er hielt inne. „Aber ich sehe, dass Ihr ein Kenner seid. Sagen wir ... fünfhundert?“

„Ihr habt zweihundert dafür bezahlt.“

Der Mann hob bestürzt die Hände. „*Efendim!* Als ob ich einen Mann wie Euch derart übervorteilen würde! Und woher wisst Ihr das überhaupt?“

„Ich habe gerade mit dem Verkäufer geplaudert. Vor nicht einmal fünf Minuten.“

Der Galeriebesitzer sah offenbar ein, dass Ezio kein Mann war, der mit sich spaßen ließ. „Ah! Ich verstehe. Aber mir entstehen natürlich Unkosten, wisst Ihr?“

„Ihr habt das Bild gerade erst aufgehängt. Ich habe Euch dabei zugesehen.“

Der Galeriebesitzer schaute betrübt drein. „Na gut ... vierhundert?“

Ezio musterte ihn finster.

„Dreihundert? Zweihundertfünfzig?“

Ezio drückte ihm den Geldbeutel in die Hand. „Zweihundert. Bitte sehr! Ihr könnt nachzählen, wenn Ihr wollt.“

„Ich muss es noch einpacken.“

„Ich hoffe, dafür verlangt Ihr nichts extra.“

Halblaut vor sich hin schimpfend nahm der Mann das Bild von der Wand und schlug es vorsichtig in Baumwollstoff ein, den er von einer Rolle neben dem Verkaufstresen abriß. Dann reichte er es Ezio. „Es war mir eine Freude, Geschäfte mit Euch zu machen“, sagte er säuerlich.

„Seid nächstes Mal nicht so gierig, wenn Euch wieder einmal Diebesgut angeboten wird“, sagte Ezio. „Ein anderer Kunde hätte Euch vielleicht nach der Herkunft eines so herausragenden Gemäldes gefragt. Zu Eurem Glück bin ich jedoch bereit, darüber hinwegzusehen.“

„Und warum, wenn die Frage gestattet ist?“

„Ich bin ein Freund der Dame auf dem Gemälde.“

Verblüfft geleitete der Galeriebesitzer ihn hinaus, so eilig, wie es die Höflichkeit gerade noch zuließ.

„Es war mir ebenfalls eine Freude, Geschäfte mit Euch zu machen“, sagte Ezio trocken, als er sich in der Tür noch einmal umdrehte.

Es war ihm nicht möglich, sich noch am gleichen Abend mit Sofia zu treffen. Deshalb sandte er ihr eine Nachricht, in der er ihr ein Treffen am nächsten Tag in der Bayezid-Moschee vorschlug, wo er ihr das Bild zurückgeben wollte.

Als er eintraf, wartete sie schon auf ihn. Im Sonnenlicht fand er sie so schön, dass ihr das Porträt kaum gerecht wurde.

„Die Ähnlichkeit ist verblüffend, findet Ihr nicht?“, fragte sie, als er das Bild ausgepackt hatte und es ihr reichte.

„Ich bevorzuge das Original.“

Sie knuffte ihn spielerisch mit dem Ellbogen. „Buffone“, sagte sie. Dann gingen sie los. „Dieses Bild war ein Geschenk meines

Vaters zu meinem achtundzwanzigsten Geburtstag. Wir waren damals gerade in Venedig.“ Schweigend hing sie der Erinnerung nach. „Ich musste *Messer* Dürer eine ganze Woche lang Modell sitzen. Könnt Ihr Euch das vorstellen? Ich und sieben Tage lang still sitzen? Nichts tun?“

„Schwerlich.“

„*Una tortura!*“

Sie blieben vor einer Bank in der Nähe stehen. Sofia setzte sich. Ezio musste sich ein Lachen verkneifen, als er sich vorstellte, wie sie posierte und die ganze Zeit über versuchen musste, sich nicht zu rühren. Aber das Resultat war die Mühe wert gewesen – auch wenn er *wirklich* das Original bevorzugte.

Das Lachen erstarb ihm auf den Lippen, als sie ein Stück Papier hervorholte. Seine

Miene wurde schlagartig ernst, genau wie ihre.

„Eine gute Nachricht“, sagte sie. „Ich habe ein weiteres Versteck eines der Bücher gefunden. Es ist auch gar nicht weit von hier.“

Sie reichte ihm das zusammengefaltete Blatt.

„*Grazie!*“, sagte er. Die Frau war ein Genie. Er nickte ihr zu und wandte sich zum Gehen, doch sie hielt ihn mit einer Frage zurück.

„Ezio ... worum geht es bei der ganzen Sache? Ihr seid kein Gelehrter, zumindest das liegt auf der Hand.“ Sie blickte auf sein Schwert. „Aber fasst das bitte nicht als Beleidigung auf!“ Sie verstummte kurz. „Arbeitet Ihr für die Kirche?“

Ezio lachte belustigt auf. „Für die Kirche nicht, nein. Aber ein Lehrer bin ich ... gewissermaßen jedenfalls.“

„Aber was seid Ihr wirklich?“

„Eines Tages werde ich es Euch erklären, Sofia. Wenn ich kann.“

Sie nickte, zwar enttäuscht, aber keineswegs – wie ihr anzusehen war – niedergeschlagen. Sie war klug genug, um zu warten, bis die rechte Zeit kam.

Der entschlüsselte Code führte Ezio zu einem alten Gebäude, das kaum drei Straßen entfernt und mitten im Bayezid-Viertel lag. Früher einmal musste es als Lagerhaus genutzt worden sein, inzwischen hatte man es aufgegeben, verriegelt und verrammelt, doch als er es probierte, ließ die Tür sich öffnen. Er schaute in beide Richtungen die Straße hinauf und hinunter und hielt nach osmanischen Wachen oder Janitscharen Ausschau, und als er sich in Sicherheit wähnte, trat er vorsichtig ein.

Er folgte den Anweisungen auf dem Papier, das er in der Hand hielt, und stieg die Treppe in den ersten Stock hinauf. Dort ging er einen Gang hinunter, an dessen Ende er

einen kleinen Raum fand, ein Büro, in dem alles unter einer Staubschicht lag. Die Regale waren jedoch noch immer mit Bestandsbüchern gefüllt, und auf dem Schreibtisch lagen Schreibgerät und Brieföffner. Er nahm den Raum sorgfältig in Augenschein, fand jedoch zunächst keinen Hinweis auf das was, wonach er suchte, bis sein scharfer Blick eine Unregelmäßigkeit in den Fliesen rings um den Kamin ausmachte.

Er untersuchte die Stelle vorsichtig mit tastenden Fingern und stellte fest, dass sich eine der Fliesen unter seiner Berührung bewegte. Mit dem Brieföffner vom Schreibtisch löste er sie aus dem Verbund. Dabei horchte er unentwegt, ob er von unten irgendwelche Geräusche einer Bewegung vernahm, obwohl er sicher war, dass ihn beim Betreten des Gebäudes niemand gesehen hatte. Die Fliese ließ sich rasch herausheben. Dahinter kam

eine Holzplatte zum Vorschein. Er entfernte auch diese, und im schwachen Licht sah er dahinter ein Buch, das er behutsam herausnahm. Es war ein kleines und sehr altes Buch. Er las den Titel, der auf dem Buchrücken stand. Es handelte sich um eine Ausgabe von Äsops Fabeln, die Sokrates in Reimform gebracht hatte, während er im Gefängnis saß.

Er blies den Staub von dem Band und schlug erwartungsvoll die erste Seite auf. Dort fand er, wie erhofft, eine Karte von Konstantinopel. Er studierte sie sorgsam und konzentrierte sich geduldig. Und als die Seite in einem überirdischen Licht erglühte, konnte er sehen, dass der Galata-Turm darauf markiert war. Behutsam verstaute er das Buch in seiner Gürteltasche, dann verließ er das Gebäude, ging in nördlicher Richtung durch die Stadt und nahm die Fähre übers

Goldene Horn bis zu einem Kai unweit des Turms.

Er musste all seine Kunst, sich quasi unsichtbar zu machen, aufwenden, um an den Wachen vorbeizukommen, aber sobald er sich im Turm befand, führte ihn das Buch eine steinerne Wendeltreppe hinauf bis zu einem zwischen zwei Etagen liegenden Absatz. Außer den kahlen Steinmauern schien es hier nichts zu geben. Ezio warf einen weiteren prüfenden Blick in das Buch und vergewisserte sich, dass er am richtigen Ort war. Mit den Händen tastete er die Wände ab, suchte nach einem verdächtigen Spalt, der auf eine verborgene Öffnung oder dergleichen hindeuten mochte, und horchte beim leisesten Geräusch auf der Treppe angespannt, aber es kam niemand. Schließlich fand er eine Lücke im Mauerwerk, die nicht mit Mörtel gefüllt war. Er folgte ihr mit den

Fingern und entdeckte eine sehr schmale Geheimtür.

Er suchte noch ein wenig weiter und drückte sanft gegen die Steine ringsum, bis er etwa einen Meter über dem Boden einen fand, der leicht nachgab und die Tür aufschwingen ließ. Dahinter befand sich, tief in der Turmmauer, ein Raum, der so klein war, dass man ihn kaum betreten konnte. Darin lag auf einem schmalen Pfeiler ein weiterer runder Steinschlüssel – Ezios dritter. Er zwängte sich in den Raum, um den Schlüssel zu bergen, der sogleich zu leuchten anfang. Das Licht wurde rasch heller, strahlender. Im gleichen Zuge schien der Raum größer zu werden, und Ezio fühlte sich fortgetragen, in eine andere Zeit, an einen anderen Ort.

Als das Licht zu normaler Helligkeit wurde, wie Sonnenschein, sah Ezio wieder Masyaf vor sich. Er spürte, dass viele Jahre

vergangen waren, hatte jedoch keine Ahnung, ob er nur träumte oder nicht. Es schien ein Traum zu sein, obwohl er selbst nicht darin vorkam – und doch war er irgendwie darin verwickelt. Und mochte er auch das Gefühl haben, einen Traum zu erleben, rief die Erfahrung auf eine Weise, die Ezio nicht beschreiben konnte, doch auch den Eindruck wach, eine Erinnerung zu sein.

Körperlos, eins mit der Szene, die sich ihm präsentierte, und doch nicht Teil davon, schaute er und wartete ... Und da war er wieder, der junge Mann in Weiß. Nur war er jetzt nicht mehr jung. Es mussten Jahrzehnte vergangen sein.

Und die Miene des Mannes war sorgenvoll

...

Nach langen Reisen durch den Osten war Ezio zum Sitz des Assassinenordens zurückgekehrt. Man schrieb das Jahr 1228. Altaïr, inzwischen dreiundsechzig Jahre alt, aber immer noch ein schlanker, vitaler Mann, saß vor einem Haus des Dorfes auf einer Bank und dachte nach. Unglück war ihm nicht fremd, und einmal mehr schien eine Katastrophe zu drohen. Aber er hatte das wunderbare und schreckliche Artefakt in all der Zeit sicher gehütet. Wie lange würde er dazu noch die Kraft haben? Wie lange noch würde sein Rücken den Schlägen standhalten, die das Schicksal auf ihn niedergehen ließ?

Er wurde in seinen Überlegungen gestört – und die Störung kam ihm keineswegs

ungelegen – vom Erscheinen seiner Frau, Maria Thorpe, der Engländerin, die einst – vor langer Zeit – sein Feind gewesen war, eine Frau, die zum Orden der Templer hatte gehören wollen. Doch Zeit und Zufall hatten all das geändert. Und nun waren sie nach langer Abwesenheit nach Masyaf zurückgekehrt und stellten sich gemeinsam dem Schicksal.

Sie spürte seine gedrückte Stimmung und setzte sich neben ihn auf die Bank. Er erzählte ihr die Neuigkeiten.

„Die Templer haben ihr Archiv auf Zypern zurückerobert. Abbas Sofian hat keine Verstärkung geschickt, um die Verteidiger zu unterstützen. Es war ein Massaker.“

Marias Lippen öffneten sich vor Überraschung und Schrecken. „Wie konnte Gott das zulassen?“

„Maria, hör mir zu! Als wir Masyaf vor zehn Jahren verließen, war unser Orden noch stark. Aber seitdem wurde all unser Fortschritt, alles, was wir aufgebaut haben, ungeschehen gemacht und niedergerissen.“

Ihr Gesicht war eine Maske stummen Zornes. „Dafür wird Abbas sich verantworten müssen.“

„Verantworten? Vor wem?“, erwiderte Altaïr wütend. „Die Assassinen gehorchen nur noch *seinem* Befehl.“

Sie legte ihm eine Hand auf den Arm. „Widersetze dich deinem Wunsch nach Rache, Altaïr! Wenn es stimmt, was du sagst, werden sie ihren Irrtum einsehen.“

„Abbas hat unseren jüngsten Sohn hingerichtet, Maria! Er verdient den Tod!“

„Ja. Aber wenn du die Bruderschaft nicht auf ehrenhaftem Weg zurückgewinnen kannst, wird ihr Fundament zerfallen.“

Altäir antwortete nicht gleich, sondern saß nur finster vor sich hin brütend da. Als er schließlich den Kopf hob, hatte sich seine Miene jedoch aufgehellt.

„Du hast recht, Maria“, sagte er ruhig. „Vor dreißig Jahren ließ ich die Leidenschaft über meine Vernunft siegen. Ich war dickköpfig und ehrgeizig, und damit verursachte ich eine Kluft innerhalb der Bruderschaft, die sich nie wieder ganz geschlossen hat.“

Er stand auf, und Maria erhob sich mit ihm. Langsam und ins Gespräch vertieft gingen sie durch das staubige Dorf.

„Wähle vernünftige Worte, Altäir, und vernünftige Menschen werden dir zuhören“, ermutigte sie ihn.

„Ein paar vielleicht. Aber nicht Abbas.“ Altäir schüttelte den Kopf. „Ich hätte ihn vor dreißig Jahren verbannen sollen, als er den Apfel stehlen wollte.“

„Aber du hast dir den Respekt der anderen Assassinen verdient, weil du dich gnädig gezeigt hast – du hast ihm erlaubt zu bleiben, Liebster.“

Er lächelte. „Woher weißt du das alles? Du warst doch gar nicht dabei.“

Sie erwiderte sein Lächeln. „Ich habe einen Meister im Geschichtenerzählen geheiratet“, antwortete sie leichthin.

Vor ihnen ragte die gewaltige Burg auf. Ein Hauch von Verwahrlosung ging davon aus, oder mehr noch – Trostlosigkeit.

„Sieh nur hin,, grollte Altaïr. „Masyaf ist nur noch ein Schatten seiner selbst.“

„Wir waren lange fort“, erinnerte Maria ihn sanft.

„Aber wir hatten uns nicht verkrochen“, erwiderte er gereizt. „Die Gefahr durch die Mongolen, der Sturm aus dem Osten, die Horden des Dschingis Khan verlangten nach

unserer Aufmerksamkeit, und wir ritten ihnen entgegen. Welcher Mann hier kann dasselbe von sich behaupten?“

Sie gingen weiter. Nach einer Weile brach Maria ihrer beider Schweigen, indem sie fragte: „Wo ist unser ältester Sohn? Weiß Darim, dass sein Bruder tot ist?“

„Ich habe Darim vor vier Tagen eine Nachricht geschickt. Wenn wir Glück haben, hat er sie inzwischen erhalten.“

„Dann sehen wir ihn vielleicht bald wieder.“

„So Gott will.“ Altaïr schwieg. „Weißt du, wenn ich an Abbas denke, tut er mir beinahe leid. Sein Groll gegen uns lastet wie ein schwerer Umhang auf seinen Schultern.“

„Seine Wunde ist tief, Liebster. Vielleicht ... vielleicht hilft es ihm, die Wahrheit zu hören.“

Doch Altaïr schüttelte den Kopf. „Sie wird nichts ändern, nicht für ihn. Für ein verwundetes Herz ist die Weisheit nur eine Messerspitze.“ Er verstummte wieder und ließ den Blick in die Runde schweifen, über die wenigen Dorfbewohner, die an ihnen vorbeigingen, die Augen entweder gesenkt oder abgewandt. „Wenn ich durch dieses Dorf gehe, spüre ich große Angst in den Menschen, aber keine Liebe.“

„Abbas hat diesen Ort geschliffen und aller Freude beraubt.“

Altaïr blieb stehen und sah seine Frau mit ernster Miene an. Sein Blick tastete über ihr Gesicht, das inzwischen Falten zeigte, aber immer noch schön war, ihre Augen waren klar, obwohl er sich der Vorstellung hingab, darin alles zu sehen, was sie zusammen durchgemacht hatten.

„Vielleicht laufen wir in unser Verderben, Maria“, gab er zu bedenken.

Sie nahm seine Hand. „Vielleicht. Aber wir tun es gemeinsam.“

Maria und Altaïr hatten die Ausläufer der Burg erreicht und trafen auf Assassinen, Angehörige der Bruderschaft, die sie kannten. Aber die Begegnungen waren alles andere als freundlich. Als einer auf sie zukam und Anstalten machte, an ihnen vorbeizugehen, ohne sie zur Kenntnis zu nehmen, hielt Altaïr ihn an.

„Bruder! Sprich kurz mit uns!“

Unwillig drehte sich der Assassine um. Seine Miene war finster. „Weshalb sollte ich mit Euch sprechen? Auf dass Ihr meinen Geist mit Eurem teuflischen Artefakt verdrehen könnt?“

Damit eilte er davon. Mehr wollte er nicht sagen.

Ein anderer Assassine kam des Weges. Aber auch er wollte, wie leicht zu sehen war, jeglichen Kontakt zum früheren Mentor und dessen Frau vermeiden.

„Geht es Euch gut, Bruder?“, fragte Altaïr und trat auf ihn zu. Sein Ton hatte etwas Herausforderndes.

„Wer will das wissen?“, entgegnete der andere rüde.

„Erkennt Ihr mich nicht? Ich bin Altaïr.“

Er musterte ihn ruhig. „Dieser Name klingt nur noch hohl und leer, und Ihr seid ein Niemand, nichts weiter. Der Wind könnte mir mehr erzählen als Ihr.“

Sie gingen weiter und erreichten unangefochten die Burggärten. Dort angelangt, begriffen sie, warum man sie so weit kommen ließ, denn plötzlich waren sie umzingelt von dunkel gekleideten Assassinen, die Abbas, der das Amt des Mentors widerrechtlich an

sich gerissen hatte, treu ergeben waren. Die Männer waren bereit, jederzeit zuzuschlagen. Auf einem Wehrgang über ihnen erschienen sodann Abbas selbst und grinste höhnisch auf sie herab.

„Lasst sie reden!“, befahl er mit gebieterischer Stimme. Zu Altaïr und Maria sagte er: „Warum seid Ihr hergekommen? Warum seid Ihr zurückgekehrt an diesen Ort, wo Ihr nicht willkommen seid? Um ihn noch mehr zu besudeln?“

„Wir suchen nach der Wahrheit über den Tod unseres Sohnes“, erwiderte Altaïr mit ruhiger, klarer Stimme. „Warum wurde Sef umgebracht?“

„Sucht Ihr wirklich nach der Wahrheit oder nach einer Rechtfertigung, um Rache zu üben?“, entgegnete Abbas.

„Wenn uns die Wahrheit eine solche Rechtfertigung liefert, werden wir entsprechend handeln“, gab Maria zurück.

Diese Antwort ließ Abbas innehalten, doch nach einem Moment des Überlegens sagte er in leiserem Ton: „Gib den Apfel heraus, Altaïr, und ich werde dir verraten, warum dein Sohn zu Tode kam.“

Altaïr nickte wie unter einer inneren Einsicht und drehte sich um, bereit, das Wort an die versammelte Bruderschaft der Assassinen zu richten. „Die Wahrheit ist also schon ans Licht gekommen! Abbas will den Apfel für sich selbst. Nicht, um Euer Denken zu öffnen, sondern um es zu kontrollieren!“

Abbas Erwiderung erfolgte schnell. „Du hast dieses Artefakt seit dreißig Jahren in deinem Besitz, Altaïr, suhlst dich in seiner Macht und horest seine Geheimnisse. Es hat dich verdorben!“

Altaïr ließ den Blick über das Meer von Gesichtern ringsum schweifen. In den meisten davon las er Ablehnung, einige – wenige – zeigten Anzeichen von Zweifel. Seine Gedanken rasten. Er fasste einen Plan.

„Nun gut, Abbas“, sagte er. „Nimm ihn!“

Und damit holte er den Apfel aus der Tasche, die er an der Hüfte trug, und hielt ihn in die Höhe.

„Was ...?“, entfuhr es Maria bestürzt.

Abbas' Augen blitzten beim Anblick des Apfels auf, aber er zögerte, ehe er seinem Leibwächter ein Zeichen gab, zu Altaïr zu gehen und ihm das Artefakt aus der hageren Hand zu nehmen.

Der Leibwächter kam näher. Als er neben Altaïr stand, schien er wie von einem Dämon besessen – mit einem amüsierten Ausdruck im Gesicht beugte er sich vor und flüsterte dem ehemaligen Mentor ins Ohr: „Ich war

es, der Euren Sohn Sef hingerichtet hat. Und bevor ich ihn umbrachte, sagte ich ihm, dass Ihr es wart, der seinen Tod befahl.“

Das Aufblitzen in Altaïrs Augen sah er nicht. Er ritt sich nur noch tiefer hinein, selbstzufrieden und mit kaum unterdrücktem Lachen. „Sef starb in dem Glauben, dass Ihr ihn gehasst habt.“

Da wandte sich Altaïr ihm mit loderndem Blick zu. Der Apfel in seiner Hand explodierte wie im Licht eines vergehenden Sterns.

„Ahhhhh!“, schrie der Leibwächter schmerzerfüllt auf. Sein ganzer Körper zuckte unkontrolliert. Mit den Händen griff er sich an den Kopf, seine Finger schienen sich in seine Schläfen graben zu wollen. Es sah aus, als wollte er sich den Schädel von den Schultern reißen, um der Qual ein Ende zu machen.

„Altaïr!“, schrie Maria.

Aber Altaïr hörte sie gar nicht. Seine Augen waren schwarz vor Zorn. Von einer unsichtbaren Macht getrieben, zog der Leibwächter – sichtlich wider Willen – ein langes Messer aus seinem Gürtel und riss es mit zitternden Händen, die sich der Kraft, die sie zu ihrem Tun zwang, widersetzen wollten, in die Höhe, bereit, es sich selbst in die Kehle zu stoßen.

Maria packte den Arm ihres Mannes, schüttelte ihn und schrie abermals: „Altaïr! Nein!“

Endlich zeigten ihre Worte Wirkung. Im nächsten Augenblick befreite sich Altaïr, sichtlich erschüttert, aus der Trance, die ihn befallen hatte. Seine Augen wurden wieder normal, das Licht zog sich in den Apfel zurück, der dunkel und stumpf wurde und untätig in seiner Hand lag.

Der Leibwächter jedoch, erlöst vom Zwang der Macht, die ihn in ihrem Griff gehalten hatte, schüttelte sich wie ein nasser Hund, sah sich mit vor Wut und Angst glitzernden Augen um und stürzte sich dann, einen schrecklichen Fluch auf den Lippen, auf Maria und stieß ihr sein Messer tief in den Rücken. Er ließ es stecken und wich zurück. Über Marias Lippen kam ein schwacher Aufschrei. Sämtliche Assassinen standen da wie zu Stein erstarrt. Selbst Abbas schwieg mit offenem Mund.

Nur Altaïr rührte sich. Für den Leibwächter hatte es den Anschein, als löste der einstige Mentor seine verborgene Klinge unendlich langsam aus. Die Klinge fuhr mit einem Klicken hervor, und dieser Ton klang so laut, als platzte ein Fels unter der Sonnenhitze. Der Leibwächter sah die Klinge auf sich, auf sein Gesicht zukommen, er sah, wie sie sich

Zentimeter um Zentimeter näherte, Sekunde um Sekunde, wie ihm vorkam. Doch dann schien die Zeit plötzlich wieder zu greifen, und die Klinge schoss nun auf ihn zu und bohrte sich mit grauenhafter Wucht zwischen seine Augen und spaltete ihm das Gesicht. In seinem Kopf schien etwas zu explodieren, dann ... nichts mehr.

Altaïr stand eine halbe Sekunde lang reglos da, als der Leibwächter zu Boden fiel. Blut schoss zwischen seinen Augen hervor. Dann fing Altaïr seine Frau auf, als sie zusammenbrach, und er ließ sie sanft auf den Erdboden sinken, der sie schon bald aufnehmen würde. Das war ihm klar. In seinem Herzen wuchs eine Kugel aus Eis heran. Er beugte sich über Maria, und sein Gesicht war dem ihren so nah, dass sie aussahen wie ein Liebespaar, das im Begriff war, sich zu küssen. Eine Stille umfing sie, die sich wie eine Rüstung um sie

legte. Maria versuchte zu sprechen. Er gab sich alle Mühe, sie zu verstehen.

„Altäir. Mein Liebster. Kraft.“

„Maria ...“ Seine Stimme war nicht mehr als ein gequältes Flüstern.

Dann nahm er die Geräusche, den Staub und die Gerüche ringsum wieder wahr, sie durchdrangen die schützende Rüstung, und über allem erklang die schrille Stimme von Abbas: „Er ist besessen! Tötet ihn!“

Altäir stand auf, erhob sich zu voller Größe und wich langsam zurück.

„Nehmt ihm den Apfel ab!“, schrie Abbas.
„Los!“

Altair floh, bevor sie reagieren konnten – floh aus der Burg, durch das klaffende Portal, den Steilhang hinunter und in den kargen Wald, der den Bereich zwischen Festung und Dorf im Norden begrenzte. Und dort, auf einer Lichtung und wie durch ein Wunder, ließ ihn das Zusammentreffen mit einem anderen Mann stehen bleiben, einem Mann, der aussah wie er, nur eine Generation jünger.

„Vater!“, rief der andere. „Ich bin sofort aufgebrochen, als ich Eure Nachricht erhielt. Was ist geschehen? Komme ich zu spät?“

Auf der Burg hinter ihnen wurde Alarm geblasen.

„Darim! Mein Sohn! Du musst umkehren!“

Darim schaute an seinem Vater vorbei. Dort, auf den Kämmen jenseits des Waldes, sah er, wie sich die Assassinen versammelten, bereit, Jagd auf sie zu machen.

„Sind die alle verrückt geworden?“

„Darim, noch habe ich den Apfel. Wir müssen gehen. Abbas darf ihn nicht in die Finger bekommen.“

Darim ließ seinen Rucksack von der Schulter rutschen und entnahm ihm einen Gurt mit Wurfmessern, bevor er ihn zu Boden stellte. „Darin sind noch mehr Messer. Nimm sie dir, wenn du sie brauchst!“

Die Assassinen, die auf Abbas' Seite standen, hatten sie inzwischen entdeckt. Ein paar hielten auf sie zu, andere schwärmten aus, um von links und rechts her anzugreifen.

„Sie versuchen, uns aus dem Hinterhalt zu überfallen“, sagte Altaïr grimmig. „Nimm genug Messer mit! Wir müssen bereit sein.“

Sie drangen tiefer in den Wald vor.

Der Weg war gefährlich. Immer wieder mussten sie in Deckung gehen, wenn sie Gruppen von Assassinen erblickten, die sich vor sie gesetzt hatten oder von der Seite her zu überrumpeln versuchten.

„Bleib bei mir!“, sagte Darim. „Nur gemeinsam haben wir eine Chance.“

„Wir müssen versuchen, einen Bogen zu schlagen. Im Dorf können wir uns Pferde besorgen. Damit können wir es zur Küste schaffen.“

Bislang war Darim zu sehr mit der unmittelbaren Gefahr beschäftigt gewesen, um an etwas anderes zu denken. Jetzt fragte er alldings: „Wo ist Mutter?“

Altäir schüttelte traurig den Kopf. „Sie ist tot, Darim. Es tut mir leid.“

Darim holte tief Luft. „Was? Wie ...?“

„Später. Wir sprechen später darüber. Jetzt müssen wir uns erst einmal in Sicherheit bringen. Wir müssen kämpfen.“

„Aber das sind unsere Brüder. Assassinen wie wir. Es muss doch möglich sein, mit ihnen zu reden ... sie zu überzeugen.“

„Vergiss die Vernunft, Darim! Sie wurden mit Lügen vergiftet.“

Stille senkte sich zwischen sie. Dann fragte Darim: „Hat Abbas meinen Bruder umgebracht?“

„Er hat deinen Bruder umgebracht. Er hat unseren großen Kameraden Malik al-Sayf umgebracht. Und zahllose andere“, antwortete Altäir dumpf.

Darim senkte den Kopf. „Er ist ein Wahnsinniger. Unbarmherzig. Gewissenlos.“

„Ein Wahnsinniger mit einer Armee.“

„Er wird sterben“, sagte Darim kalt. „Eines Tages wird er für alles büßen.“

Sie erreichten die Ausläufer des Dorfes und hatten das Glück, ungehindert zu den Stalungen zu gelangen, obgleich das Dorf von Assassinen wimmelte. Hastig sattelten sie zwei Pferde und saßen auf. Als sie davonritten, konnten sie Abbas' Stimme hören, der auf einem kleinen Turm inmitten des Dorfes stand und wie ein waidwundes Tier brüllte.

„Ich werde den Apfel bekommen, Altaïr! Und ich werde mir deinen Kopf holen, für all die Schande, die du über meine Familie gebracht hast! Du kannst nicht ewig davonlaufen! Nicht vor uns und nicht vor deinen Lügen!“

Altaïr und sein Sohn galoppierten weiter, ohne innezuhalten, und Abbas' Stimme verklang hinter ihnen in der Ferne.

Fünf Meilen weiter zügelten sie ihre Pferde. Noch wurden sie nicht verfolgt. Sie hatten Zeit gewonnen. Doch Darim, der hinter Altaïr ritt, bemerkte, dass sein Vater zusammengesackt im Sattel saß, erschöpft und unter Qualen. Er lenkte sein Pferd neben ihn und blickte Altaïr besorgt ins Gesicht.

Sein Vater saß schwer, mit hochgezogenen Schultern da, den Tränen nahe.

„Maria. Meine Liebste“, hörte Darim ihn flüstern.

„Komm, Vater“, sagte er. „Wir müssen weiterreiten.“

Unter größter Mühe trat Altaïr seinem Pferd in die Flanken und trieb es zum Galopp. Dann jagten Vater und Sohn davon und wurden zu Punkten, die in der unwirtlichen Landschaft verschwanden.

Nachdem er den neuen Schlüssel sicher bei den anderen im Hauptquartier der Assassinen deponiert und Sofia das Exemplar von Sokrates' *Äsop* überbracht hatte, befand Ezio, dass es an der Zeit war, Prinz Suleiman darüber Bericht zu erstatten, was er im Arsenal herausgefunden hatte.

Er hatte eine Ahnung, wo er ihn finden konnte, und machte sich auf den Weg zu einem modernen Park in der Nähe der Bayezid-Moschee, wo Suleiman und sein Onkel Ahmet im Schatten einer orientalischen Platane saßen, deren große Blätter in der Sonne grün zu leuchten schienen. Ein Wächter der Janitscharen behielt in diskretem Abstand die Umgebung im Auge,

derweil sie Schach spielten. Ezio suchte sich einen Platz, von dem aus er sie unbemerkt beobachten konnte. Er wollte mit dem Prinzen allein sprechen. Aber er interessierte sich für Schach – aus den Strategien des Spiels hatte er vieles gelernt, was sich anderweitig anwenden ließ – und verfolgte gespannt den Verlauf der Partie.

Die beiden Spieler schienen einander recht ebenbürtig zu sein. Nach einer Weile reagierte Suleiman, nachdem er über einen Zug seines Onkels nachgedacht hatte, der seinen König in Gefahr brachte, mit einer Rochade.

„Das ist kein erlaubter Zug“, sagte Prinz Ahmet überrascht.

„Das ist eine europäische Variante ... *arrocco*.“

„Das ist interessant, aber doch etwas unfair, wenn man nach anderen Regeln als der Gegner spielt.“

„Wenn Ihr erst Sultan seid, werdet Ihr vielleicht anders darüber denken“, erwiderte Suleiman trocken.

Ahmet blickte drein, als wäre er geohrfeigt worden, sagte jedoch nichts. Suleiman griff nach seinem König. „Soll ich den Zug zurücknehmen?“, fragte er.

Ahmet erhob sich. „Suleiman“, sagte er, „ich weiß, es war schwer für Euch, mit anzusehen, wie Euer Vater und ich uns um Bayezids Thron stritten.“

Der junge Mann hob die Schultern. „Großvater hat Euch erwählt, und sein Wort ist Gesetz ... *kanun*. Was gibt es da zu streiten?“

Prinz Ahmet sah seinen Neffen mit widerwilliger Bewunderung an. „Euer Vater und

ich standen uns einst sehr nahe, aber seine Grausamkeit und sein Ehrgeiz haben ...“

„Ich kenne die Gerüchte, Onkel“, unterbrach ihn Suleiman hitzig.

Beschämt wandte Ahmet den Blick ab und ließ ihn einen Moment lang durch den Park wandern, bevor er ihn wieder auf das Schachbrett richtete. „Nun“, sagte er schließlich, „ich muss zu einer Zusammenkunft mit dem Rat der Wesire. Sollen wir die Partie ein andermal fortsetzen?“

„Wann immer Ihr wollt“, antwortete Suleiman höflich.

Er stand auf und verneigte sich vor seinem Onkel, der die Geste erwiderte und sich dann mit seinem Leibwächter entfernte. Ezio wartete noch kurz und sah zu, wie Suleiman sich wieder setzte und sinnend auf das Schachbrett blickte.

Dann trat er aus seinem Versteck.

Suleiman sah ihn kommen und bedeutete seinen Wachen, den Besucher nicht aufzuhalten.

„Ezio“, sagte er.

Ezio kam gleich zur Sache. „Tarik hat einem hiesigen Geizhals Waffen verkauft. Sein Name ist Manuel Palaiologos.“

Suleimans Miene verfinsterte sich. Er ballte die Faust. „Palaiologos. Ein betrüblicher Klang in meinen Ohren.“ Er erhob sich wieder. „Konstantinos Palaiologos war der letzte byzantinische Kaiser. Wenn dieser Nachkomme von ihm eine Miliz oder dergleichen ausrüstet, wird es Ärger geben, und der wird eskalieren. Und das zu einer Zeit, da mein Vater und mein Großvater im Streit miteinander liegen.“ Er verstummte und wurde nachdenklich. Ezio nahm an, dass er über eine der schwersten Entscheidungen

nachsann, die er in seinem jungen Leben bisher zu treffen hatte.

„Tarik weiß, wo die Waffen hingehen“, sagte er. „Wenn ich ihn finde, kann ich den Waffen bis zu den Byzantinern folgen.“

Suleiman sah ihn an. „Tarik wird in der Kaserne bei seinen Janitscharen sein. Wenn Ihr dorthin wollt, müsst Ihr selbst zum Janitscharen werden.“

Ezio lächelte. „Das ist kein Problem.“

„Güzel“, sagte Suleiman. „Ausgezeichnet.“ Er überlegte noch kurz, und es war offensichtlich, dass der Entschluss, den er fasste, ihm Kummer bereitete. Aber als er sich dann entschlossen hatte, sagte er mit fester Stimme: „Besorgt Euch die Informationen, die Ihr braucht ... und dann tötet Ihr ihn.“

Ezio hob eine Augenbraue. Damit zeigte Suleiman eine Seite, die er noch nicht

kannte. „Seid Ihr sicher, Suleiman? Ihr habt mir gesagt, Tarik und Euer Vater seien gute Freunde.“

Suleiman schluckte hart. Sein Blick wurde trotzig. „Das stimmt. Aber ein solcher blanker Verrat an meinem Großvater verdient den Tod.“

Ezio sah ihn einen Moment lang an, dann sagte er: „Ich habe verstanden.“

Es gab nichts mehr zu diskutieren. Ezio verabschiedete sich. Als er zurückschaute, starrte Suleiman wieder auf das Schachbrett.

Mithilfe von Yusufs Assassinen gelang es Ezio, einen arglosen Janitscharen, der gerade dienstfrei hatte, auf dem Basar in eine abgeschiedene Ecke zu drängen und ihn seiner Uniform zu berauben. Leider ging es nicht ohne Opfer ab. Der Janitschar setzte sich heftig zur Wehr und verletzte zwei Assassinen schwer, bevor er überwältigt wurde, wobei er jedoch selbst eine tödliche Wunde erlitt. Mit Azizes Hilfe musste Ezio erst einmal sorgfältig die Blutflecken aus dem weißen Gewand waschen, bevor er es überzog. Danach ging er ohne Weiteres als Soldat der Janitscharen durch, vorausgesetzt, er versteckte seinen Bart hinter einem

weißen Schal und ließ nur seinen Schnurbart sehen.

Auf dem Weg zur Kaserne fand er sich gleichermaßen belustigt wie beunruhigt von den Reaktionen, die er unter den Einheimischen hervorrief, ganz gleich, ob es sich nun um Männer oder Frauen, um Osmanen oder Byzantiner handelte – ihre Reaktionen glichen sich trotz der unterschiedlichen Nationalitäten, denen er begegnete. Die einen brachten ihm scheinbar Bewunderung entgegen, andere wollten sich gar bei ihm einschmeicheln. Wieder andere taten so, als sähen sie ihn nicht, die meisten jedoch reagierten mit Furcht und Unsicherheit. Es war nicht zu übersehen, dass die Janitscharen bestenfalls geduldet und schlimmstenfalls verachtet wurden. Es gab keine Spur von echter Zuneigung oder Achtung. Und soweit Ezio es beurteilen konnte, richtete sich die größte

Verachtung insbesondere gegen die Janitscharen, die zu Tariks Kaserne gehörten. Ezio legte diese Feststellung in seinem Hinterkopf ab. Er war sicher, dass sie sich einmal als nützlich erweisen würde. Fürs Erste konzentrierte er sich jedoch auf sein Ziel.

Es erleichterte ihn, dass ihm seine Uniform ungehinderten Zutritt in die Kaserne erlauben würde, zumal er schon bald herausfinden sollte, dass die Ermordung des Janitscharen durch die Assassinen bereits entdeckt worden war. Als er sich seinem Ziel näherte, passierte er einen Platz, auf dem ein Seldschuke den Tod des Mannes einer interessierten Menge von Passanten kundtat.

„Schlechte Neuigkeiten, Bürger von Kostantiniyye“, verkündete der Herold. „Ein Diener unseres Sultans ist durch die Hand eines Verbrechers zu Tode gekommen und wurde seiner Kleidung beraubt.“ Er sah sich

um und hob seine Stimme etwas. „Seid auf der Hut vor jedwedem verdächtigen Treiben!“

Ezio überquerte den Platz so unauffällig wie möglich, aber natürlich traf ihn trotzdem der eine oder andere Blick. Er betete, dass es ihm vergönnt sein möge, die Kaserne unangefochten zu betreten. Wenn bekannt wurde, dass der Mann seiner Kleidung wegen umgebracht worden war, würde sich das Sicherheitsnetz schneller zusammenziehen, als man „Messer“ sagen konnte.

„Wehe dem Mörder, der einem beliebten Janitscharen das Leben nahm!“, fuhr der Herold fort. „Dieser Feind der Zivilisation muss gefunden und seiner gerechten Strafe zugeführt werden! Wenn Ihr etwas seht, dann heraus damit!“ Er ließ den Blick auf nachdrückliche Weise über die Menge schweifen und schüttelte seine Schriftrolle, um

die Wirkung seiner Worte noch zu stärken. „Nehmt Euch in Acht, Bürger! Ein Mörder streift durch unsere Straßen, ein Mensch ohne Gewissen, der es auf die Diener unseres Sultans abgesehen hat. Die Janitscharen haben ihr Leben dem Schutz des Reiches verschrieben. Vergeltet ihnen den Gefallen, den sie uns tun, und findet diesen Mörder, bevor er wieder zuschlägt!“

Das Seitentor der Kaserne stand offen, wurde jedoch von zwei Wachen flankiert. Die nahmen allerdings Haltung an, als Ezio auf sie zukam. Da wurde ihm klar, dass er das Glück gehabt hatte, einem höherrangigen Soldaten aufgelaurt zu haben, denn die Kleidung, die er trug, gebot Respekt, auch wenn die Janitscharen-Uniformen für das ungeübte Auge nicht zu unterscheiden waren. Er betrat die Kaserne ohne Schwierigkeiten, und kaum hatte er den Fuß

hineingesetzt, fing er auch schon Fetzen von Gesprächen über den Mord auf.

„*Khardeshlerim*, einer der unseren wurde ermordet aufgefunden und seiner Kleidung beraubt. Keine Stunde ist das her. Und seine Leiche, so heißt es, sei wie Abfall auf einen Misthaufen geworfen worden“, sagte ein Soldat zu zweien seiner Kameraden, die diese Neuigkeit mit wütendem Gemurmel quittierten. „Seid vorsichtig auf Eurem Weg durch diese Straßen!“, fuhr der Erste fort. „Da plant jemand, der unsere Uniform als Tarnung nutzt, einen Streich. Wir müssen ständig auf der Hut sein, bis der Missetäter erwischt wird.“

„Und bis man ihm den Bauch aufschlitzt“, ergänzte ein anderer.

Ezio beschloss, so vorsichtig wie möglich zu sein, solange er sich in der Kaserne aufhielt. Mit gesenktem Kopf ging er umher, machte

sich mit der Einrichtung vertraut und lauschte dabei verschiedenen Unterhaltungen. Was er hörte, war sehr erhellend und von großem Wert.

„Selim versteht unsere verzweifelte Lage. Die Byzantiner, die Mameluken, die Safawiden ... nur er hat den Mut, den Gefahren ins Auge zu blicken, die diese Völker für uns darstellen“, sagte ein Soldat.

„Ihr sprecht die Wahrheit. Selim ist ein Krieger wie vor ihm Osman und Mehmet“, schlug ein anderer in dieselbe Kerbe.

„Warum also hat unser Sultan Bayezid ein Miezekätzchen anstatt eines Löwen erwählt?“

„Prinz Ahmet ist vom selben ruhigen Temperament wie der Sultan. Darum. Ich fürchte, sie sind sich zu ähnlich.“

Ein dritter Soldat mischte sich in das Gespräch ein. „Sultan Bayezid ist ein feiner

Mann und ein guter Herrscher ... Aber er hat jenes Feuer verloren, das ihn groß gemacht hat.“

„Das sehe ich anders“, meinte ein vierter. „Er ist immer noch ein Kämpfer. Schaut euch nur die Armee an, die er gegen Selim aufgestellt hat.“

„Das ist nur ein weiterer Beweis für seinen Niedergang! Dem eigenen Sohn mit Waffen entgentreten? Das ist beschämend!“

„Verbiegt nicht die Wahrheit, damit sie der Form Eurer Leidenschaft entspricht, *efendim*“, wies ihn der vierte zurecht. „Schließlich war es Selim, der unseren Sultan zuerst angriff.“

„*Evet, evet*. Aber Selim tat dies zum Ruhme des Reiches, nicht um seiner selbst willen.“

„Apropos Krieg, gibt es Neuigkeiten aus dem Norden?“, meldete sich ein fünfter Soldat zu Wort.

„Ich hörte, dass Selims Streitkräfte sich nach Varna zurückgezogen haben“, sagte ein sechster. „Schwere Verluste, hieß es.“

„Unglaublich, oder? Ich bete für ein schnelles Ende.“

„Ja, aber zu wessen Gunsten?“

„Das kann ich nicht sagen. Mein Herz steht auf Seiten unseres Sultans, aber mein Kopf hofft auf Selim.“

„Und was ist mit Selims jungem Sohn, Prinz Suleiman?“, warf ein siebter Janitschar ein. „Kennt ihr den?“

„Nicht persönlich“, antwortete ein achter, „aber gesehen habe ich ihn schon. Ich weiß, dass er ein bemerkenswerter Junge ist.“

„Ein Junge? Wohl kaum. Ein fähiger junger Mann ist er. Mit einem äußerst klugen Kopf.“

„Gerät er nach seinem Vater?“

Der siebte Janitschar hob die Schultern. „Vielleicht. Ich vermute allerdings, dass er ein gänzlich anderer Mann ist.“

Zwei weitere Janitscharen kamen hinzu und fielen in das Gespräch mit ein, während Ezio sich am Rande der Gruppe hielt. Einer der beiden neu Hinzugekommenen war offenbar ein rechter Witzbold. „Warum bleibt Prinz Ahmet in dieser Stadt?“, fragte er spöttisch. „Er weiß doch, dass ihn hier keiner haben will.“

„Er ist wie eine Motte, die um ein offenes Feuer herumschwirrt. Er wartet darauf, dass sein Vater stirbt, damit er den Thron besteigen kann.“

„Habt ihr gehört“, sagte nun wieder der Witzbold, „dass er Tarik bestechen wollte, um sich unserer Treue zu versichern?“

„Verdammt sei er dafür! Und was hat Tarik gemacht?“

Der andere lachte. „Er hat für die Hälfte des Geldes Pferdefutter gekauft, und den Rest hat er Selim geschickt!“

Auf dem weiten Kasernenhof standen mehrere schmuckreiche Zelte, geschützt von den hohen Mauern ringsum. Ezio ließ die Janitscharen stehen, ging weiter und näherte sich dem Zentrum der Kaserne, wo er Tariks Unterkunft vermutete. Und tatsächlich hörte er schon bald Tariks vertraute Stimme. Er sprach gerade mit einem Kurier. Bei ihnen war ein dritter Janitschar, offenbar ein Adjutant.

„Tarik *bey*“, sagte der Kurier. „Ein Brief für Euch.“

Tarik nahm den Brief wortlos entgegen, brach das Siegel und las ihn. Noch bevor er ganz zu Ende war, lachte er zufrieden. „Perfekt“, sagte er, faltete das Blatt zusammen

und steckte es ein. „Die Gewehre sind in Kappadokien in der Garnison von Manuel Palaiologos' Armee eingetroffen.“

„Und unsere Männer sind noch bei ihm?“, fragte der Adjutant.

„*Evet*. Sie werden uns benachrichtigen, wenn die Byzantiner ihre Zelte abbrechen. Dann werden wir uns mit ihnen treffen, sobald sie Bursa erreichen.“

Der Adjutant lächelte. „Dann läuft also alles nach Plan, *efendim*.“

„Ja, Chagatai“, erwiderte Tarik. „Endlich einmal.“

Er scheuchte die Männer mit einer Handbewegung davon und machte sich auf den Weg zu den Zelten. Ezio beschattete ihn aus sicherer Entfernung. Ganz unbemerkt blieb er jedoch nicht, und er war froh, dass er seit seiner Ankunft in Konstantinopel schon ein wenig Türkisch aufgeschnappt hatte, denn

zum einen nahmen Wachen vor ihm Haltung an, und Soldaten von gleichem Rang grüßten ihn, und er musste den Gruß erwidern, um nicht aufzufallen. Aber es lief nicht alles wie am Schnürchen. Ein- oder zweimal verlor er Tarik aus den Augen und wurde mit argwöhnischen Blicken bedacht, bis er ihn wiederfand. Und einmal geriet er richtig in die Klemme. Zwei Wachen verstellten ihm den Weg.

„Zu welchem Regiment gehört Ihr, *efendim*?“, fragte ihn der Erste, zwar höflich, aber doch mit einer Schärfe im Ton, die Ezio alarmierte.

Bevor er antworten konnte, fügte der Zweite hinzu: „Ich glaube nicht, dass ich Euch kenne. Ich sehe keine Reichsinsignien. Gehört Ihr zur Kavallerie?“

„Wann seid Ihr hereingekommen?“, fragte der Erste, und seine Stimme klang nun eindeutig unfreundlich.

„Wo ist Euer Hauptmann?“

Dafür reichten Ezios Kenntnisse der türkischen Sprache nicht aus. Und er sah, dass das Misstrauen der beiden Männer geweckt war. Deshalb zückte er rasch seine Hakenklinge und riss damit einen der beiden um, der dabei gegen den anderen prallte. Dann rannte er davon, zwischen den Zelten hindurch, sprang über Spannleinen hinweg, schließlich entdeckte er Tarik wieder, der sich nun schon weit entfernt hatte.

Da wurden hinter ihm Rufe laut.

„Schwindler!“

„Betrüger! Du wirst sterben!“

„Haltet ihn auf!“

„Das ist der Verbrecher, der Nazar umgebracht hat! Ergreift ihn!“

Aber das Kasernengelände war sehr groß, und Ezio nutzte die Tatsache, dass die Janitscharen mit ihren Uniformen und Schnurrbärten einander sehr ähnlich sahen, voll aus. Während hinter ihm Chaos zurückblieb, nahm er Tariks Fährte wieder auf und fand ihn in einer ruhigen Ecke der Kaserne, wo die Kartenräume der höheren Offiziere lagen.

Ezio beobachtete, wie Tarik einen der Kartenräume betrat, vergewisserte sich mit einem Blick in die Runde, dass der Mann allein war und er selbst seine Verfolger wirklich abgeschüttelt hatte, dann folgte er Tarik nach drinnen. Hinter sich schloss und verriegelte er die Tür.

Ezio hatte bereits alle Informationen, die er zu brauchen glaubte. Er wusste, dass Tarik sich in Bursa mit Manuel treffen wollte, und er wusste, dass die Waffenlieferung in

Kappadokien in Manuels Garnison eingetroffen war. Das hieß, er musste gar keine Fragen mehr stellen, als Tarik sofort das Schwert zog und sich auf ihn stürzte. Ezio wich nach links aus, als Tarik mit dem Schwert zustieß, dann löste er die verborgene Klinge über seiner linken Hand aus und bohrte sie dem Janitscharen-Hauptmann rechts in den Rücken. Er durchschnitt ihm mit einem harten Ruck die Niere, bevor er die Klinge wieder herauszog.

Tarik krachte vornüber auf einen Kartentisch, fegte die Karten, die darauf lagen, zu Boden und tränkte diejenigen, die liegen blieben, mit seinem Blut. Er rang nach Atem und mobilisierte seine letzten Kraftreserven, stemmte sich auf den rechten Ellbogen und drehte sich ein wenig, um seinen Angreifer ansehen zu können.

„Es ist aus mit Eurer Schurkerei, Soldat“, erklärte Ezio barsch.

Doch Tarik machte einen ergebnen, beinahe amüsierten Eindruck. In Ezio regten sich plötzlich Zweifel.

„Ach, welch bittere Ironie!“, sagte Tarik. „Ist dies das Ergebnis von Suleimans Untersuchung?“

„Ihr steckt mit den Feinden des Sultans unter einer Decke“, sagte Ezio. Seine Zuversicht verging. „Was habt Ihr Euch von einem solchen Verrat erwartet?“

Tarik schenkte ihm ein bedauerndes Lächeln. „Ich muss mich selbst tadeln.“ Er hielt inne, atmete unter Schmerzen. Seine Wunde blutete unentwegt. „Nicht, weil ich Verrat begangen habe, sondern weil ich überheblich war.“ Er musterte Ezio, der näher gekommen war, um seine Stimme zu verstehen, die nun zu einem Flüstern

herabgesunken war. „Ich habe einen Hinterhalt vorbereitet, wollte die byzantinischen Templer genau in dem Moment angreifen, da sie sich am sichersten fühlten.“

„Welchen Beweis habt Ihr dafür?“

„Hier. Seht her!“

Mit vor Schmerz verzerrtem Gesicht zog Tarik mit der linken Hand eine Karte aus seinem Gürtel. „Nehmt sie!“, sagte er.

Ezio nahm die Karte.

„Sie wird Euch zu den Byzantinern in Kapadokien führen“, fuhr Tarik fort. „Vernichtet sie, wenn Ihr könnt!“

Auch Ezios Stimme hatte sich zu einem Flüstern gesenkt. „Das habt Ihr gut gemacht, Tarik. Verzeiht mir!“

„Es gibt keinen Grund für Schuldzuweisungen“, erwiderte Tarik. Das Sprechen fiel ihm jetzt fast unüberwindlich schwer. Aber er zwang sich dazu, weil er wusste, dass die

nächsten Worte seine letzten sein würden. „Beschützt mein Heimatland! *Allah ashkina!* In Gottes Namen, stellt die Ehre, die wir in diesem Kampf verloren haben, wieder her!“

Ezio legte sich Tariks Arm über die Schulter und hob ihn auf den Tisch. Dann riss er sich hastig den Schal vom Hals und band ihn, so fest es ging, um die Wunde, die er dem Hauptmann zugefügt hatte.

Aber es war schon zu spät.

Er hörte, wie draußen das Gezeter und Geschrei der Suche nach ihm wieder anhub, und seine Verfolger waren nicht weit entfernt. Ihm blieb keine Zeit, mit seinem Fehler zu hadern. Rasch schälte er sich aus der Uniform, bis er nur noch die graue Tunika und Hose anhatte, die er darunter trug. Der Kartenraum lag ganz in der Nähe der Kasernenmauer. Er wusste, dass er sie mithilfe seiner Hakenklinge erklimmen konnte.

Es war Zeit zum Aufbruch.

Ezio kehrte ins Hauptquartier der Assassinen zurück, zog sich um und machte sich dann schweren Herzens auf den Weg zum Topkapi-Palast. Die Wachen hatten offenkundig die Anweisung erhalten, ihn passieren zu lassen, und so wurde er in einen privaten Vorraum geführt, wo sich wenige Minuten später Suleiman zu ihm gesellte. Der junge Prinz schien überrascht zu sein, ihn zu sehen – überrascht und beunruhigt.

Ezio kam der Frage, die er in den Augen des Prinzen las, zuvor. „Tarik war kein Verräter, Suleiman. Auch er war den Byzantinern auf der Spur.“

„Was?“ Suleiman erschien wie von einem Schmerz durchzuckt. „Und habt Ihr ...?“

Ezio nickte ernst.

Suleiman ließ sich schwer in einen Sessel fallen. Er wirkte regelrecht krank. „Gott, vergib mir!“, flüsterte er. „Ich hätte nicht so vorschnell urteilen sollen.“

„Prinz, er war Eurem Großvater bis zum Ende treu ergeben. Und dank seiner Bemühungen haben wir die Möglichkeit, Eure Stadt zu retten.“ Ezio erläuterte kurz, was er herausgefunden hatte, erzählte Suleiman, was er aus dem Gespräch der Janitscharen erfahren hatte, und zeigte ihm die Karte, die Tarik ihm gegeben hatte.

„Ach, Tarik!“, seufzte Suleiman. „Er hätte nicht so verschlossen sein sollen. Doch hat er auf schreckliche Weise Gutes getan.“

„Die Waffen wurden nach Kappadokien geschafft. Wir müssen umgehend handeln. Könnt Ihr mich dort hinbringen?“

Suleiman löste sich aus seiner Versunkenheit. „Was? Euch dort hinbringen? Ja, natürlich. Ich werde veranlassen, dass Euch ein Schiff nach Mersin befördert. Von dort aus könnt Ihr auf dem Landweg weiterreisen.“

Sie wurden durch die Ankunft Prinz Ahmets gestört. Zum Glück rief er mit ungeduldiger Stimme nach Suleiman, bevor er eintraf; das verschaffte Ezio genug Zeit, sich in eine Ecke des Raumes zurückzuziehen, wo er nicht auffallen würde.

Ahmet trat ein und kam ohne Umschweife zur Sache. „Suleiman, ich wurde hereingelegt und als Verräter dargestellt! erinnert Ihr Euch an Tarik, den Janitscharen?“

„Der Mann, mit dem Ihr gestritten habt?“

Ahmet schien nun wirklich wütend zu werden. „Er ist ermordet worden. Es war kein Geheimnis, dass er und ich miteinander im

Streit lagen. Jetzt werden die Janitscharen mich dieses Verbrechens bezichtigen.“

„Das sind schreckliche Neuigkeiten, Onkel.“

„In der Tat. Wenn mein Vater davon erfährt, wird er mich aus der Stadt verbannen!“

Suleiman konnte sich einen nervösen Blick über die Schulter seines Onkels hinweg zu Ezio hin nicht verkneifen. Ahmet bemerkte das, und er fuhr herum. Augenblicklich befließigte er sich eines reservierteren Verhaltens. „Oh, verzeiht mir, Neffe! Ich wusste nicht, dass Ihr Besuch habt.“

Suleiman zögerte, dann sagte er: „Das ist ... Marcello. Einer meiner europäischen Berater in Kefa.“

Ezio verbeugte sich tief. „*Buona sera.*“

Ahmet machte eine ungeduldige Geste. „Marcello, mein Neffe und ich haben eine

private Angelegenheit zu besprechen“, sagte er streng.

„Natürlich. Entschuldigt mich bitte!“ Ezio verneigte sich abermals, noch tiefer diesmal, und ging rückwärts zur Tür. Dabei wechselte er einen raschen Blick mit Suleiman, der die Sache hoffentlich retten würde. Zum Glück reagierte der junge Prinz wie aufs Stichwort und sagte in knappem Ton zu Ezio: „Ihr habt Eure Befehle. Wie gesagt, es wird ein Schiff auf Euch warten, sobald Ihr zum Aufbruch bereit seid.“

„*Grazie, mio principe!*“, erwiderte Ezio. Dann verließ er den Raum, verweilte aber draußen noch, da er hören wollte, wie das Gespräch ausging. Was ihm zu Ohren kam, überzeugte ihn jedoch keineswegs, dass er das Schlimmste überstanden hatte.

„Wir werden den wahren Mörder aufspüren, Onkel“, sagte Suleiman. „Habt Geduld!“

Darüber grübelte Ezio nach. War die Lage wirklich so ernst? Er kannte Suleiman nicht sonderlich gut. Und wovor hatte Yusuf ihn gewarnt? Davor, sich in die politischen Angelegenheiten der Osmanen einzumischen.

Seine Stimmung war düster, als er den Palast verließ. Es gab jetzt nur einen Ort für ihn – einen Ort, an dem er sich entspannen konnte, was er dringend nötig hatte, und seine Gedanken ordnen konnte.

*Auf so verborgnem Pfad begann mein
Führer*

*Mit mir zur lichten Welt zurückzukehren.
So stiegen, er zuerst und ich ihm folgend,
Wir ohn' uns Ruh zu gönnen immer
aufwärts,
Bis durch ein rundes Loch ich wieder
etwas*

*Von dem gewahr ward, was den Himmel
schmückt;*

*Dann traten wir hinaus und sahn die
Sterne.*

Auf Sofias Anregung hin hatte Ezio vor ein paar Tagen angefangen, noch einmal Dantes *Inferno* zu lesen. Er hatte diesen Teil der *Göttlichen Komödie* als Schüler gelesen, sich

aber nie richtig damit auseinandergesetzt, weil seine Gedanken sich in jenen Tagen um andere Dinge gedreht hatten. Jetzt allerdings erschien ihm das Werk wie eine Offenbarung. Als er es beendet hatte, legte er es mit einem wohligen Seufzer beiseite. Er schaute zu Sofia hinüber, die am Tisch saß, ihre Brille auf der Nase, den Kopf gesenkt, und ihr Blick ging hin und her zwischen der Originalkarte, ihren Nachschlagewerken und einem Notizbuch, in das sie schrieb. Er sah ihr bei der Arbeit zu, ohne sie jedoch zu stören, weil sie so in ihre Aufgabe vertieft wirkte. Stattdessen griff er wieder nach dem Buch. Vielleicht sollte er nun mit dem *Purgatorio* anfangen, dem „Läuterungsberg“.

In diesem Moment hob Sofia den Blick von ihrer Arbeit. Sie lächelte ihm zu.

„Genießt Ihr das Gedicht?“

Er lächelte zurück, legte das Buch auf den Tisch neben seinem Sessel und erhob sich. „Wer waren diese Männer, die er in die Hölle verdammt?“

„Politische Widersacher, Männer, die ihm Unrecht getan hatten. Der Stich von Dante Alighieris Feder reicht tief, nicht wahr?“

„Sì“, erwiderte Ezio nachdenklich. „Eine sehr subtile Art, Rache zu üben.“

Er wollte nicht in die Wirklichkeit zurückkehren, aber die Dringlichkeit der Rache, die er in Kürze nehmen musste, zwang ihn dazu. Dennoch konnte er nichts tun, bis er Nachricht von Suleiman erhielt. Vorausgesetzt, er konnte dem Prinzen vertrauen. Aber seine Gedanken hatten sich beruhigt. Welchen Nutzen hätte Suleiman davon gehabt, ihn zu hintergehen? Er setzte sich wieder, nahm *Die Göttliche Komödie* zur Hand und schlug das Buch auf.

Sofia unterbrach ihn. „Ezio“, begann sie zögernd, „ich habe vor, in ein paar Wochen nach Adrianopel zu reisen, um mir dort eine neue Druckerpresse anzusehen.“

Ezio fiel der scheue Ton in ihrer Stimme auf, und er fragte sich, ob sie die Weichheit bemerkt hatte, die sich in seine Stimme schlich, wann immer er zu ihr sprach. Hatte sie erkannt, wie groß seine ... Zuneigung zu ihr geworden war? Mit diesem Gedanken im Kopf gab er sich betont gleichgültig, als er sagte: „Das wird gewiss interessant.“

Sie klang immer noch zaghaft. „Adrianopel ist fünf oder sechs Tagesritte entfernt. Ich werde einen Begleiter brauchen.“

„*Prego?*“

Sie senkte sogleich beschämt den Blick. „Es tut mir leid. Ihr seid ein beschäftigter Mann.“

Nun war es an ihm, beschämt zu sein. „Sofia, ich würde Euch liebend gern begleiten, aber mir läuft die Zeit davon.“

„Das gilt ja wohl für uns alle.“

Er wusste nicht, was er darauf antworten sollte, denn die Worte waren mehrdeutig, und so schwieg er. Er dachte über den Altersunterschied nach, der zwischen ihnen bestand und immerhin zwanzig Jahre betrug.

Sofia blickte einen Moment lang auf die Karte hinab und dann wieder auf. „Nun, ich könnte versuchen, diesen letzten Code jetzt noch zu lösen, aber ich muss eine Besorgung machen, bevor die Sonne untergeht. Könnt Ihr noch einen Tag warten?“

„Was braucht Ihr denn?“

Sie sah beiseite und dann wieder zu ihm hin. „Es ist albern, aber ... einen frischen Blumenstrauß. Weiße Tulpen.“

Er stand auf. „Ich hole Euch die Blumen.
Nessun problema.“

„Seid Ihr sicher?“

„Das wird eine nette Abwechslung.“

Sie lächelte warmherzig. „*Bene!* Wir treffen uns dann in dem Park östlich der Hagia Sophia und tauschen. Blumen gegen ... Informationen!“

Der Blumenmarkt war ein Meer aus Farben und herrlichen Düften, und es war weit und breit kein Janitschar zu sehen. Sorgenvoll durchstreifte Ezio den Markt, denn nirgendwo in dieser Fülle hatte er bislang die Blumen gefunden, die er suchte.

„Ihr seht aus wie ein Mann mit Geld, das er ausgeben will“, sagte ein Blumenverkäufer, als Ezio sich seinem Stand näherte. „Was braucht Ihr, mein Freund?“

„Ich suche Tulpen. Weiße, wenn es geht.“

Der Blumenverkäufer blickte bedauernd drein. „Ah, Tulpen! Tut mir leid, die sind mir gerade ausgegangen. Darf es vielleicht etwas anderes sein?“

Ezio schüttelte den Kopf. „Das habe leider nicht ich zu entscheiden.“

Der Blumenverkäufer dachte kurz über das Problem nach, dann beugte er sich vor und sprach in leisem, vertrauensvollem Ton: „Nagut, Euch will ich es verraten, auch wenn es eigentlich mein Geheimnis ist: Viele der weißen Tulpen, die ich verkaufe, pflücke ich selbst in der Nähe des Hippodroms. Das ist wirklich wahr. Geht nur hin und überzeugt Euch mit eigenen Augen.“

Ezio lächelte, holte seinen Geldbeutel hervor und gab dem Blumenverkäufer ein großzügiges Trinkgeld. „*Grazie!*“

Eilig lief er dann durch die von der Sonne erwärmten Straßen zum Hippodrom, und tatsächlich fand er im Gras neben der Rennbahn weiße Tulpen in Hülle und Fülle. Erfreut bückte er sich, zückte seine verborgene

Klinge und schnitt so viele Tulpen ab, wie Sofia nur wollen konnte.

Der kaiserliche Park östlich der Hagia Sophia war angelegt wie eine formelle Gartenlandschaft, durchsetzt mit üppigen Rasenflächen, in denen sich wiederum weiße Marmorbänke und Lauben fanden, die sich ideal für private Zusammenkünfte eigneten. In einer davon wurde Ezio von Sofia erwartet.

Sie hatte ein kleines Picknick vorbereitet, und Ezio sah auf den ersten Blick, dass es kein hiesiges Essen und Trinken war, das sie da aufgebaut hatte. Irgendwie war es ihr gelungen, ein Mittagessen zu organisieren, das aus Spezialitäten aus ihrer beider Heimatstädte bestand, und so gab es da *mo-
leche* und *rixoto de gò* aus Venedig und

panzanella und *salame toscano* aus Florenz. Außerdem hatte sie Feigen aus Tuscolo aufgetrieben, Oliven aus Piceno und ein Gericht aus Makkaroni und Steinbutt. Der Wein, den sie mitgebracht hatte, war ein Frescobaldi. Neben dem weißen Tuch, das sie faltenfrei ausgebreitet hatte, stand ein Weidenkorb.

„Was ist das?“, fragte er staunend.

„Ein Geschenk. Setzt Euch!“

Ezio verbeugte sich, reichte ihr die Blumen und folgte ihrer Aufforderung.

„Die sind ja wunderschön. Danke!“, sagte sie, als sie den riesigen Tulpenstrauß, den er für sie gepflückt hatte, entgegennahm.

„Das hier aber auch“, erwiderte er. „Und glaubt nur nicht, ich wüsste die Mühe, die Ihr Euch gemacht habt, nicht zu schätzen.“

„Ich wollte mich dafür bedanken, dass Ihr mich in Eurem Abenteuer eine kleine Rolle spielen lasst.“

„Ich würde sie durchaus nicht als ‚klein‘ bezeichnen, aber eine kleine Rolle reicht in diesem Abenteuer völlig aus, glaubt mir.“

Sie lachte leise. „Ihr seid ein einziges Rätsel, Ezio Auditore.“

„Verzeiht mir, das war gewiss nicht meine Absicht.“

Sie lachte abermals. „Ist schon gut!“ Sie hielt inne, dann fügte sie hinzu: „Ich finde das anziehend.“

Ezio wusste nicht, was er darauf erwidern sollte, und deshalb konzentrierte er sich auf das Essen. „Das sieht köstlich aus.“

„Vielen Dank!“

Ezio lächelte. Er wollte die Stimmung nicht verderben, aber über seine Gedanken hatte sich ein Schatten gesenkt. Er durfte nicht voreilig feiern oder auf irgendetwas hoffen. Er musterte sie mit ernsterer Miene, und sie bemerkte den Wandel sofort.

„Hattet Ihr Glück mit dem letzten Code?“, fragte er so beiläufig wie möglich.

„Ach ja, der Code“, sagte sie, immer noch leichthin, und das erleichterte Ezio. „Ja, ich habe ihn vor ein paar Stunden gelöst. Aber Ihr müsst Geduld haben. Ihr bekommt ihn noch früh genug.“

Und dann sah sie ihn mit einem Blick an, der sämtliche Schutzwälle, hinter denen Ezio sich noch verschanzte, niederriss.

Das letzte Buch befand sich an einem Ort, der schwieriger zu erreichen war. Niccolò Polo war es gelungen, dieses Buch hoch oben in der Fassade der Hagia Sophia zu verstecken, über dem großen Bogen, der sich vor der Hauptkuppel der einstigen Basilika erhob.

Ezio beschloss, seine Mission in den frühen Morgenstunden vor Tagesanbruch anzugehen, weil dann am wenigsten Leute unterwegs waren. Er erreichte das Gebäude unangefochten, näherte sich vorsichtig dem Exornathex und blickte an der steilen steinernen Mauer empor, die er jetzt zu erklimmen hatte. Es gab ein paar Spalten, in denen seine Hakenklinge Halt finden würde, trotzdem musste er mehrere Versuche

unternehmen, bis er schließlich zu der Stelle hinaufgelangte, die Sofia ihm genannt hatte. Dort fand er eine verwitterte Holzplatte, die mit Spinnweben bedeckt war.

Er prüfte ein paar Rohre in der Nähe darauf, ob sie sein Gewicht tragen würden, dann nutzte er sie als Halt und entfernte die Holzplatte mithilfe seines Hakens. Die Platte fiel in die Tiefe und landete mit einem Klappern und Krachen, das Ezio als ohrenbetäubend empfand. Er hing da im grauen Licht der zu Ende gehenden Nacht und betete, dass der Lärm niemanden alarmiert hatte. Drei Minuten wartete er ab. Es erfolgte keine Reaktion. Dann erst griff er in die Höhlung, die von der Platte verschlossen worden war, und holte das gesuchte Buch heraus.

Wieder am Boden, eilte er davon und suchte sich in dem Park, in dem er am Tag

zuvor mit Sofia gespeist hatte, ein stilles Plätzchen, wo er seinen Fund untersuchte. Bei dem Buch handelte es sich um eine Ausgabe von *Die Gesandtschaft in Konstantinopel*. Der Autor war Liutprand von Cremona. Einen Moment lang nahm Ezio sich Zeit, um sich Sofias Freude beim Anblick einer solchen Rarität vorzustellen, bevor er den Buchdeckel aufschlug.

Die leeren Seiten leuchteten so hell wie die dünnen Strahlen des Lichts der Morgendämmerung, die von Osten her auf den Bosphorus fielen. Es erschien eine Karte der Stadt, die vor seinen hoffnungsvollen Augen schärfer wurde. Darauf erschien ein weiteres, noch helleres Licht, das eindeutig das Ochsenforum markierte.

Ezio folgte dem Weg, den ihm das Buch wies, zum Forum im Westen der Stadt, hinter dem zweiten und dritten Hügel und

etwa auf halber Strecke zwischen dem Valens-Aquädukt im Norden und dem Theodosius-Hafen im Süden. Ein ziemlicher Fußmarsch, aber als er sein Ziel erreichte, war es immer noch so früh, dass niemand sonst unterwegs war. Ezio ließ den Blick über den riesigen leeren Platz schweifen und suchte vergebens nach irgendeinem Hinweis. Aber der markierte Punkt im Buch leuchtete hell, und da fiel ihm das Netz aus unterirdischen Zisternen ein, das sich unter der Stadt erstreckte. Er konzentrierte seine weitere Suche darauf und fand schon nach kurzer Zeit eine Einstiegs Luke, von der aus steinerne Stufen in den Bauch der Erde hinabführten.

Ezio klappte das Buch zu und verstaute es sicher in seiner Tasche. Dann ersetzte er seine Hakenklinge durch die Pistole, überprüfte seine verborgene Klinge und machte sich vorsichtig auf den Weg nach unten.

Schon bald fand er sich in einem Gewölbe auf der Ufermauer eines unterirdischen Flusses wieder. Brennende Fackeln steckten in Wandhalterungen, und während er leise durch einen engen, feuchten Gang voranpirschte, hörte Ezio über dem Rauschen des Wassers widerhallende Stimmen. Er folgte ihnen und stieß auf zwei byzantinische Templer.

„Was habt Ihr gefunden?“, fragte einer.
„Einen weiteren Schlüssel?“

„Eine Tür“, antwortete sein Kamerad.
„Aber sie ist zugemauert.“

Ezio bog um eine Ecke und sah nicht weit entfernt eine Anzahl von Soldaten auf einem alten Pier, das über den Fluss hinausragte. Einer der Männer rollte gerade ein Fass von einem der beiden wartenden Flöße.

„Das klingt vielversprechend“, meinte der erste der beiden Templer. „Der erste

Schlüssel wurde hinter einer ähnlichen Tür gefunden.“

„Wirklich? Und wie hat man diese Tür aufbekommen?“

„Gar nicht. Das hat das Erdbeben erledigt.“

Auf ein Zeichen der beiden Männer in Ezios Nähe kamen die anderen Soldaten mit dem Fass herbei, das sie vor der Tür platzierten. Jetzt erkannte Ezio, dass der Durchlass mit schwarzen Steinen verschlossen war, die ein Meister seines Faches passgenau zurechtgeschnitten haben musste.

„Das Erdbeben! Das war ja hilfreich“, sagte der zweite Templer. „Und wir haben nichts weiter als ein paar Fässer Schießpulver.“

„Dieses eine sollte genügen“, erwiderte der erste.

Ezio kniff die Augen zusammen. Lautlos hob er seine Pistole und spannte den Hahn.

„Wenn nicht, holen wir eben mehr“, fuhr der erste Templer fort.

Ezio hob den Arm und zielte, aber da brach sich der Schein einer Fackel auf dem Pistolenlauf und ließ ihn aufblitzen, und das bemerkte einer der Soldaten.

„Was ist das?“ Er fuhr herum.

Er sah die Pistole und sprang genau in dem Moment vor die Pistolenmündung, als Ezio abdrückte. Die Kugel traf ihn, und er fiel augenblicklich tot zu Boden.

Ezio fluchte in sich hinein.

Jetzt hatten ihn die Soldaten entdeckt.

„Das ist der Assassine! Raus hier!“

Ezio versuchte nachzuladen, aber die Soldaten waren bereits auf dem Weg zurück zu ihren Flößen. Er folgte ihnen, wollte sie aufhalten, bevor sie Alarm schlagen konnten, doch als er den Pier erreichte, stießen sie sich bereits ab. Bis Ezio auf das zweite Floß

gesprungen war und mühsam die Vertäuerung löste, befanden sich die Soldaten mit dem anderen Floß schon mitten auf dem Fluss und trieben davon.

Er hatte sich bereits abgestoßen und die Verfolgung aufgenommen, als ihm ein Gedanke in den Sinn kam: Hatten sie Angst vor ihm, oder lockten sie ihn in eine Falle? Egal, jetzt war es ohnehin zu spät! Er musste die Sache bis zum Ende durchziehen.

Da sein Floß leichter war, trug ihn die Strömung näher an die Templer heran. Die Soldaten machten einen panischen Eindruck, aber das hielt sie nicht davon ab, Bomben bereit zu machen und Musketen zu laden.

„Wir haben Schießpulver an Bord!“, schrie einer. „Das sollten wir benutzen!“

„Wir versenken ihn mit Granaten“, sagte ein anderer und warf eine Bombe, die

explodierte, als sie das Wasser kaum einen Fuß von Ezios Bug entfernt berührte.

„Macht Platz!“, rief ein anderer Soldat, der versuchte, Halt zu finden und mit seiner Muskete zu zielen.

„Erschieß ihn!“

„Was glaubst du, was ich vorhabe?“

„Bring den Bastard um!“

Sie schlingerten flussabwärts. Ezio hatte inzwischen das Ruder seines Floßes zu fassen bekommen und brachte es unter Kontrolle, während er ständig ausweichen und sich ducken musste, um den Kugeln aus den Musketen zu entgehen, die auf ihn zujagten. Doch das Schaukeln und Schlingern ihres Floßes machte es den Soldaten so gut wie unmöglich, richtig zu zielen. Dann löste sich eines der Fässer an Bord aus der Seilhalterung, rollte auf dem Deck umher und ließ zwei Soldaten in die Strömung stürzen –

einer davon war der Mann am Ruder gewesen. Das Floß bockte heftig, warf einen weiteren Mann ins schwarze Wasser und krachte dann gegen das Ufer. Die Überlebenden kletterten hinauf. Ezio blickte hoch zur Gewölbedecke, die sich sechs oder sieben Meter über dem Fluss befand. In der Düsternis machte er ein Seil aus, das unter der Decke entlang verlief und an dem man sicher oft Kähne und Flöße festhakte, um sie den Fluss hinabzuleiten. Dazu bedurfte es nur eines Mannes an Bord, der das Gefährt mittels einer Stange an den Ösen, mit denen das Seil in regelmäßigen Abständen befestigt war, ein- und wieder loshakte. Ezio sah, dass das Seil, das dem abschüssigen Flussverlauf folgte, sich ebenfalls allmählich neigte. Gerade genug für das, was er vorhatte.

Ezio wappnete sich, steuerte sein Floß aufs Ufer zu, und als es dagegenprallte, sprang er auf den steinernen Pfad neben dem Fluss.

Die überlebenden Soldaten waren ihm unterdessen schon ein gutes Stück voraus, rannten um ihr Leben – oder um Verstärkung zu rufen. Ezio durfte keine Zeit verlieren.

Rasch tauschte er die Pistole gegen seine Hakenklinge aus, kletterte an der Seitenwand empor und warf sich in Richtung des Seiles über den Fluss. Er hatte gerade genug Schwung, um es mit seinem Haken zu erwischen, und im Nu schoss er über dem Wasser flussabwärts dahin, viel schneller, als die Soldaten rennen konnten, obwohl er sich stets im exakt richtigen Moment vor jeder Öse los- und dahinter wieder einhaken musste, wollte er nicht in die tosende Strömung stürzen.

Als er die Soldaten eingeholt hatte, kehrte er sein erstes Manöver um, löste den Haken im entscheidenden Moment vom Seil und warf sich zur Seite, sodass er direkt vor den Templern auf dem Uferstreifen landete. Sie blieben wie angewurzelt stehen und blickten ihm keuchend entgegen.

„Das ist ein Wahnsinniger“, sagte der erste Templer.

„Das ist kein Mensch – das ist ein Dämon“, schrie ein zweiter.

„Dann wollen wir doch mal sehen, ob Dämonen bluten“, brüllte ein mutigerer Kamerad und kam mit wirbelndem Schwert auf Ezio zu.

Ezio vollführte einen Hakenlauf über den Rücken des Mannes und stieß ihn, solange er noch aus dem Gleichgewicht war, in den Fluss. Drei Soldaten waren noch übrig. Alle Kampfeslust hatte sie verlassen, aber Ezio

wusste, dass er es sich nicht erlauben konnte, gnädig zu sein. Die darauffolgende Auseinandersetzung war kurz und blutig – Ezio kam mit einer Schnittwunde am linken Arm davon, die drei Templer lagen tot vor seinen Füßen.

Nach Luft schnappend machte er sich auf den Weg zurück zu der zugemauerten Tür. Sie waren ein ganzes Stück flussabwärts gekommen, und er brauchte zehn Minuten, bis er wieder bei dem Pier ankam, an dem die Flöße ursprünglich festgemacht waren. Aber nun wusste er wenigstens, dass er nicht umgehend mit Verfolgern zu rechnen hatte, und das Schießpulverfass stand noch so vor der Tür, wie die Templer es zurückgelassen hatten.

Einmal mehr ersetzte Ezio seine Hakenklinge durch die Pistole. Er lud sie, suchte sich flussaufwärts einen Platz, wo er hinter einem

vorspringenden Pfeiler Deckung fand, zielte sorgfältig und schoss.

Der Schuss krachte, die Kugel zischte auf das Fass zu, sogar der dumpfe Laut des Trefers war zu hören, doch dann schien eine Ewigkeit lang nur Stille zu herrschen.

Es geschah nichts.

Aber dann ...

Die Explosion entfaltete in der unterirdischen Enge die Wirkung eines Donnerschlags, und Ezio war taub. Als kleine Steine rings um ihn niederregneten, fürchtete er schon, er habe die Decke zum Einsturz gebracht und unwiederbringlich zerstört oder beschädigt, was sich hinter der Tür befand. Doch als sich der Staub legte, sah er, dass die Explosion aller Wucht zum Trotz den verschlossenen Durchgang nur teilweise aufgebrochen hatte.

Jedoch war die Öffnung groß genug, um ihn hineingreifen zu lassen, und er sah eine Säule von der Art, wie er sie nun schon kannte, auf der zu seiner ungemeinen Erleichterung ein weiterer runder Obsidian-schlüssel lag – und zwar unbeschädigt. Aber ihm blieb keine Zeit, um sich zu entspannen. Noch während er danach fasste, bemerkte er das Leuchten, das von dem Schlüssel ausging, wie es auch bei den anderen der Fall gewesen war. Diesmal versuchte er der Macht dieses Lichtes zu widerstehen, als es an Intensität zunahm. Er fühlte sich untergraben, geschwächt und erschüttert von den seltsamen Visionen, die dem blendenden Licht jeweils folgten.

Aber es nützte nichts, und so musste er sich einmal mehr einer Kraft ergeben, die seine eigene um ein Vielfaches überstieg.

Ezio hatte den Eindruck, es seien zwanzig lange Jahre vergangen. Die Landschaft kannte er, und aus ihr ragte wie eine gigantische Klaue die inzwischen ebenfalls vertraute Burg von Masyaf empor. Nicht weit entfernt von ihrem Tor saßen drei Assassinen um ein flackerndes Lagerfeuer ...

Die Gesichter der Assassinen waren die von Männern, deren Träume von einer besseren Welt sich verdüstert hatten. Und als sie sprachen, klangen ihre Stimmen leise und erschöpft.

„Es heißt, er schreie im Schlaf nach seinem Vater Ahmad Sofian“, sagte einer von ihnen.

Einer der Männer schnaubte verbittert. „Ach was, Cemal? Er ruft nach seinem Papa, Welch ein elender Kerl Abbas doch ist!“

Sie saßen mit dem Gesicht zum Feuer und bemerkten zunächst nicht, wie sich ihnen der alte, weiß gewandete Mann mit der Kapuze aus dem Dunkel heraus näherte.

„Dieses Urteil steht uns nicht zu, Teragani“, sagte der zweite Mann in kaltem Ton.

„Oh doch, Tazim!“, warf Cemal ein. „Wenn unser Mentor den Verstand verloren hat, dann will ich das wissen.“

„Schweig, Cemal!“, sagte Tazim. Er drehte sich um und begrüßte den Neuankömmling. „*Masa'il kher.*“

Die Stimme des alten Mannes war trocken wie welkes Laub. „Wasser“, sagte er nur.

Teragani stand auf und reichte ihm eine kleine Kalebasse, die er zuvor in einen

Wasserkrug getaucht hatte, der neben ihm stand.

„Setzt Euch! Trinkt!“, sagte Cemal.

„Vielen Dank!“, erwiderte der alte Mann.

Die anderen sahen ihm zu, wie er wortlos trank.

„Was führt Euch hierher, alter Mann?“, fragte Tazim, als ihr Gast seinen Durst gestillt hatte.

Der Fremde überlegte kurz, ehe er antwortete. Dann sagte er: „Der arme Abbas, aber verspottet ihn nicht. Er hat den größten Teil seines Lebens als Waise zugebracht und sich seiner Familie geschämt.“

Diese Eröffnung ließ Tazim erschrocken aufschauen, doch Teragani lächelte still. Er erhaschte einen Blick auf die Hand des alten Mannes und sah, dass ihm der linke Ringfinger fehlte. Wenn es sich also nicht um einen außergewöhnlichen Zufall

handelte, dann war dieser Mann ein Assassine. Verstohlen musterte Teragani das faltige, hagere Gesicht. Irgendetwas daran kam ihm bekannt vor ...

„Abbas sehnt sich verzweifelt nach Macht, weil er machtlos ist“, fuhr der alte Mann fort.

„Aber er ist unser Mentor!“, fuhr Tazim auf. „Und im Gegensatz zu Al Mualim und Altaïr ibn-La’Ahad hat er uns nie verraten!“

„Unsinn“, sagte Teragani. „Altaïr war kein Verräter.“ Er blickte den alten Mann scharf an. „Altaïr wurde vertrieben. Unrechtmäßig.“

„Ihr wisst nicht, wovon Ihr sprecht!“, erbooste sich Tazim und ging in die Dunkelheit davon.

Der alte Mann sah Teragani und Cemal unter seiner Kapuze hervor an, sagte jedoch nichts. Teragani betrachtete das Gesicht abermals. Es lag zum größten Teil im Schatten der Kapuze, doch die Augen ließen sich

nicht verbergen. Und Teragani hatte bemerkt, dass der rechte Ärmel des Mannes die Halterung einer verborgenen Klinge nicht ganz verbarg.

Zögernd fragte er: „Seid ... seid Ihr es?“ Er hielt inne. „Ich hörte Gerüchte, aber ich schenkte ihnen keinen Glauben.“

Der alte Mann zeigte die Andeutung eines Lächelns. „Ich frage mich, ob ich selbst mit Abbas sprechen soll. Es ist lange her.“

Cemal und Teragani sahen einander an. Cemal holte tief Luft. Er nahm die Kalebasse des alten Mannes und füllte sie von Neuem, dann reichte er sie ihm ehrfürchtig wieder. Betreten sagte er: „Das wäre nicht möglich. Abbas hat abtrünnige *Fedayeen* angeheuert, die uns aus dem Allerheiligsten der Burg fernhalten.“

„Nicht einmal mehr die Hälfte aller Kämpfer hier sind heute noch wahrhaftige

Assassinen“, fügte Teragani hinzu. Er schwieg kurz, dann sagte er: „Altaïr.“

Der alte Mann lächelte und nickte fast unmerklich. „Aber ich sehe, dass die wahrhaftigen Assassinen genau das immer noch sind ... *wahrhaftig*.“

„Ihr wart lange fort, Mentor. Wo seid Ihr hingegangen?“

„Ich reiste. Studierte. Studierte eingehend. Ruhte mich aus. Erholte mich von meinen Verlusten, lernte, damit zu leben. Kurzum, ich tat, was jeder in meiner Lage getan hätte.“ Er hielt inne und fuhr dann in leicht verändertem Ton fort: „Und ich suchte unsere Brüder in Alamut auf.“

„Alamut? Wie geht es ihnen?“

Altaïr schüttelte den Kopf. „Für sie ist es jetzt vorbei. Die Mongolen unter Khan Hulagu haben sie überrannt und die Festung eingenommen. Sie zerstörten die Bibliothek.

Die Mongolen dringen ewig westwärts wie eine Heuschreckenplage. Unsere einzige Hoffnung besteht darin, unsere Präsenz hier und im Westen zu festigen. Hier müssen wir stark sein. Aber vielleicht sollten wir unsere Stützpunkte fortan inmitten des Volkes errichten, nicht in Festungen wie Masyaf.“

„Seid Ihr es wirklich?“, fragte Cemal.

„Still!“, unterbrach ihn Teragani. „Wir wollen schließlich nicht, dass er umgebracht wird.“

Cemal spannte sich unvermittelt. „Tazim!“, zischte er, und er klang auf einmal besorgt.

Teragani grinste. „Tazim ist ein bellender Hund, der nicht beißt. Er streitet gern um des Streitens willen. Und er ist ebenso niedergeschlagen wie wir. Außerdem ging er weg, bevor dieser kleine Auftritt seinen Höhepunkt erlebte!“ Er wandte sich an

Altair. All seine Verzagtheit war verflogen.
„Auf uns wartet Arbeit.“

„Und?“, entgegnete der alte Mann. „Womit soll ich anfangen?“

Cemal sah wieder Teragani an. Sie standen beide auf und zogen ihre Kapuzen über. „Mit uns, Altair“, sagte er.

Altair lächelte und erhob sich ebenfalls – wie ein alter Mann zwar, doch sobald er auf den Beinen war, stand er fest und entschlossen da.

Miteinander gingen sie auf die Burg zu.

„Euren Worten zufolge sind diese Männer also grausam“, sagte Altaïr. „Hat einer von ihnen die Klinge gegen einen Unschuldigen erhoben?“

„Leider, ja“, antwortete Cemal. „Brutalität scheint der einzige Quell ihrer Freude zu sein.“

„Dann müssen sie sterben, denn sie haben den Orden kompromittiert“, erklärte Altaïr. „Diejenigen aber, die noch nach dem Credo leben, müssen verschont werden.“

„Ihr könnt auf uns vertrauen“, sagte Cemal.

„Dessen bin ich mir sicher. Und nun lasst mich allein. Ich möchte mich auf eigene

Faust umsehen, und schließlich kenne ich mich hier aus.“

„Wir bleiben in Rufweite.“

Altaïr nickte und wandte sich wieder der Burg zu, während seine beiden Begleiter zurückblieben. Er näherte sich dem Eingang, hielt sich dabei stets im Schatten und kam problemlos an den Wachen vorbei. Bedauernd dachte er, dass kein wahrer Assassine ihn so leicht hätte passieren lassen. Dicht an der Mauer des Außenhofs entlang umrundete er diesen, bis er unweit des Tores zum Innenhof eine im Fackelschein liegende Wachpforte erreichte, wo er zwei Hauptmänner sah, die ins Gespräch vertieft waren. Altaïr hielt inne, um sie zu belauschen. Ein paar Worte genügten, um ihn erkennen zu lassen, dass diese Männer Abbas treu ergeben waren. Abbas! *Warum*, dachte Altaïr, *war ich diesem Mann gnädig?*

Welches Leid hätte sich vermeiden lassen, wäre er es nicht gewesen! Aber andererseits hatte Abbas vielleicht Gnade gebührt, ungeachtet des Preises, den sie gekostet hatte.

„Habt Ihr gehört, was man sich im Dorf erzählt?“, fragte der erste Hauptmann.

„Über Abbas und seine Albträume?“

„Nein, nein.“ Der erste Mann senkte die Stimme. „Über Altaïr.“

„Altaïr? Was denn?“

„Es heißt, ein alter Assassine habe einem Händler drunten im Tal das Leben gerettet. Man sagt, er habe mit einer verborgenen Klinge gekämpft.“

Der zweite Hauptmann schüttelte abschätzig den Kopf. „Gerüchte. Davon glaube ich kein Wort.“

„Ob es nun stimmt oder nicht, sagt Abbas nichts davon! Er ist ja ganz krank vor Paranoia.“

„Wenn Altaïr sich in dieser Gegend aufhält, sollten wir ihm zuvorkommen. Wir sollten ihn aufspüren und umbringen wie einen alten Köter, denn nichts weiter ist er. Er wird nur wieder Unzufriedenheit verbreiten, wie er es früher schon getan hat, und jeden für sich selbst verantwortlich machen. Er wird die Autorität untergraben, die Abbas groß gemacht hat.“

„Eine eiserne Faust. Etwas anderes verstehen die Menschen nicht.“

„Ihr habt recht. Ohne Herrschaft gibt es keine Ordnung.“

Altaïr hatte sich Zeit genommen, um die Lage zu beurteilen. Er wusste, dass Cemal und Teragani irgendwo hinter ihm waren. Diese beiden Hauptmänner schienen alles zu sein, was zwischen ihm und dem Innenhof stand, und ihre Unterhaltung hatte bewiesen, dass sie auf Abbas' Regeln

eingeschworen waren – Regeln, die viel mehr mit der Denkweise der Templer als jener der wahrhaftigen Assassinen zu tun hatten.

Er hustete, ganz leise nur, und trat in den Lichtkreis der Fackeln.

Die beiden Hauptmänner wandten sich ihm zu.

„Wer zum Teufel seid Ihr?“

„Verschwindet, alter Mann, wenn Ihr wisst, was gut für Euch ist!“

Der erste Sprecher lachte rau. „Warum strecken wir ihn nicht an Ort und Stelle nieder? Die Schweine würden sich über eine zusätzliche Mahlzeit freuen.“

Altair sagte nichts. Stattdessen streckte er die linke Hand aus und hielt sie den beiden Männern hin, damit sie sehen konnten, dass ihm der Ringfinger fehlte.

Sie traten einen Schritt zurück und zogen gleichzeitig ihre Säbel. „Der Thronräuber kehrt zurück!“, fuhr der zweite Hauptmann auf.

„Wer hätte das gedacht! Nach so langer Zeit.“

„Was führt Euch wieder hierher?“

„Ein Hund, der zu seiner Kotze zurückkehrt.“

„Ihr redet zu viel“, sagte Altaïr. Mit den sparsamen Bewegungen, die ein alter Mann sich angewöhnen muss, aber keineswegs mit der Langsamkeit des Alters, ließ er im Vortreten seine verborgene Klinge hervorschnellen und stach – einmal, zweimal – mit tödlicher Präzision zu.

Dann ging er unverändert wachsam weiter auf das Tor zum Innenhof zu, und seine Vorsicht zahlte sich aus. Er entdeckte nämlich einen dritten Hauptmann und zog sich

gerade noch rechtzeitig zurück, bevor der Mann ihn bemerken konnte. Er hörte einen leisen Aufschrei und sah, wie aus der Dunkelheit ein junger Assassine auf den Hauptmann zurannte. Er flüsterte ihm etwas zu, und die Augen des Hauptmanns wurden groß vor Überraschung und Wut. Offenbar hatte man die Leichen der unredlichen Assassinen, die Altaïr gerade ausgeschaltet hatte, bereits entdeckt. Jetzt würde seine Anwesenheit hier kein Geheimnis mehr sein. Rasch wechselte Altaïr seine verborgene Klinge gegen die Federdruck-Pistole aus, die er nach Plänen gebaut hatte, auf die er während seiner Reise durch den Osten gestoßen war.

„Schnell, benachrichtigt ihn!“, befahl der Hauptmann dem jungen Assassinen. Er hob die Stimme. „Assassinen der Bruderschaft von Abbas! Zu mir!“

Altaïr blieb stehen und wog seine Möglichkeiten ab, als neben ihm eine freundliche Stimme sagte: „Mentor!“

Er drehte sich um und sah Cemal und Teragani. Bei ihnen war ein halbes Dutzend weiterer Assassinen.

„Wir konnten nicht verhindern, dass die beiden Hauptmänner, die Ihr getötet habt, gefunden wurden. Zwei der Grausamsten aus der ganzen Bande, die unter einem anderen als Abbas nie zu Hauptmännern befördert worden wären“, erklärte Cemal rasch. „Aber wir haben Verstärkung mitgebracht. Und das ist nur der Anfang.“

„Willkommen!“ Altaïr lächelte.

Cemal lächelte zurück. Hinter ihm zog sich der kleine Trupp von Assassinen fast synchron die Kapuzen über.

„Wir sollten ihn schnell zum Schweigen bringen“, meinte Teragani und wies mit

einer Kopfbewegung zu dem polternden dritten Hauptmann hinüber.

„Lasst bitte mir den Vortritt“, sagte Altaïr. „Ich brauche die Übung.“

Er trat vor und dem schurkischen Assassinen-Hauptmann gegenüber. Inzwischen waren dem Mann einige seiner Soldaten zu Hilfe geeilt.

„Da ist er!“, schrie der Hauptmann. „Tötet ihn! Tötet all die Verräter!“

„Denkt nach, bevor Ihr handelt“, sagte Altaïr. „Jede Tat hat ihre Konsequenzen.“

„Jämmerlicher Hund! Ergebt Euch oder sterbt!“

„Ihr hättet Euer Leben retten können, mein Freund“, sagte Altaïr, während seine Helfer sich aus den umliegenden Schatten lösten.

„Ich bin nicht Euer Freund, alter Mann“, versetzte der Hauptmann, stürzte sich auf Altaïr und hieb mit seinem Schwert nach

ihm, bevor der alte Mentor ganz auf den Angriff vorbereitet zu sein schien. Aber er war bereit. Die Auseinandersetzung war kurz und blutig. Und am Ende lagen der Hauptmann und die meisten seiner Männer tot unter dem Tor.

„Folgt mir zum Bergfried“, rief Altaïr, „und vergießt kein Blut mehr, wenn es irgend geht! Denkt an den wahren Codex!“

Am Tor zum Innenhof stand ein weiterer Hauptmann in schwarzer und dunkelgrauer Kleidung. Auf seinem Gürtel schimmerte im Fackellicht das Emblem der Assassinen. Es handelte sich um einen älteren Mann, der etwa fünfzig Jahre sein mochte.

„Altaïr ibn-La’Ahad“, sagte er mit fester Stimme, die keine Angst zu kennen schien. „Zwanzig Jahre sind vergangen, seit wir Euch zuletzt in diesen Mauern sahen. Zwanzig Jahre, die, wie ich sehe, Eurem Gesicht

gnädiger waren als unserem heruntergekommenen Orden.“ Er hielt inne. „Abbas erzählte uns immer Geschichten ... über Altaïr, den Arroganten. Altaïr, den Täuscher. Altaïr, den Betrüger. Aber ich habe diese Geschichten nie geglaubt. Und nun sehe ich hier vor mir Altaïr, den Meister. Und ich komme mir ganz klein vor.“

Er trat vor und streckte seinen Arm in Freundschaft aus. Altaïr umfasste ihn kraftvoll, seine Finger schlossen sich zum römischen Handschlag um das Gelenk des anderen. Hinter ihm nahm eine Anzahl von Assassinen Aufstellung, offenkundig Männer, die auf seiner Seite standen.

„Wir könnten Eure Weisheit gut brauchen, großer Meister. Jetzt mehr als je zuvor.“ Er trat zurück und richtete das Wort an seine Männer: „Unser Mentor ist zurückgekehrt!“

Die Soldaten steckten ihre Waffen weg und zogen ihre Kapuzen über. Dann traten sie zu den Assassinen, die Altaïr bereits um sich geschart hatte, und gemeinsam machten sie sich auf den Weg zum düster aufragenden Bergfried von Masyaf.

Doch kaum hatten sie den Innenhof betreten, da erschien Abbas persönlich hinter einem Trupp skrupelloser Assassinen. Abbas war immer noch unverkennbar, doch ebenfalls ein alter Mann, mit tief liegenden Augen und hohlen Wangen – ein gehetzter, von Furcht erfüllter, ruheloser Mann.

„Tötet ihn!“, brüllte Abbas. „Tötet ihn auf der Stelle!“

Seine Männer zögerten.

„Worauf wartet ihr?“, schrie Abbas mit vor Anstrengung krächzender Stimme.

Aber sie standen nur da, reglos und unentschlossen, und starrten ihre Kameraden, die sich hinter Altaïr scharten, und einander an.

„Ihr Narren! Er hat euch verhext!“

Nichts. Abbas schaute sie an, spuckte aus und verschwand im Bergfried.

Die Situation war unverändert ein Patt. Assassine stand gegen Assassine. In der angespannten Stille hob Altaïr seine linke Hand, die man ihm anlässlich seiner Aufnahme in die Bruderschaft verstümmelt hatte.

„Hier ist keine Hexerei am Werk“, sagte er schlicht. „Und auch keine Zauberkraft. Tut, was euer Gewissen euch gebietet! Aber der Tod ist schon zu lange hier umhergestreift. Und wir haben zu viele echte Feinde. Wir können es uns nicht erlauben, uns *gegeneinander* zu wenden.“

Einer von Abbas' zaudernden Verteidigern streifte seine Kapuze ab, trat vor und kniete vor Altaïr nieder. „Mentor“, sagte er.

Ein weiterer schloss sich ihm schnell an. „Willkommen daheim!“, fügte er hinzu.

Dann ein dritter. „Ich kämpfe für Euch. Für den Orden.“

Die anderen folgten rasch dem Beispiel der ersten drei Männer, begrüßten Altaïr als lange verschollenen Bruder und umarmten ihre einstigen Gegner wieder wie die alten Kameraden, die sie waren. Nur eine Handvoll spie noch Beleidigungen aus und zog sich wie Abbas in den Bergfried zurück.

Altaïr führte seine Truppe an und trat selbst als Erster in den mächtigen Turm ein. In der großen Halle blieben sie stehen und blickten hinauf, wo Abbas am Kopf der Mitteltreppe stand. Flankiert wurde er von fehlgeleiteten Assassinen, die ihm die Treue hielten. Speerträger und Bogenschützen säumten die Galerie.

Altair musterte sie ruhig. Die abtrünnigen Assassinen erzitterten unter seinem Blick. Aber sie gaben nicht nach.

„Sag deinen Männern, sie sollen aufgeben, Abbas!“, befahl er.

„Niemals! Ich verteidige Masyaf! Würdest du nicht dasselbe tun?“

„Abbas, du hast alles verdorben, wofür wir stehen, und alles verloren, was wir gewonnen haben. Alles hast du auf dem Altar deines eigenen Grolls geopfert.“

„Und du“, entgegnete Abbas keifend, „du hast dein Leben damit vergeudet, in diesen Apfel zu starren und nur von deinem eigenen Ruhm zu träumen.“

Altair trat einen Schritt vor. Im gleichen Zug machten auch zwei von Abbas' Speerträgern einen Schritt nach vorn und schwenkten drohend ihre Waffen.

„Abbas, die Wahrheit ist, dass ich viel von dem Apfel gelernt habe. Über das Leben und den Tod, über die Vergangenheit und die Zukunft.“ Er hielt inne. „Ich bedaure es, mein alter Kamerad, aber ich sehe, dass mir keine andere Wahl bleibt, als dir etwas von dem, was ich gelernt habe, zu demonstrieren. Denn nichts anderes wird dich zum Einlenken bewegen. Und du wirst dich jetzt nicht mehr ändern und das Licht schauen, das immer noch auf dich wartet.“

„Tötet die Verräter!“, schrie Abbas nur. „Tötet jeden Einzelnen von ihnen und werft ihre Leichen auf den Misthaufen!“

Abbas' Männer rührten sich zwar, griffen aber immer noch nicht an. Altaïr wusste, dass es jetzt kein Zurück mehr gab. Er hob den Pistolenarm, ließ die Waffe hervorschnellen, und als sie in seiner Hand landete, zielte er und schoss auf den Mann,

der vor siebzig Jahren für kurze Zeit sein bester Freund gewesen war. Abbas wankte unter dem Treffer, ein gleichermaßen überraschter wie ungläubiger Ausdruck trat in seine schrumpeligen Züge. Er keuchte, schwankte, tastete hektisch nach Halt, aber es kam ihm niemand zu Hilfe. Dann fiel er, stürzte sich überschlagend die lange Stein-
treppe hinunter und blieb schließlich vor Altaïrs Füßen liegen. Der Sturz hatte ihm die Beine gebrochen, sie standen in unnatürlichem Winkel von seinem Körper ab.

Aber er war nicht tot. Noch nicht. Es gelang ihm, sich unter Schmerzen hochzustemmen, weit genug, um den Kopf zu heben und Altaïr in die Augen zu schauen.

„Ich kann dir niemals verzeihen, Altaïr“, brachte er krächzend hervor. „Für die Lügen, die du über meine Familie verbreitet hast,

meinen Vater. Für die Demütigungen, die ich erlitten habe.“

Altaïr blickte auf ihn hinab. In seinen Augen stand nur Bedauern. „Das waren keine Lügen, Abbas. Ich war zehn Jahre alt, als dein Vater mich in meiner Kammer aufsuchte. Er weinte und flehte um Vergebung dafür, dass er *meine* Familie hintergangen hatte.“ Altaïr schwieg kurz. „Dann schnitt er sich selbst die Kehle durch.“

Abbas hielt dem Blick seines Feindes stand, ohne ein Wort zu sprechen. Der Schmerz in seinem Gesicht war der eines Mannes, der sich mit einer Wahrheit konfrontiert sieht, die er nicht ertragen kann.

„Ich war Zeuge, wie sein Leben zu meinen Füßen verebbte“, fuhr Altaïr fort. „Diesen Anblick werde ich nie vergessen.“

Abbas stöhnte gepeinigt auf. „Nein!“

„Aber er war kein Feigling, Abbas. Er gewann seine Ehre zurück.“

Abbas wusste, dass er nicht mehr viel länger zu leben hatte. Das Licht in seinen Augen erlosch bereits, als er sagte: „Ich hoffe, es gibt noch ein Leben nach diesem. Dann werde ich ihn wenigstens wiedersehen und die Wahrheit über seine letzten Tage erfahren ...“

Er hustete, die Bewegung schüttelte seinen Körper durch, und als er wieder zu Atem kam und zu sprechen versuchte, drang schon das Rasseln des Todes aus seiner Kehle. Als seine Stimme jedoch zurückkehrte, war sie fest und reuelos.

„Und wenn deine Zeit kommt, o Altaïr, dann, ja, dann werde ich dich finden. Und dann wird es keine Zweifel geben.“

Abbas brach zusammen, sein Körper sackte auf den steinern Boden.

Altaïr stand über ihm in der Stille, die sie umgab, den Kopf gesenkt. Nichts regte sich außer den zuckenden Schatten, die das flackernde Licht der Fackeln warf.

Als Ezio zu sich kam, fürchtete er, der Tag könnte bereits angebrochen sein, doch sah er am Himmel im Osten erst ein ganz fahles Rot, und die Sonne spähte noch nicht über die niedrigen braunen Hügel Asiens, die in der Ferne jenseits der Stadt lagen.

Erschöpft und ausgelaugt von seinem Erlebnis machte er sich zunächst auf den Weg zum Hauptquartier der Assassinen, um den Schlüssel in die sichere Obhut von Azize zu geben. Dann ging er mit schmerzenden Beinen und fast wie ohne sein Zutun zu Sofias Laden. Es war noch früh, aber er läutete so lange, bis sie in ihrer Wohnung über dem Geschäft aufwachte. Er hoffte, dass sie sich freuen würde, ihn zu sehen – oder zumindest

die neueste Ergänzung ihrer Bibliothek –, aber ehrlich gesagt war er einfach zu müde, als dass es ihn wirklich kümmerte. Er wollte sich nur hinlegen und schlafen. Später wollte er sich mit Yusuf auf dem Gewürzmarkt treffen, und da musste er ausgeruht und bei Kräften sein.

Außerdem wartete er ungeduldig auf Nachricht sein Schiff betreffend, das ihn nach Mersin bringen sollte, von wo aus er in nördlicher Richtung nach Kappadokien reisen würde. Und insbesondere für diese Reise würde er alle Kraft brauchen, die er aufbringen konnte.

Auf dem Gewürzmarkt wimmelte es schon vor Menschen, als Ezio dort eintraf, obwohl er sich mit lediglich zwei Stunden Ruhe begnügt hatte. Er drängte sich durch das Gewühl zwischen den Buden, bis er ein paar Meter weiter einen Dieb sah, der im Begriff

war, sich einen großen, steifen Sack mit Gewürzen zu schnappen, und dem älteren Händler, der ihn aufzuhalten versuchte, einen gemeinen Stoß versetzte.

Wie es der Zufall wollte, flüchtete der Dieb in Ezios Richtung. Mit außergewöhnlicher Geschicklichkeit schlängelte sich der Kerl durch die Menge. Als er auf Ezio traf, ließ dieser ihn mittels seiner Hakenklinge stolpern. Der Dieb ließ im Fallen den Sack los und sah finster zu Ezio auf, aber ein Blick aus dessen Augen genügte, um ihn jeden Gedanken an Vergeltung vergessen zu lassen. Stattdessen rappelte sich der Dieb nur auf und verschwand in der Menge, so schnell, wie eine Ratte in ihr Loch saust.

„Danke, *efendim!*“, sagte der Händler, als Ezio ihm den Sack zurückgab. „Safran. Ihr habt mir einen großen Verlust erspart. Kann ich Euch vielleicht ...?“

Doch da entdeckte Ezios Blick Yusuf in der Menge, und er schüttelte nur den Kopf und lächelte dem Händler kurz zu, bevor er sich auf dem Weg zu seinem Adjutanten machte.

„Was gibt es Neues?“, fragte er, als er bei ihm ankam.

„Wir haben auf äußerst diskretem Wege erfahren, dass Euer Schiff bereitliegt“, sagte Yusuf. „Ich wusste nicht, dass Ihr vorhabt, uns zu verlassen.“

„Bleibt denn nichts, was ich tue, ein Geheimnis?“, entgegnete Ezio mit einem munteren Lachen, freute sich aber, dass Suleiman Wort gehalten hatte.

„Die Spione des jungen Prinzen sind fast so gut wie unsere eigenen“, erwiderte Yusuf. „Ich nehme an, er hat mich benachrichtigen lassen, weil er wusste, dass Ihr ... anderweitig beschäftigt wart.“

Ezio dachte zurück an die zwei Stunden, die er mit Sofia verbracht hatte, und er war froh, sich diese Zeit genommen zu haben, denn jetzt wusste er nicht, wann er sie wiedersehen würde – oder ob er sie überhaupt wiedersehen würde. Und doch hatte er nicht gewagt, ihr von den Gefühlen zu erzählen, die in ihm heranwuchsen und die sich nicht länger leugnen ließen. Konnte es denn wirklich sein, dass sein langes Warten auf Liebe endlich ein Ende fand? Wenn es so war, dann hätte es sich ganz gewiss gelohnt.

Aber im Augenblick musste er sich mit anderen, drängenderen Angelegenheiten befassen.

„Wir hatten gehofft, Eure beschädigte verborgene Klinge sei inzwischen repariert“, fuhr Yusuf fort. „Aber der einzige Waffenschmied, der die Reparatur vornehmen

könnte, hält sich in Saloniki auf und kommt erst nächsten Monat zurück.“

„Behaltet die Klinge, und wenn sie repariert ist, nehmt Ihr sie in Euer Waffenarsenal auf“, sagte Ezio, „im Tausch für meine Hakenklinge. Das ist ein mehr als faires Geschäft.“

„Es freut mich, dass Ihr die Qualitäten des Hakens zu schätzen wisst. Ich wurde gerade Zeuge Eurer Begegnung mit diesem Dieb, und ich glaube, Ihr habt den Umgang mit der Hakenklinge mehr als nur gemeistert.“

„Ohne sie hätte ich es nicht geschafft.“

Die beiden Männer grinsten sich an, dann wurde Ezios Miene wieder ernst. „Ich hoffe allerdings, dass nicht alle Welt von meinen Reiseplänen weiß.“

Yusuf lachte leise. „Keine Sorge, Bruder. Der Kapitän Eures Schiffes ist ein Freund, und Ihr kennt ihn bereits.“

„Wer ist es?“

„Piri Reis. Ihr dürft Euch geehrt fühlen.“ Yusuf hielt inne. Jetzt sah er bekümmert drein. „Aber noch wird keiner von Euch irgendwohin aufbrechen.“

„Was soll das heißen?“

„Die Janitscharen haben die Kette über der Mündung des Goldenen Horns hochgezogen und eine totale Blockade angeordnet, bis sie Euch erwischt haben.“ Yusuf schwieg einen Moment lang. „Bis diese Kette wieder gesenkt wird, segelt kein Schiff hinaus oder herein.“

Ezio fühlte sich beinahe geehrt. „Ihr meint, sie haben diese Kette meinetwegen hochgezogen?“

Yusuf war amüsiert. „Wir feiern später. Hier, ich habe etwas für Euch.“

Er zog Ezio mit sich in eine abgeschiedene Mauernische und holte eine Bombe hervor,

die er ihm vorsichtig reichte. „Geht behutsam damit um! Ihre Sprengkraft beträgt das Fünzigfache unserer gewöhnlichen Bomben.“

„Danke! Und Ihr solltet Eure Leute zusammenrufen. Das wird einige Aufmerksamkeit erregen.“

„Hier sind zwei Rauchbomben. Die werden Euch vielleicht auch von Nutzen sein.“

„*Bene*. Ich weiß, was ich zu tun habe.“

„Dessen bin ich gewiss. Die Spannung ist greifbar“, scherzte Yusuf.

„Ich nehme den Turm am Südufer. Das ist näher.“

„Ich stoße am Kai zu Euch und zeige Euch Euer Schiff. *Sinav icin iyi sanslar!*“

Ezio grinste. „Ich wünsche auch Euch viel Glück, mein Freund.“

Yusuf wollte schon gehen, als Ezio ihn zurückhielt.

„Wartet, Yusuf! *Un favore.*“

„Ja?“

„Im alten Handelsposten der Polos betreibt eine Frau einen Buchladen. Ihr Name ist Sofia. Passt auf sie auf! Sie ist eine bemerkenswerte Dame.“

Yusuf musterte ihn, dann sagte er in ernstem Ton: „Ihr habt mein Wort.“

„Danke! Und nun ... an die Arbeit!“

„Je schneller, desto besser!“

Ezio steckte die Bombe vorsichtig in seine Tasche und hakte die Rauchbomben an seinen Gürtel. Dann wechselte er die verborgene Klinge an seiner linken Hand gegen die Pistole aus und eilte sogleich gen Norden und in Richtung des Turmes, der sich Galata gegenüber auf der Südseite des Horns erhob. Die mächtige Kette spannte sich zwischen den Ufern.

Hier stieß Yusuf zu ihm. „Meine Bogenschützen haben ihre Posten bezogen. Sie werden Euch auf Eurer Flucht Deckung geben“, sagte er. „Und nun schaut, dort draußen, im Vorhafen! Seht Ihr die rote Dau mit dem aufgerollten weißen Segel und dem silbernen Wimpel? Das ist Piris Schiff. Die Mannschaft ist an Bord, das Schiff zum Auslaufen bereit. Er wartet nur auf Euch.“

Der Turm wurde von einer Mauer eingefasst, die ihrerseits im Osten und Westen mit kleinen Wachtürmen besetzt war. Von deren Spitzen spannten sich Zugseile zu den Anlegern hinunter. Auf einem davon erkannte Ezio eine Geschützstellung. Eine gewaltige Squitatoria, ein Flammenwerfer für griechisches Feuer, stand dort, aufgeheizt und zum Einsatz bereit, besetzt mit drei Männern. Um den Turm herum stand eine Anzahl osmanischer Wachen. Die musste Ezio zuerst

ausschalten, bevor er die Bombe platzieren konnte, und er dankte Yusuf im Stillen für die Rauchgranaten. Es gab nirgends eine Möglichkeit, Deckung zu finden, also ging er unverfroren und schnell zum Direktangriff über.

Kaum hatten die Wachen ihn erblickt, hoben Tumult und Geschrei an, und sie scharten sich zusammen, um über ihn herzufallen. Er ließ sie kommen, zog aber den Schal fest um Mund und Nase und die Kapuze tief über seine Augen.

Sobald die Gegner in Reichweite waren, pflückte er die Stifte aus den beiden Granaten und warf sie links und rechts zwischen die Wachen. Sie detonierten augenblicklich, dichter grauer Rauch stieg auf und hüllte die Wachen im Nu ein. Ezio tauchte in das Durcheinander hinein, die Augen zum Schutz gegen die beißenden Dämpfe

zusammengekniffen, zog seinen Säbel und mähte damit die umherwankenden Soldaten nieder, die in dem Nebel, der sie plötzlich umgab, die Orientierung verloren hatten. Er musste schnell handeln, denn der leichte Wind, der vom Bosphorus her wehte, würde den Rauch rasch vertreiben. Aber er schaffte es und platzierte die Bombe auf einem Sims am Fuß des Turmes, genau unter den ersten, riesigen Gliedern der Kette, die über seinem Kopf im Windenraum verschwand. Dann trat er ein paar Schritte zurück bis ans Ufer, von wo aus er mit seiner Pistole auf die Bombe schoss. Der Treffer zündete sie, und Ezio warf sich hinter einem großen Eisenpoller auf dem Kai in Deckung.

Die Explosion war gewaltig. Ruß und Steine wurden in alle Richtungen geschleudert, als die massive Kette sich vom Turm löste und über Ezios Kopf hinweg ins Wasser

peitschte, wo sie unterwegs noch Schiffsmasten abrasierte. Ezio sah, wie ein Beben durch den Fuß des Turms ging, dann schien sich das Mauerwerk zu beruhigen und implodierte schließlich doch. In einem Hagel aus zerborstenen Ziegeln und Staub stürzte der Turm ein.

Kurz darauf stürmte ein Zug von Janitscharen heran und hielt direkt auf Ezio zu, der seine Deckung inzwischen verlassen hatte. Er wich den Gegnern aus und kletterte mithilfe seiner Hakenklinge am östlichen Wachturm empor. Oben angelangt, schlug er die Wache nieder und hakte sich an das Seil, das zur Anlegestelle mit der Squitatoria hinunterführte. Als er im Begriff war, an dem Seil hinabzurutschen, sah er, wie die Janitscharen Pfeile auf ihre Bogensehnen legten. Doch bevor sie zielen und schießen konnten, wurden sie selbst von einem Pfeilhagel

niedergestreckt, der von den Bögen der Assassinen auf sie herabprasselte. Weitere Assassinen stürmten den Bereich rings um den eingestürzten Turm und setzten leichtfüßig über die Trümmer, um den Kampf gegen die Janitscharen aufzunehmen, die den ersten Angriff überlebt hatten.

Unter ihnen war auch Yusuf. Er schaute herauf und rief Ezio zu: „Denkt dran ... die rote Dau! Und die Schiffe auf dem Weg dorthin sind bewaffnet. Sie werden versuchen, Euch aufzuhalten!“

„Mit denen werde ich schon fertig!“, rief Ezio entschlossen zurück.

„Und wir räumen auf den Docks auf!“

Ezio überließ sein Gewicht der Hakenklinge und dem Seil, stieß sich von der Brüstung des Wachturms ab und sauste hinunter auf den Flammenwerfer zu. Kurz bevor er ihn erreicht hätte, sprang er ab. Sogleich stürzte er

sich auf den ersten Mann des Geschütztrios, das die Waffe auf die Assassinen richten wollte, die in den Trümmern des eingestürzten Turmes kämpften. Ezio stieß den Mann ins Wasser, wo er zwischen den Rümpfen zweier festgemachter Kähne zerquetscht wurde. Die anderen beiden zog Ezio rasch mit seiner Hakenklinge aus dem Verkehr.

Schnell machte er sich mit den Mechanismen des Flammenwerfers vertraut. Er stand auf einem drehbaren Sockel, der mit einer links angebrachten Kurbel bedient wurde. Die Kanone selbst bestand aus Messing und war an der Mündung wie ein Löwenkopf geformt, aus dem die innenliegende Bronzeröhre etwas hervorschaute. Seitlich war ein Feuerstein angebracht, den Funken schlug der Abzugsmechanismus, der die unter Druck stehenden Öldämpfe freisetzte, die

wiederum aus dem erhitzten Bottich im Sockel der Waffe aufschossen.

Aus dem Gewühl um den eingestürzten Turm herum drang eine Stimme zu Ezio. Es war Yusufs. „Gut so! Beschießt die Schiffe mit griechischem Feuer!“, schrie er. „Eure Art zu denken, gefällt mir, Ezio!“

Auf der anderen Seite des Horns brachte die osmanische Garde zwei Kanonen in Stellung, die sie auf die Assassinen richtete, die in Ezios Nähe kämpften. Im nächsten Moment kurbelte Ezio den Flammenwerfer herum und richtete ihn auf die nächstliegenden Schiffe. Er sah Rauchwolken aus den Kanonen aufsteigen, dann hörte er das *Wump!* ihrer Detonationen. Die erste Kanonenkugel schlug vor ihm ins Wasser, die zweite krachte jedoch auf die Anlegestelle und ließ sie gefährlich schwanken.

Aber sie stürzte nicht ein.

Ezio wappnete sich und drückte den Abzug. Mit einem lauten Brüllen schoss eine lange Feuerzunge hervor, die Ezio über die Rahen und Decks der drei Schiffe lecken ließ, die zwischen ihm und Piris Dau im Wasser schaukelten. Das Holz fing sofort Feuer. Ezio hielt den Abzug gedrückt, bis alles Öl im Tank aufgebraucht war, dann ließ er die Waffe zurück und sprang auf einen der Kähne hinab, die unter der Anlegestelle im Wasser lagen, rannte der Länge nach darüber hinweg und warf sich mit einem gewaltigen Sprung in Richtung des ersten der brennenden Schiffe. Er fand Halt am Schanckdeck, zog sich mit der Hakenklinge hinauf und erwehrte sich, kaum an Bord gelangt, zweier verzweifelter Matrosen, die mit Belegnägeln auf ihn losgingen. Er erklomm den Fockmast, der aus dem brennenden Deck aufragte, und schaffte es gerade noch,

an einer Rahe nach unten zu gleiten und sich auf das zweite Schiff in der Reihe hinüberzuwerfen, bevor der Mast hinter ihm brach und im Flammenmeer an Deck des Schiffes aufschlug, das er gerade verlassen hatte.

Auch das zweite Schiff stand in hellen Flammen und begann am Heck bereits zu sinken. Er rannte zum Bug, stieß eine Handvoll panischer Seeleute beiseite und trippelte über den Bugspriet, um von dort aus auf das dritte Schiff überzusetzen, das weniger beschädigt war als die ersten beiden und wo die Mannschaft im Begriff war, die Schiffskanone auf die rote Dau zu richten, die jetzt nur noch zwanzig Meter entfernt war. Zu seinem Schrecken sah Ezio, wie Piri Befehl gab, Segel zu setzen. Seine Matrosen leisteten der Aufforderung hastig Folge, um aus der Reichweite der Kanone zu kommen.

Ezio hob die Stimme und rief die Bruderschaft um Hilfe an. Als er sich umschaute, sah er, dass eine Anzahl von Assassinen bereits seinem gefährlichen Weg gefolgt war und sich unmittelbar hinter ihm befand, bereit, sich auf den Feind zu stürzen. Sie griffen an, und es entspann sich ein blutiges Gemetzel, dem ein paar Assassinen und sämtliche Matrosen auf dem Blockadeschiff zum Opfer fielen. Auf der roten Dau hatte Piri seinen Männern mit erhobenem Arm das Zeichen zum Einhalten gegeben. Er brüllte zu Ezio herüber, er solle sich beeilen, doch seine Stimme ging im Tumult um die Kanone unter.

Schließlich stand Ezio auf dem Schandeck des Blockadeschiffs. Er benutzte seine Armbrust, um ein Seil zur Dau hinüberzuschießen, das Piri dort befestigte, und dann flog Ezio auch schon über die

kabbelige Wasseroberfläche hinweg. Hinter ihm winkten die überlebenden Assassinen zum Abschied, bevor sie sich in die Beiboote der brennenden Schiffe retteten und zum Ufer ruderten.

Ezio grüßte zurück, während er keuchend um Atem rang. Er bewegte seine Gelenke, die etwas steif geworden waren. Dann wurde er auch schon von einer Handvoll von Piri Leuten umringt, die ihn nach Wunden untersuchten und dann zum Ruderhaus geleiteten, wo Piri vor dem nun vollends entfalteten Focksegel stand.

„Ihr habt Euch ganz schön Zeit gelassen“, meinte Piri Reis mit einem breiten Grinsen, das nicht völlig frei von Sorge war.

„Ja. Entschuldigt die Verzögerung!“

Die Männer am Bug holten bereits die Anker ein, und kurz darauf nahm die Dau im Wind Geschwindigkeit auf und fuhr

vorsichtig, aber ungehindert an Reihen brennender Blockadeschiffe vorbei. Der Wind, der sie vorantrug, hatte das Seine dazu beigetragen, dass sich das Feuer, das Ezio gelegt hatte, ausbreiten konnte, ebenso wie die Tatsache, dass die Schiffe zu nah beieinander gelegen hatten.

„Ein Glück, dass ich den Wind im Rücken hatte“, sagte Piri. „Aber ich vermute, dass Ihr das von Anfang an bedacht hattet.“

„Natürlich.“ Ezio nickte.

„Nun“, sagte Piri, als die rote Dau auf südlichem Kurs aus dem Horn hinaus und in den Bosporus segelte, „das verspricht eine interessante Reise zu werden.“

TEIL ZWEI

Denn das, was jetzt zu meinen Ohren drang,
War, wie wenn zu Gesängen Orgeln gehen,
Und wir vor ihrem vollen hellen Klang
Die Worte halb verstehn, bald nicht
verstehn.

– DANTE, PURGATORIO

In Mersin verabschiedete sich Ezio von dem türkischen Admiral. Die Sonne ließ das Meer funkeln.

„Möge Allah Euch schützen, mein Freund!“, sagte der Seefahrer.

„Ich danke Euch, Piri Reis.“

„Ich werde hier auf Eure Rückkehr warten. Aber ich kann nicht ewig bleiben.“

„Ich weiß.“

„Wollt Ihr nicht ein paar meiner Männer mit Euch nehmen?“

„Nein. Es ist am besten, wenn ich allein reise.“

„Dann erlaubt mir wenigstens, Euch ein Pferd zu besorgen. Das beschleunigt Eure Reise und macht sie sicherer.“

„Dafür wäre ich Euch sehr dankbar.“

„Ihr seid ein tapferer Mann, Ezio Auditore, und ein würdiger Nachfolger des großen Mentors Altaïr.“

„Ihr erweist mir zu viel der Ehre.“ Ezio blickte mit starrer Miene landeinwärts. „Wenn ich nicht innerhalb von zwei Mondumläufen zurück bin ...“

Piri Reis nickte ernst. „Geht hin mit Eurem Gott“, sagte er, als sie sich zum Abschied die Hand gaben.

Auf die zweiwöchige Reise folgte ein wiederum zweiwöchiger Ritt nach Norden, erst über den Taurus, dann – nach einer Unterbrechung der Reise in Nigde, zwischen dem Taurus und dem Melendizgebirge – weiter nach Norden, durch die niedrigen braunen Hügel nach Derinkuyu, wo sich Ezios Wissen nach Manuel Palaiologos' Armee sammelte.

In dem kleinen Dorf Nadarim, in Sichtweite der Stadt, die sein Ziel war, unterbrach er seine Reise ein weiteres Mal. Der Schmutz dieses Ortes stand in krassem Gegensatz zu der Schönheit der Landschaft, inmitten derer er lag. Es waren nur wenige Menschen unterwegs, da die Sonne noch nicht aufgegangen war, und die wenigen, die ihm begegneten, beäugten Ezio misstrauisch, als er auf den quadratischen Platz ritt, der auf einer Seite von einer Kirche begrenzt wurde.

Es gab keinerlei Anzeichen militärischer Präsenz, und Ezio beschloss, nachdem er sein Pferd in einem Stall untergestellt hatte, auf den Glockenturm der Kirche zu steigen, um sich einen besseren Blick auf Derinkuyu zu verschaffen.

Mit Adleraugen spähte er über den heller werdenden Himmel, ließ den Blick über die niedrigen Gebäude schweifen, aus der sich

die gar nicht weit entfernt liegende Stadt zusammensetzte, gesprenkelt mit ein paar aufragenden Spitzdächern und Türmen. Doch auch dort gab es keinerlei Hinweise auf eine Garnison oder dergleichen.

Ezio wusste jedoch, dass es dafür einen Grund geben musste.

Er stieg wieder hinab. Der Platz war verlassen und Ezio sofort auf der Hut. Eigentlich hatte er weiterreiten wollen, jetzt allerdings fragte er sich, ob es sicher war, sein Pferd zu holen. Sein Argwohn nahm zu, als er eine Gestalt ausmachte, die im Schatten der Kirchenmauer lauerte.

Er ging auf die Gestalt zu, die herumfuhr und ihm einen Dolch entgegenhielt. Es war eine junge Frau. Zäh, drahtig, braun gebrannt. Sie machte einen fast wilden Eindruck.

„Nicht so nah, *adi herif!*“, knurrte sie.

Ezio hob die Hände. „Warum nennt Ihr mich ein Schwein?“, fragte er ruhig. Er sah Zweifel in ihrem Blick aufflackern.

„Wer seid Ihr? Gehört Ihr zu Manuels Abschaum?“

„Nur die Ruhe! Tarik hat mich geschickt.“

Das Mädchen zögerte, dann senkte es die Waffe. „Wer seid Ihr?“

„Ezio Auditore.“

Sie entspannte sich noch mehr. „Wir erhielten Nachricht vom jungen Prinzen“, sagte die junge Frau. „Ich bin Dilara, Tariks Hauptvertreterin hier. Warum haben sie nur Euch geschickt? Warum nicht mehr? Hat man in Kostantiniyye meine Berichte nicht bekommen?“

„Mehr als mich braucht Ihr nicht.“ Ezio sah sich um. „Wo sind Eure Leute?“

Dilara spuckte aus. „Sie wurden vor über einer Woche von den Byzantinern gefangen

genommen. Ich war als Sklavin verkleidet und konnte entwischen. Aber die anderen ...“ Sie verstummte kopfschüttelnd. Dann warf sie ihm einen Blick zu. „Seid Ihr ein guter Kämpfer?“

„Ich denke schon.“

„Wenn Ihr Euch entschieden habt, dann kommt zu mir. Ihr findet mich in der Stadt dort drüben. Ich werde am Westtor zur unterirdischen Stadt auf Euch warten.“

Sie ließ ihre Zähne aufblitzen und huschte davon, flink wie eine Eidechse.

Ezio bewaffnete sich mit seiner Pistole am linken Handgelenk, der verborgenen Klinge am rechten und einer Anzahl von Rauchbomben, die er an seinem Gürtel befestigte. Die Hakenklinge ließ er in seinem Gepäck.

Zwei Stunden später traf er Dilara am vereinbarten Ort. Das Tor, das sie erwähnt hatte, war groß, mit Eisen beschlagen und geschlossen.

Sie begrüßte ihn knapp und erklärte ohne Umschweife: „Die Byzantiner haben meine Männer vor ein paar Tagen in dieses Höhlensystem gebracht. Soweit ich weiß, wird das Tor weniger streng als die anderen bewacht. Ab und zu schaffen die Soldaten hier

ihren Müll raus, aber meistens gibt niemand darauf acht.“

„Wir schleichen uns also hinein, befreien Eure Männer und führen sie hier heraus?“

„Genau ...“

Ezio versuchte das Tor zu öffnen. Es rührte sich nicht. Mit einem enttäuschten Grinsen wandte er sich an Dilara.

„Ich wollte noch sagen, nachdem Ihr es von drinnen aufgesperrt habt“, brachte Dilara ihren Satz trocken zu Ende.

„Natürlich.“

„Kommt mit!“

Sie ging voraus zu einer Stelle, von der aus ein anderes, größeres Tor zu sehen war, das aus einem gewaltigen runden Stein bestand, der in einer gleichfalls steinernen Spur zur Seite und wieder zurückgerollt werden konnte. Gerade wurde der Zugang geöffnet. Soldaten erschienen, stellten sich

reihenweise auf und marschierten davon, um auf Streife zu gehen.

„Der Haupteingang befindet sich dort unten am Fuß dieses Hügels. Aber er wird gut bewacht.“

„Wartet hier!“, sagte Ezio.

„Wo geht Ihr hin?“

„Ich muss mich mit diesem Ort vertraut machen.“

„Ihr werdet einen Führer brauchen.“

„Warum?“

„Die Anlage ist ein Labyrinth. Seht Ihr diese Türme?“

„Ja.“

„Lüftungsschächte. Und Wasserleitungen. Die Stadt besteht aus elf Ebenen und reicht hundert Meter tief.“

„Ich schaffe das schon.“

„Ihr seid sehr überheblich.“

„Nein, ich bin vorsichtig. Und ich bin nicht unvorbereitet. Ich weiß, dass dieser Ort vor anderthalbtausend Jahren von Phrygern angelegt wurde, und ich kenne mich ein wenig mit seiner Geografie aus.“

„Dann wisst Ihr sicher auch, was sich dort unten befindet – ganz am Grund ein unterirdisches Flussnetz und darüber, auf zehn weiteren Ebenen, Kirchen, Schulen, Werkstätten, Läden, sogar Stallungen und Platz für fünfzigtausend Menschen.“

„Genug Platz also, um eine Garnison zu verbergen.“

Dilara sah ihn an. „Ihr werdet einen Führer brauchen“, wiederholte sie.

„Ich brauche jemanden, der hier die Augen offen hält.“

„Dann geht mit Gott“, sagte sie. „Aber beeilt Euch! Sobald die Patrouillen alle herausgekommen sind, wird der Stein wieder vor

den Zugang gerollt. Wenn Ihr Glück habt, kommt Ihr mit dem Versorgungswagen dort drüben hinein. Ich warte am Westtor auf Euch.“

Ezio nickte und machte sich schweigend auf den Weg.

Er mischte sich unter die örtlichen Byzantiner, die alles andere als glücklich über die neue militärische Präsenz in ihrer Mitte zu sein schienen. Er konnte das Tor ohne Schwierigkeiten passieren, indem er kurzerhand neben einem Ochsenkarren herging.

Drinne sorgten Fackeln für Helligkeit. Die Wände bestanden aus weichem Vulkangestein, schimmerten gelblich braun und waren mit dem Ruß der Jahre verschmiert, dennoch war die Luft frisch. Die Straßen – wenn man die breiten, schmutzigen Gänge so nennen wollte – wimmelten von Soldaten und Bürgern, die sich

aneinander vorbeidrängelten, während sie ihren Angelegenheiten nachgingen. Ezio schob sich zwischen ihnen hindurch und drang tiefer ins Innere der unterirdischen Stadt vor.

Auf der zweiten Ebene von oben stieß er auf eine geräumige Halle, die mit einer Gewölbedecke und verblassenden Fresken versehen war. Er ging über eine der Galerien und schaute hinab auf die Gestalten, die sich sechs Meter unter ihm in der eigentlichen Halle aufhielten. Die Akustik war gut, und so konnte er problemlos hören, was die beiden Männer zueinander sagten. Er hatte sie sofort erkannt – die stämmige Gestalt war Manuel Palaiologos, die hagere Shahkulu. In ihrer Nähe stand ein Wachtrupp parat. Ezio sah einen breiten Tunnel, der in Richtung Westen führte; möglicherweise ein Weg zum Westtor, das Dilara ihm zuvor gezeigt hatte.

„Wie lange wird es dauern, meine Soldaten im Umgang mit diesen Schusswaffen auszubilden?“, fragte Manuel.

„Ein paar Wochen höchstens“, antwortete der mürrische Turkmene.

Manuel sah nachdenklich drein. „Die Hauptstreitmacht der Janitscharen wird inzwischen wissen, dass ich sie hintergangen habe. Aber haben sie die Mittel, um Vergeltung zu üben?“

„Das bezweifle ich. Der Krieg des Sultans gegen Selim beansprucht ihre Aufmerksamkeit völlig.“

Manuel lachte, aber sein Lachen schlug rasch um in ein Husten und Würgen. „Pah!“, keuchte er. „Was ist das für ein Gestank? Sind die Lüftungsschächte blockiert?“

„Ich bitte um Verzeihung, Manuel. Vielleicht hat der Wind gedreht. Ein paar der osmanischen Gefangenen, die wir vor etwa

einer Woche machten, erwiesen sich als ... nun, recht zart und schwach. Wir mussten sie irgendwo ablegen, nachdem sie ... von ihrem unglücklichen Los ereilt wurden.“

Das amüsierte Manuel schon fast wieder, aber er sorgte sich auch. „Shahkulu, versucht, Euren Zorn zu bezähmen. Ich weiß, dass der Sultan Euer Volk gedemütigt hat. Aber es gibt keinen Grund, auf die Menschen zu spucken, die unter uns stehen.“

„Mein Volk gedemütigt?!“, stieß Shahkulu hervor. „Er versuchte uns zu zertreten, als wären wir nichts weiter als Ungeziefer! Darum habe ich mich auf die Seite Ismails von Persien gestellt und den Namen Shahkulu angenommen, Diener des Schahs. Unter diesem Namen werde ich mich gegen alles behaupten, was die Seldschuken dem turkmenischen Volk und allen von uns, die den

Safawiden und dem Gesetz der Schia folgen, entgegenwerfen wollen.“

„Natürlich, natürlich. Trotzdem, entledigt Euch der Beweise“, sagte Manuel und ging, ein parfümiertes Taschentuch vor die Nase gedrückt.

Shahkulu schaute ihm verdrießlich nach, dann schnippte er in Richtung der verbliebenen Leibwächter mit den Fingern. „Ihr drei, schafft die Leichen hinaus und werft sie auf den westlichen Misthaufen!“

Der Truppführer wirkte nervös. „Shahkulu, ich habe keinen Schlüssel für das Westtor“, stammelte er.

Shahkulu explodierte vor Zorn. „Dann finde einen, du Idiot!“, brüllte er und stürmte davon.

Die Wachen schauten einander an.

„Wer hat den Schlüssel? Weiß das jemand?“, fragte der Anführer gereizt. Es

passte ihm nicht, vor seinen Männern als Idiot beschimpft zu werden, und das Grinsen seiner Männer passte ihm auch nicht.

„Ich glaube, Nikolos hat ihn“, sagte einer von ihnen. „Er hat heute frei.“

„Dann ist er sicher auf dem Markt auf der dritten Ebene“, warf der andere Soldat ein.

„Und stopft sich den Wanst voll“, brummte der erste.

„*Hristé mou!* Ich würde Shahkulu am liebsten mit einem Speer durchbohren!“

„He, he!“, machte der Anführer in strengem Ton. „Behalt das für dich, *edáxi?*“

Die letzten Worte hörte Ezio schon kaum noch. Er war bereits auf dem Weg zum Markt, der eine Ebene tiefer stattfand.

Sah man davon ab, dass die Halle tief unter der Erde lag, unterschied sich der Markt kaum von jedem anderen – an Buden verkaufte man Fleisch, Gemüse und Gewürze, deren Düfte überall waren, wenn auch dichter als an der frischen Luft, außerdem Schuhe und Kleidung, eben alles, was der Mensch so brauchte. Und es gab kleine Tavernen und Weinläden. Unweit eines solchen prügelten sich zwei Betrunkene, und zwar um eine hellhäutige Hure, wie es aussah. Eine knochige ältere Frau, die in eleganter Haltung auf einem Stuhl an einem der Tische des Weinladens saß, genoss das Schauspiel offenbar.

Um die beiden Männer, die sich miteinander schlugen, hatte sich ein Kreis von Zuschauern gebildet, die sie mit wüsten Rufen anfeuerten. Ezio gesellte sich hinzu.

„Verpass ihm eine!“

„Schlag ihn!“

„Bring den Bastard um!“

„Ist das alles, was du draufhast?“

„Blut! Blut!“

„Reiß ihn in Stücke!“

Unter den Schaulustigen, von denen die meisten genauso betrunken waren wie die beiden, die sich prügeln, befand sich ein fatter, rotgesichtiger Soldat mit ungepflegtem Bart und fliehendem Kinn, der einen Weinschlauch in der Hand hielt und im Chor der anderen mit krakeelte. Der aufgeknöpfte lederne Geldbeutel am Gürtel des Mannes war Ezio bereits aufgefallen, und daraus lugte ein großer Eisenschlüssel hervor. Ezio

sah sich um und erblickte die drei Wachen aus der Freskenhalle, die sich von der anderen Seite des Marktes her näherten.

Er durfte keine Zeit verlieren. Von hinten schob er sich neben den fetten Soldaten und pflückte ihm den Schlüssel aus dem Geldbeutel, genau in dem Moment, als seine Kameraden ihn beim Namen riefen.

Nikolos würde einiges zu erklären haben, dachte Ezio, während er auf die zweite Ebene zurückkehrte und dort in den Tunnel trat, aus dem der Gestank gedrungen war – und der, wie er vermutete, zum Westtor führte.

„Ihr habt Euch ja ganz schön Zeit gelassen“, flüsterte Dilara barsch, als Ezio das Westtor von innen aufschloss und sie einließ. „Bitte schön!“, brummte Ezio grimmig.

Dann tat Dilara genau das, was Ezio erwartet hatte – sie fuhr sich mit der Hand ins Gesicht. „*Aman Allahim!* Was ist das?“

Ezio trat beiseite und wies auf einen Haufen von Leichen, der sich gleich hinter dem Eingang in einer breiten Nische türmte. „Nicht alle wurden gefangen genommen.“

Dilara stürzte auf den Haufen aus Leibern zu, blieb dann abrupt stehen und starrte auf die Toten. „Die armen Menschen! Möge Gott sie zu sich nehmen!“ Ihre Schultern sanken im gleichen Maße herab, wie ihre

Niedergeschlagenheit wuchs. So wirkte sie ein wenig menschlicher. „Das hat bestimmt dieser abtrünnige Turkmene getan, dieser Shahkulu“, sagte sie.

Ezio nickte.

„Ich werde ihn töten!“

Sie rannte davon.

„Wartet!“, rief Ezio ihr nach, aber es war zu spät. Sie war schon fort.

Ezio folgte ihr und fand sie nach einer Weile an einer versteckten Stelle, von der aus man freien Blick auf einen kleinen Platz hatte. Vorsichtig näherte er sich ihr. Sie kehrte ihm den Rücken zu und schaute hinab auf etwas, das sich unten auf dem Platz abspielte, er jedoch noch nicht sehen konnte.

„Zusammenarbeit ist nicht Eure Stärke“, meinte er, als er sie erreichte.

Sie drehte sich nicht um. „Ich bin hier, um den Rest meiner Männer zu retten“, sagte sie

kühl. „Nicht, um Freundschaften zu schließen.“

„Man muss nicht befreundet sein, um zusammenzuarbeiten“, sagte Ezio. „Aber es wäre gut zu wissen, wo Eure Männer waren. Dann könnte ich Euch helfen, sie zu finden.“

Ein qualvoller Schrei unterbrach ihn. Rasch trat er neben die türkische Spionin. Ihre Miene hatte sich verhärtet.

„Dort“, sagte sie nur und zeigte nach vorn.

Ezios Blick folgte ihrem Fingerzeig und fiel auf eine Anzahl osmanischer Gefangener, die inmitten des Platzes mit gefesselten Händen auf dem Boden saßen. Einer von ihnen wurde soeben von byzantinischen Soldaten zu Boden geworfen. Nicht weit entfernt erhob sich ein provisorischer Galgen, an dem ein weiterer Osmane hing. Man hatte ihm die Arme nach hinten gedreht und ihn an den Handgelenken aufgehängt. In seiner

Nähe stand Shahkulu, der trotz der Henker-
skapuze, die er trug, eindeutig zu erkennen
war. Der Mann am Galgen schrie, während
Shahkulu ihm Schlag um Schlag versetzte.

„Das ist Janos“, sagte Dilara und wandte
sich endlich zu Ezio um. „Wir müssen ihm
helfen!“

Ezio verfolgte genau, was vorging. „Ich
habe eine Pistole, aber ich kann sie nicht ein-
setzen“, sagte er. „Die Panzerung, die er
trägt, ist so dick, dass eine Kugel sie nicht
durchdringen kann.“ Er schwieg einen Mo-
ment lang. „Ich muss näher ran.“

„Wir haben nicht viel Zeit. Das ist kein Ver-
hör. Shahkulu foltert Janos zu Tode. Und
dann wird er sich den nächsten vornehmen.
Einen nach dem anderen ...“

Sie zuckte unter jedem Hieb, jedem Auf-
schrei zusammen.

Sie hörten das Gelächter und die höhnischen Bemerkungen von Shahkulus Männern.

„Ich glaube, ich weiß, wie wir vorgehen können“, sagte Ezio. Er hakte eine Rauchgranate von seinem Gürtel. „Wenn ich die werfe, geht ihr rechts herum und versucht, im Schutz des Rauches aus dieser Bombe die Fesseln Eurer Männer durchzuschneiden.“

Sie nickte. „Und Shahkulu?“

„Überlasst ihn mir!“

„Sorgt nur dafür, dass Ihr die Ratte erledigt.“

Ezio zog den Stift aus der Granate, wartete kurz, bis der Rauch herauszuquellen begann, dann zielte er sorgfältig und schleuderte sie in Richtung des Galgens. Die Byzantiner dachten, sie hätten sich aller Gegner entledigt, und rechneten nicht mit einem Angriff. Sie wurden völlig überrascht.

In dem entstehenden Durcheinander sprangen Ezio und Dilara die Schräge hinunter und trennten sich unten, sie wandte sich nach rechts, er nach links. Den ersten Soldaten, der auf ihn zukam, schoss Ezio nieder, einem anderen zertrümmerte er mit der Schiene, die er am linken Unterarm trug, den Kiefer. Dann ließ er seine verborgene Klinge hervorzucken und drang rasch zu Shahkulu vor, der, nachdem er einen schweren Säbel gezogen hatte, dastand und sich nach links und rechts drehte, weil er nicht wusste, aus welcher Richtung der Angriff erfolgen würde. In dem Moment, da seine Aufmerksamkeit abgelenkt war, sprang Ezio auf ihn zu und stieß ihm die Klinge über der Brust in den Leib, genau zwischen dem unteren Saum seiner Maske und dem oberen Rand seiner Panzerung. Dunkles Blut quoll um seine Faust hervor, während er die

Klinge in die Wunde gedrückt hielt. Shahkulu ging zu Boden, Ezio hielt sich an ihm fest und fiel mit ihm und kniete schließlich über dem Mann, dessen Zuckungen immer kraftloser wurden. Seine Augen schlossen sich.

„Menschen, die Mord zum Fetisch machen, verdienen keine Gnade“, sagte Ezio mit den Lippen dicht am Ohr des Mannes.

Doch da riss Shahkulu die Augen auf, sein Blick war starr und irr, und eine Faust, die in einem Kettenhandschuh steckte, schoss hoch und schloss sich fest um Ezios Kehle. Shahkulu fing wie wahnsinnig an zu lachen. Dadurch wurde das Blut schneller aus seiner Wunde gepumpt, und Ezio rammte die Klinge noch tiefer hinein und drehte sie wild. Mit einem letzten Zucken stieß Shahkulu den Assassinen von sich. Ezio landete rücklings im Staub. Dann wölbte Shahkulu den

Rücken in seiner Todesqual, ein Rasseln drang aus seiner Kehle, und er fiel zurück und blieb reglos liegen.

Ezio rappelte sich auf und säuberte seine Klinge an Shahkulus Kleidung. Dilara hatte bereits ein paar ihrer Männer befreit, und Ezio kam gerade noch rechtzeitig dazu, um zu sehen, wie sie sich auf den Rücken des letzten fliehenden byzantinischen Überlebenden warf, ihn zu Boden riss und ihm mit einer sauberen Bewegung den Hals durchschnitt. Dann sprang sie hoch, landete wie eine Katze und wandte sich nach ihren geretteten Männern um.

Ezio versetzte Shahkulus Leichnam einen Tritt, um sich zu vergewissern, dass er jetzt wirklich tot war. Dilara half ihren Männern beim Aufstehen.

„Gott segne Euch, Dilara!“, sagte Janos, als sie ihn vom Galgen schnitt.

„Könnt Ihr gehen?“

„Ich glaube schon.“

Ezio trat zu ihnen. „Hat Eure Einheit Manuel die Waffen gebracht?“

Sie nickte.

„Dann müssen wir sie zerstören.“

Sie nickte abermals. „Aber die meisten davon funktionieren ohnehin nicht. Das Schießpulver ist allerdings echt. Wir konnten ihm nichts anderes unterschieben.“

„Bene“, sagte Ezio. Sein Blick glitt über die Osmanen ringsum. „Lasst Euch nicht blicken, bis Ihr die Explosionen hört, und dann lauft!“

„Explosionen?“, fragte Dilara. „Wenn Ihr das tut, bricht hier die Hölle los. Ihr werdet die ganze Stadt in Panik versetzen.“

„Darauf zähle ich“, erwiderte Ezio. „Die Explosionen werden die Waffen vernichten,

und die Panik kann uns nur von Nutzen sein.“

Dilara ließ es sich durch den Kopf gehen. „Gut. Ich bringe meine Männer an einen sicheren Ort. Aber was ist mit Euch?“

„Nach den Explosionen knöpfe ich mir Manuel Palaiologos vor.“

Die unterirdische Stadt verfügte über weitläufige Gewölbe, große, von Menschenhand geschaffene Höhlen, in denen das Schießpulver und die Waffen für Manuels Armee gelagert wurden. Man hatte ein System aus Flaschenzügen und Rollen angelegt, um Pulverfässer an straff gespannten Seilen hin und her zu transportieren, und von einer Galerie auf der fünften Ebene aus beobachtete Ezio eine Gruppe byzantinischer Zivilisten, die unter den wachsamen Augen von Manuels abtrünnigen Soldaten gerade einen solchen Transport vornahmen. Die Gelegenheit war perfekt, und er dankte Gott, dass die Sicherheitsvorkehrungen so nachlässig waren. Die Soldaten vertrauten

offenbar darauf, dass ihnen kein Angriff drohen konnte, und er war schneller gewesen, als sich die Nachricht von der Entdeckung des Leichnams Shahkulus und seiner toten Folterknechte in der unterirdischen Stadt verbreiten konnte.

Er hatte seine verborgene Klinge durch den Haken ersetzt und seine Pistole nachgeladen. Er mischte sich unter einen Arbeitertrupp und sah zu, wie ein Fass an einem der Seile entlangmanövriert wurde. Um sie her waren Hunderte von Fässern aufeinandergestapelt, und an den Wänden reihten sich Holzkisten, die Musketen enthielten.

„Langsam! Vorsichtig!“, rief ein Aufseher. „Das ist Schießpulver, keine Hirse!“

„Alles klar!“, gab ein Mann, der eine Winde bediente, zurück.

Ezio sah sich um und überlegte. Wenn es ihm gelänge, eine Explosion so auszulösen,

dass sie zu einer Kettenreaktion führte, die sich durch die drei Lagerhäuser, von denen er wusste, zog ...

Das konnte klappen.

Während er inmitten der Arbeiter zwischen den Hallen hin und her wanderte, lauschte er aufmerksam ihren Gesprächen, um sich ein Bild von ihrer Stimmung zu machen. Dabei fand er heraus, dass nicht alle Byzantiner Schufte waren. Wie gewöhnlich waren es diejenigen, die zu selbstgefällig und zu machthungrig waren, die Schuld trugen am Unglück aller anderen.

„Es könnte schlimmer sein, wisst Ihr?“, sagte eine Frau zu einem Mann.

„Noch schlimmer?“

„Besser den Turban des Türken als die Tiara des Papstes. Die Osmanen haben wenigstens etwas Respekt vor unserer orthodoxen Kirche.“

„Still! Wenn Euch jemand hört!“, warnte eine andere Frau.

„Sie ist verrückt!“ Der Mann wandte sich an die erste Frau. „Hört Ihr eigentlich, was Ihr da redet?“

„Na schön, dann bin ich eben verrückt! Und wenn Ihr zufrieden seid, Zwangsarbeit zu verrichten und wie ein Maulwurf unter der Erde zu hausen, dann ist's ja gut!“

Darüber dachte der Mann nach. „Na ja, es stimmt schon, in den Krieg will ich nicht ziehen. Ich möchte nur meine Familie ernähren.“

Das hörte ein anderer Mann, ein Aufseher in Templeruniform, der daraufhin nicht ohne Mitgefühl einwarf: „Niemand will Krieg, mein Freund. Aber was sollen wir machen? Seht doch nur, wie wir leben! Diese Türken haben unser Land geraubt. Findet

ihr, dass wir das kampflos hinnehmen sollten?“

„Nein, nein“, sagte der erste Mann. „Ich ... ich weiß einfach nicht. Ich habe das alles so satt. Wir sind alle des Kämpfens so müde!“

Amen, dachte Ezio, als er zwischen zwei sieben Meter hohen Stapeln aus Fässern verschwand.

Sobald er außer Sicht war, bohrte er mit der Spitze seines Säbels ein Loch in ein Fass und fing etwas von dem herausrieselnden Pulver in einem Lederbeutel auf. Dann legte er eine Spur den Gang zwischen den Fässerreihen hinunter bis zum Durchgang in die zweite Halle. Dort wie auch in der dritten Halle wiederholte er das Ganze, bis die Spur die Bogentür erreichte, die hinausführte. Dann wartete er geduldig, bis die gewöhnlichen Arbeiter ihr Tagwerk verrichtet und sich

zurückgezogen hatten, sodass er sie nicht mehr in Gefahr bringen konnte.

Nur die Wachen blieben zurück.

Ezio vergewisserte sich, dass sein Fluchtweg frei war, bezog ein paar Meter vom Ausgang entfernt Stellung, ließ die Pistole in seine Hand gleiten und schoss auf das nächste Fass. Dann drehte er sich um und rannte los.

Die gewaltigen Explosionen, die nun folgten, erschütterten die Grundfesten der unterirdischen Stadt wie ein Erdbeben. Hinter Ezio zerbarsten Decken und stürzten ein. Überall waren Rauch, Staub, Trümmer und Chaos.

Ezio erreichte den großen Raum auf der zweiten Ebene etwa zur selben Zeit wie Manuel, der umringt von einer großen Zahl von Gardisten hereinstolperte. Ezio versteckte sich hinter einer Säule, beobachtete und wartete ab. Er würde die Sache nach Möglichkeit heute Nacht zu Ende bringen. Er hatte gesehen, dass Manuel den fehlenden Masyaf-Schlüssel bei sich hatte, jenen, den die Templer unter dem Topkapi-Palast gefunden hatten. Und wenn er diesen Schlüssel dabei hatte, dann plante der nächste Möchtegernkaiser von Byzanz offenbar seine Flucht.

„Was zum Teufel ist hier los?“, brüllte Manuel, teils wütend, teils angsterfüllt.

„Sabotage, Manuel“, sagte ein Templerhauptmann neben ihm. „Ihr müsst in Deckung gehen.“

Inzwischen füllte sich der Raum auf einer Seite mit panisch schreienden Menschen. Ezio sah, wie Manuel den Schlüssel in eine Tasche stopfte, die er an einem Riemen um seinen korpulenten Leib trug, und den Templerhauptmann mit dem Ellbogen beiseitestieß. „Aus dem Weg!“, fauchte er.

Er stieg auf ein Podium und richtete das Wort an die Menge, unter die Ezio sich mischte und in der er sich dann weiter nach vorn drängte, auf Manuel zu.

„Bürger!“, rief Manuel mit hoher Stimme. „Soldaten! Reißt euch zusammen! Gebt Eurer Angst nicht nach! Wir sind die wahren Hirten von Constantinopolis. Wir sind die Herren dieses Landes. Wir sind Byzantiner!“ Er verstummte, um seine Worte wirken zu

lassen, aber wenn er auf Beifall gehofft hatte, sah er sich getäuscht. Also redete er weiter. „*Kouráyo!* Habt Mut! Gebt nicht auf! Lasst Euch von niemandem ...“

Er brach ab, als er Ezio näher kommen sah. Sein sechster Sinn musste ihn gewarnt haben, denn er fluchte heftig vor sich hin, sprang behände vom Podium, eilte in Richtung eines Ausgangs im rückwärtigen Teil der Halle und rief dabei seinen Leibwächtern zu: „Haltet diesen Mann auf! Den großen mit der spitzen Kapuze! Macht ihn nieder!“

Ezio kämpfte sich den Weg durch die konfuse Menge frei, nahm die Verfolgung Manuels auf und wich den Templersoldaten aus oder schlug sie nieder. Als er sich ihrer endlich entledigt hatte, schaute er nach hinten. Sie waren genauso verwirrt wie die Bewohner der Stadt, blickten wild in jede Richtung, nur nicht in seine, riefen

Verwünschungen und Befehle und rannten schließlich einfach davon. Manuel hatte sich zu schnell aus dem Staub gemacht, als dass ihm einer seiner Männer hätte folgen können. Nur Ezio hatte ihn nicht aus seinen scharfen Augen gelassen.

Für seine Körperfülle war Manuel sehr flink. Ezio eilte einen langen, schwach erleuchteten Gang hinunter und hielt nur inne, um in abzweigende Tunnel zu blicken und sich zu vergewissern, dass Manuel nicht darin verschwunden war. Weit voraus erhaschte er einen Blick auf ein im Fackelschein schimmerndes Seidengewand, als Manuel eine schmale Treppe emporstieg, die man in den Fels geschlagen hatte und die zur ersten Ebene hinaufführte. Der Mann, der König werden wollte, suchte den schnellsten Weg hinaus, nachdem seine Waffen und Munition

nun verloren und seine Soldaten in Auflösung begriffen waren.

Ezio stürmte ihm hinterher.

In einem leeren Haus, das auf der ersten Ebene aus dem Gestein gehauen worden war, trieb er ihn schließlich in die Enge. Manuel wandte sich ihm zu, ein merkwürdiges Lächeln auf den lasziven Lippen.

„Seid Ihr wegen des Masyaf-Schlüssels hier?“, fragte er. „Ist es so? Seid Ihr gekommen, um uns zwei Jahre unserer Mühen zu berauben, die uns zu dem führten, was die Assassinen weggeworfen hatten?“

Ezio antwortete nicht, behielt ihn aber genau im Auge. Es war unmöglich zu sagen, was für Tricks dieser Mann noch im Ärmel hatte.

„Ihr führt einen Kampf, den Ihr nicht gewinnen könnt, Assassine!“, fuhr Manuel fort, auch wenn sich nun eine Spur von

Verzweiflung in seine Stimme schlich. „Unsere Zahl wächst, unser Einfluss weitet sich aus. Wir wirken im Verborgenen, obwohl wir für jedermann zu sehen sind!“

Ezio trat einen Schritt auf ihn zu.

„Bleibt stehen und denkt kurz nach!“, sagte Manuel, eine beringte Hand erhoben. „Denkt nach über diejenigen, deren Leben Ihr heute zerstört habt ... über die Anarchie, die Ihr hier gesät habt! Ihr! Ihr nutzt ein armes, verschlepptes Volk aus, Ihr benutzt uns, um Eure vergebliche Suche voranzutreiben! Doch wir kämpfen für Würde, Assassine! Wir kämpfen um die Wiederherstellung des Friedens in diesem geplagten Land!“

„Von Frieden reden die Templer gern und schnell“, erwiderte Ezio, „nur sind sie langsam, wenn es darum geht, Macht aufzugeben.“

Manuel winkte ab. „Weil Macht Frieden schafft. Idiot! Umgekehrt geht es nicht. Diese Menschen würden untergehen ohne eine feste Hand, die sie oben hält und für Ordnung sorgt!“

Ezio lächelte. „Und ich hielt Euch für ein Ungeheuer, das zu töten ich herkam.“

Manuel schaute ihm in die Augen, und Ezio hatte den beunruhigenden Eindruck, dass der Mann sich seinem Schicksal ergab. Die plumpe, geckenhafte Gestalt mit den blitzenden Edelsteinen und dem schön gepflegten Schnurrbart strahlte eine sonderbare Würde aus. Ezio ließ seine Klinge hervorschnellen, stach sie Manuel tief in die Brust und stützte ihn, als er niedersank, jedoch nur auf die Knie, ohne ganz zu stürzen, weil er sich an der Lehne einer steinernen Bank abstützte und Ezio ruhig ansah. Als er sprach, klang seine Stimme erschöpft. „Ich

hätte Konstantins Nachfolge antreten sollen. Ich hatte so viele Pläne. Wisst Ihr, wie lange ich gewartet habe?“

„Eure Träume sterben mit Euch, Manuel. Euer Reich existiert nicht mehr.“

Obleich er sichtlich Schmerzen litt, gelang Manuel ein belustigter Ton. „Mag sein, aber ich bin nicht der Einzige mit dieser Vision, Assassine. Der Traum unseres Ordens ist universell. Osmane, Byzantiner ... das sind nur Namen, Kostüme und Fassaden. Dahinter gehören alle Templer zur selben Familie.“

Ezio verlor die Geduld. Die Zeit verging, und er war selbst noch nicht in Sicherheit. „Genug geschwafelt. Ich bin wegen des Masyaf-Schlüssels hier.“ Er bückte sich und nahm die Tasche, die Manuel noch immer um die Schulter geschlungen hatte. Auf

einmal wirkte Manuel viel älter als Ende fünfzig.

„Dann nehmt ihn Euch“, sagte er, noch immer unter Schmerzen und noch immer amüsiert. „Nehmt ihn und sucht Euer Glück! Wir werden sehen, ob Ihr auch nur bis auf hundert Meilen an das Masyaf-Archiv herankommt, ehe Euch einer von uns den Garaus macht.“

Dann versteifte sich sein ganzer Körper, er streckte die Arme, als erwachte er aus dem Schlaf, und kippte schließlich nach vorn, hinein in eine Schwärze ohne Dimension und Laut.

Ezio blickte noch einen Moment lang auf den Toten und hing seinen Gedanken nach, dann durchwühlte er schnell Manuels Tasche. Er entnahm ihr nur den Schlüssel, den er in seine eigene steckte, und ließ

Manuels Tasche neben dessen Leichnam fallen.

Dann wandte er sich zum Gehen.

Die oberen Ebenen der unterirdischen Stadt waren abgeriegelt worden von den Soldaten der Templer und der Byzantiner, die ihren vorgesetzten Offizieren treu ergeben waren und nicht wussten, was als Nächstes geschehen mochte. Es würde nicht lange dauern, bis Manuels Leiche entdeckt wurde, und Ezio befand, dass seine beste – und vielleicht einzige – Chance zur Flucht in dem unterirdischen Flussnetz bestand, das die elfte Ebene der Anlage einnahm.

Die unteren Ebenen von Derinkuyu waren wie die Hölle auf Erden. Rauch und Dämpfe erfüllten die unterirdischen Straßen. Auf Ebenen sowohl unter- als auch oberhalb der Lagerhäuser, in denen Ezio die Waffen- und

Munitionsvorräte von Manuel zerstört hatte, waren Brände ausgebrochen. Eingestürzte Decken und Wände blockierten viele Durchgänge, und Ezio musste etliche Umwege in Kauf nehmen. Mehrmals sah er, wenn er an Trümmerhaufen vorbeiging, die Glieder derjenigen unter dem Geröll hervorragen, die darunter zerquetscht worden waren. Er versuchte, die Konsequenzen seines Tuns nicht an sich heranzulassen, aber es gelang ihm nicht. Soldaten und Bewohner der Stadt wankten wie benommen umher, Schals und Taschentücher vor das Gesicht gedrückt, mit tränenden Augen. Ezio, bisweilen selbst um Atem ringend, drang beharrlich weiter in die Tiefe vor, über Rampen, Gänge und Treppen, die in den Stein gehauen waren, bis er auf der untersten Ebene ankam.

Es wurde lichter, und der dumpfige Geruch von Wasser auf engem Raum war ihm schon auf der neunten Ebene in die Nase gestiegen.

Aufgrund des Tumults, der infolge der Explosionen ausgebrochen war, hatte Ezio die Stadt fast ungehindert durchqueren können, und nun stand er allein auf einem Steg am Rand eines künstlich angelegten unterirdischen Sees. Weit im Süden – er nahm an, dass es Süden war, denn hier unten war es schwierig, die Orientierung zu bewahren – machte er einen Lichtschimmer aus, wo der Fluss, der den See speiste, wieder davon- und hinaus ins Freie führte. Die Stelle musste sich weit entfernt und viel tiefer als Derinkuyu befinden. Ezio hatte keine Zeit, darüber nachzugrübeln, denn er sah, wie sich von einem anderen Steg, etwa zwanzig Meter entfernt, ein Floß löste, das mit einem halben Dutzend byzantinischer Seeleute

besetzt war. Ezios eigentliches Augenmerk galt jedoch dem Passagier. Am Heck stand ein eleganter, bärtiger Mann.

Prinz Ahmet Osman.

Auch Ahmet hatte Ezio gesehen und wies seine Ruderer an, auf ihn zuzusteuern. Als er nahe genug heran war, rief er den Assassinen in spöttischem Ton an.

„Armer Manuel. Der letzte Palaiologo.“

Die Überraschung verschlug Ezio einen Moment lang die Sprache. Dann sagte er: „Die Neuigkeit hat ja schnell die Runde gemacht.“

„Die Assassinen sind nicht die Einzigen, die Spione beschäftigen.“ Ahmet hob die Schultern. „Aber ich hätte Manuel nicht die Verantwortung für unsere Masyaf-Expedition übertragen sollen. Er war ein anmaßender Kerl. Unmöglich unter Kontrolle zu halten.“

„Ihr enttäuscht mich, Ahmet. Warum die Templer?“

„Nun, Ezio ... Oder soll ich Euch weiterhin Marcello nennen? Es ist so: Ich habe die sinnlosen Blutfehden zwischen Vätern, Söhnen und Brüdern satt. Um wahren Frieden zu finden, muss die Menschheit sich bewegen wie ein Körper, gelenkt von einem Geist.“ Er nickte. „Die Geheimnisse im Großen Tempel werden uns genau dies bescheren. Und Altaïr wird uns zu ihnen führen.“

„Ihr macht Euch etwas vor! Altaïrs Geheimnisse sind nicht für Euch bestimmt! Und Ihr werdet den Großen Tempel nie finden!“

„Das werden wir ja sehen.“

Ezio bemerkte, dass Ahmet an ihm vorbeischaute, und als er sich umdrehte, sah er, wie eine Anzahl von byzantinischen Soldaten auf ihn zuschlich.

„Wie auch immer, ich bin nicht daran interessiert, mit Euch über Moral und Ethik zu streiten, Assassine. Ich bin wegen der Masyaf-Schlüssel hier.“

Ezio lächelte höhnisch, zog den Schlüssel, den er Manuel gerade abgenommen hatte, aus der Tasche und hielt ihn hoch. „Wollt Ihr damit sagen, dass es mehr als nur diesen einen gibt?“

„Das habe ich jedenfalls gehört“, erwiderte Ahmet in weltmännischem Ton. „Aber vielleicht sollte ich jemanden fragen, der womöglich noch besser Bescheid weiß als Ihr. Sofia Sartor. Der Name stimmt doch, oder?“

Ezio war augenblicklich besorgt, doch versuchte er es sich nicht anmerken zu lassen. „Sie weiß nichts! Lasst sie in Ruhe!“

Ahmet lächelte. „Wir werden sehen.“

Er gab seinen Männern einen Wink, woraufhin die das Floß fortlenkten.

„Wenn Ihr sie anrührt, bringe ich Euch um.“

„Ich weiß, dass Ihr das versuchen werdet, mein lieber Ezio. Aber ich bezweifle, dass Euch Erfolg beschieden sein wird.“ Ahmet hob die Stimme und richtete das Wort an die Männer am Ufer. „Tötet ihn, nehmt ihm den Schlüssel ab und bringt ihn mir sofort!“

„Wollt Ihr nicht bleiben und Euch das Schauspiel ansehen?“, fragte Ezio kalt.

„Dazu ist mir meine eigene Sicherheit zu teuer“, antwortete Ahmet. „Ich kenne Euren Ruf, und ich habe heute und hier ein Beispiel Eures Wirkens gesehen. Derart in die Enge getrieben seid Ihr wahrscheinlich doppelt so gefährlich. Außerdem verabscheue ich Gewalt.“

Das Floß entfernte sich und ließ Ezio mit den Byzantinern zurück, die sich vor ihm aufrehten. Er wollte seine Möglichkeiten abwägen.

Aber es gab keine Möglichkeiten.

Er stand am Ende des Stegs, hatte keine Rückzugsmöglichkeit, und schwimmend würde ihm die Flucht nicht gelingen. Er musste es mit zwanzig oder dreißig Gegnern zu tun haben. Ein paar von ihnen waren mit Musketen bewaffnet, die der Zerstörung der Lagerhäuser entgangen waren. Der Hauptmann der Einheit kam näher.

„Gebt uns den Schlüssel, *kyrie!*“, verlangte er sarkastisch. „Ich glaube nicht, dass Euch eine Wahl bleibt.“

Die Männer, die ihn flankierten, hoben ihre Musketen.

Ezio musterte sie. Diesmal, das musste er sich eingestehen, war er geschlagen. Er hatte

seine Pistole, aus der er allenfalls zwei Schüsse abfeuern konnte, seine verborgene Klinge und seinen Säbel. Aber ganz gleich, wie schnell er wäre, die Kugeln aus den Musketen würden ihn treffen. Vielleicht würden sie aber ohnehin schießen – das wäre der einfachste Weg, den Schlüssel zu bekommen. Vielleicht bliebe ihm noch Zeit, ihn in den See zu schleudern, bevor er starb.

Ezio konnte nur beten, dass Yusuf die anderen vier Schlüssel nie in die Hände der Templer fallen lassen würde und dass Sofia unnötige Foltern erspart blieben, denn er hatte ihr um ihrer eigenen Sicherheit willen nicht verraten, wo er sie deponiert hatte.

Aber offenbar war er nicht vorsichtig genug gewesen.

Nun, irgendwo endete jedermanns Weg einmal.

Der Hauptmann hob die Hand, und die Finger der Musketiere krümmten sich um die Abzüge.

Als die Musketen krachten, warf Ezio sich flach auf den Steg.

Von hinten und oben gingen Pfeile wie Regen auf die Byzantiner nieder. Binnen Sekunden lagen Prinz Ahmets Soldaten allesamt entweder tot oder verwundet am Rand des Sees.

Eine Kugel hatte Ezios Kapuze gestreift und angesengt, ansonsten war er unversehrt, und er dankte Gott, dass ihn das Alter nicht langsamer gemacht hatte. Als er auf die Füße kam, sah er Dilara am anderen Ende des Stegs stehen. Ihre Männer stiegen die Treppen herunter. Diejenigen, die bereits unten angekommen waren, liefen zwischen den Byzantinern umher, schieden die Lebenden

von den Toten und kümmerten sich um die Verletzten.

„Euch kann man keinen Augenblick lang allein lassen“, sagte Dilara.

„Es scheint fast so“, meinte Ezio. „Ich danke Euch.“

„Habt Ihr gefunden, wonach Ihr gesucht habt?“

„Ja.“

„Dann sollten wir lieber von hier verschwinden. Ihr habt für ziemliche Unruhe gesorgt, wisst Ihr?“

„Sieht so aus.“

Sie schüttelte den Kopf. „Sie werden Jahre brauchen, um sich von diesem Schlag zu erholen. Wenn es ihnen überhaupt gelingt. Aber sie haben sicher noch genug Kraft, um Euch zum Teufel zu schicken, sollten sie Euch erwischen. Kommt!“

Sie stiegen die Treppe hinauf.

„Wartet! Wäre es nicht besser, mit einem Boot von hier zu verschwinden?“

„Seid Ihr verrückt? Die warten doch auf Euch, wo der Fluss ins Freie tritt. Das ist eine ganz enge Klamme. Ihr wärt sofort ein toter Mann, und ich möchte nicht, dass meine Arbeit hier vergeudet war.“

Ezio folgte ihr gehorsam.

Sie stiegen mehrere Ebenen weit nach oben und nahmen dann eine Straße, die sich nach Süden verlief. Dort hatte sich der Rauch ein wenig gelichtet, und die Menschen waren zu sehr damit beschäftigt, Brände zu löschen, um ihnen große Aufmerksamkeit zu zollen. Dilara ging äußerst zügig voran, und es dauerte nicht lange, bis sie ein Tor erreichten, ähnlich dem, das Ezio auf der Westseite der Stadt geöffnet hatte. Dilara holte einen Schlüssel hervor und öffnete die eisenbeschlagene Tür.

„Ich bin beeindruckt“, bekannte Ezio.

„Und das zu Recht. Richtet in Konstantin-iyye aus, dass sie beruhigt sein können und ihre Leute hier ausgezeichnete Arbeit leisten.“

Ezio blinzelte ins Sonnenlicht, das durch die Tür hereinströmte und nach der Düsternis der unterirdischen Stadt blendend hell schien. Er sah eine Straße, die sich in Richtung Süden schlängelte und dabei das trostlose Dörflein Nadarim berührte.

„Euer Pferd steht dort gesattelt, gefüttert und getränkt im Stall bereit. Proviant für Euch befindet sich in den Satteltaschen. Ihr könnt es gefahrlos abholen. Das Dorf wurde befreit, und man hat bereits angefangen, die Gebäude weiß zu streichen. Bei Allah, das Dorf hatte eine Aufmunterung nötig, und jetzt ist es seine Unterdrücker los“, sagte Dilara. Ihre Nasenflügel blähten sich

triumphierend. „So, nun macht, dass Ihr fortkommt. Ahmet wird bald erfahren, was passiert ist. Er wird natürlich nicht wagen, selbst zurückzukommen, aber Ihr könnt Euch darauf verlassen, dass er jemanden auf Euch ansetzen wird.“

„Hat er denn noch jemanden?“

Dilara lächelte, ein wenig gezwungen zwar, aber sie lächelte. „Geht schon. Bis zum Ende der Woche solltet Ihr Nigde erreicht haben. Wenn Ihr unterwegs niemandem in die Hände fällt, werdet Ihr bei Vollmond wieder in Mersin sein.“

„Schneller als geplant.“

„Glückwunsch!“

„Was ist mit Euch?“

„Unsere Arbeit hier ist noch nicht getan. Jedenfalls ziehen wir nicht ohne direkten Befehl aus Konstantiniyye ab. Grüßt Tarik von mir.“

Ezio sah sie einen Moment lang bitter und schweigend an, dann sagte er: „Ich werde an der Hohen Pforte, dem Sitz des osmanischen Parlaments, berichten, wie tief man in Eurer Schuld steht.“

„Tut das. Und jetzt muss ich zurück zu meinen Männern und unsere Gruppe neu gliedern. Euer kleines Feuerwerk hat unter anderem auch unser Hauptquartier zerstört.“

Ezio wollte noch etwas sagen, aber da war sie schon weg.

Die Reise zurück zur Küste verlief schnell und erfreulich ereignislos.

„Ihr seid früh dran“, sagte Piri Reis, als Ezio am Fuß der Laufplanke der roten Dau auftauchte.

„Und das ist auch gut so. Wir müssen so bald wie möglich nach Konstantiniyye aufbrechen.“

„Habt Ihr den fünften Schlüssel?“

Ezio lächelte und tätschelte die Tasche, die er an der Hüfte trug.

„Gut“, sagte Piri und erwiderte das Lächeln.
„Und Manuel?“

„Manuel wird uns keine Schwierigkeiten mehr bereiten.“

„Das wird ja immer besser. Wenn Ihr in dem Tempo weitermacht, wird man Euch noch zum *sövalye* schlagen.“

„Die Schlacht ist noch lange nicht gewonnen. Wir müssen uns beeilen.“

„Das Schiff muss verproviantiert werden, und wir müssen auf eine günstige Strömung warten. Aber wir können zumindest mit dem einen schon mal anfangen.“ Piri drehte sich um und erteilte dem Kapitän, der zu ihnen getreten war, Befehle. „Auch die Mannschaft muss zusammengerufen werden. Wir hatten nicht damit gerechnet, dass Ihr Eure Angelegenheiten in Derinkuyu so rasch erledigt haben würdet.“

„Ich hatte das Glück, dass mir ausgezeichnete Hilfe zur Verfügung stand.“

„Ich habe schon von der Hauptspionin gehört, die dort von der Hohen Pforte eingesetzt wurde. Ihr Ruf eilt ihr voraus“, sagte Piri.

„Dann muss ich mich also bei der osmanischen Regierung bedanken.“

„Unter Bayezid ist die Hohe Pforte zu einem Musterbeispiel für praktische Verwaltung geworden. Wir können von Glück reden, dass sie trotz der Auseinandersetzungen innerhalb der Herrscherfamilie ungehindert funktioniert.“

„Apropos, ich glaube, wir sollten Ahmet genau im Auge behalten“, sagte Ezio leise. „Ich habe herausgefunden, dass er ein paar sehr unangenehme Freunde hat.“

„Die Assassinen sollten sich nicht in osmanische Belange einmischen.“

„Durch die Freunde Ahmets gehen diese Belange auch uns etwas an.“

Piri hob eine Augenbraue, kommentierte das Thema jedoch nicht weiter. „Eure Kabine ist bereit“, sagte er stattdessen nur. „Ihr

wollt Euch gewiss ein wenig ausruhen, bevor wir auslaufen.“

Sobald er allein war, entledigte sich Ezio seiner Ausrüstung und säuberte und schliff seine Waffen. Als er damit fertig war, verriegelte er die Kabinentür, nahm den fünften Schlüssel hervor, legte ihn auf den Tisch und setzte sich davor. Er war gespannt, ob auch dieser Schlüssel so reagieren würde wie die anderen. Ezio musste erfahren, was er ihm über Altaïr mitzuteilen hatte, zumal er nicht wusste, ob der Stein den Templern, denen er zuerst in die Hände gefallen war, schon etwas offenbart hatte. Ob er ihnen irgendwelche Informationen preisgegeben hatte? Oder wusste der Stein aufgrund irgendeiner ihm innewohnender Macht, wann er Wissen enthüllen durfte und wann er es für sich behalten musste?

Außerdem machte er sich Sorgen um Sofia, und er brannte darauf, nach Konstantinopel zurückzukehren, um sie zu beschützen und zu gewährleisten, dass die anderen vier Schlüssel in Sicherheit waren. Zunächst aber musste er sich zwingen, Geduld zu haben, denn er war auf die Gnade der See und des Wetters angewiesen.

Dieser Schlüssel glich den anderen – er hatte denselben Durchmesser und Proportionen wie die anderen, er war wie sie mit seltsamen, nicht zu entziffernden Symbolen verziert und mit präzisen, aber rätselhaften Furchen überzogen. Ezio wappnete sich und streckte die Hand danach aus. Und der Stein enttäuschte ihn nicht. Kurz darauf schien das schwache Licht in der Kabine noch trüber zu werden, und im Gegenzug wurde das Leuchten, das von der Obsidianscheibe ausging, stärker und stärker ...

Als er in die Szenerie hineingezogen und eins mit ihr wurde, ohne indes Teil von ihr zu sein, wusste Ezio, dass weitere zehn Jahre vergangen waren, seit er Masyaf zuletzt gesehen hatte. Gebannt verfolgte er die Ereignisse, die vor seinen Augen abliefen ...

Die Männer standen im sonnenhellen Innenhof von Masyaf. Das Geäst eines alten Zimtbaums spendete ihnen Schatten.

Altair, die Haut wie Papier und seine hagere Gestalt so in seine Kleidung gehüllt, dass nur sein Gesicht und seine langen, blassen Hände zu sehen waren, stand mit zwei kräftigen Venezianern beisammen, die beide Anfang dreißig sein mochten. Der ältere von ihnen trug ein Wappen auf dem

Ärmel, einen blauen Schild mit einem gelben Krug darauf, darüber ein einzelner Winkel, über dem sich drei fünfzackige Sterne unter einem silbernen Helm reihten. Ein kleines Stück hinter ihnen stand eine große Zahl von Assassinenkriegern, die sich zum Kampf bereit machten.

Der Mentor berührte den Ärmel des Mannes in einer vertrauten, freundschaftlichen Geste. Seine Bewegungen waren behutsam und präzise, wie es seinem hohen Alter entsprach, aber er ließ nichts von der Schwäche erkennen, die man von einem Einundneunzigjährigen erwarten mochte, zumal von einem, der ein so anstrengendes Leben geführt hatte.

„Niccolò“, sagte Altaïr, „die Familie Polo, Ihr und Euer Bruder hier, habt seit Langem einen Platz in unseren Herzen, mag unsere gemeinsame Zeit auch kurz gewesen sein.

Aber ich glaube, dass dieser Kodex, den ich nun in Eure Hände gebe, die vielen Fragen, die Ihr noch habt, beantworten wird.“

Altair winkte einem Helfer, der vortrat und ein in Leder gebundenes Buch in Niccolò Polos Hände legte.

„Altair“, sagte der Italiener, „dieses Geschenk ist ... von unschätzbarem Wert. *Grazie!*“

Altair nickte nur. Der Helfer reichte ihm nun einen kleinen Beutel. „Und“, sagte er, als er sich wieder an den älteren der Brüder wandte, „wohin führt Euch Euer Weg als Nächstes?“

„Maffeo und ich werden für einige Zeit nach Konstantinopel zurückkehren. Wir wollen dort eine Gilde ins Leben rufen, bevor wir wieder nach Venedig gehen.“

Altaïr lächelte. „Euer Sohn Marco wird gespannt auf Eure abenteuerlichen Geschichten sein.“

„Mit drei Jahren ist er noch ein wenig jung für solche Geschichten. Aber ja, eines Tages werde ich sie ihm erzählen.“

Das Eintreffen Darims unterbrach sie. Er stürmte durch das Tor auf sie zu.

„Vater! Eine Vorhut von Hulagus Mongolen ist durchgebrochen! Das Dorf ist in Gefahr!“

„So schnell?“ Altaïr versteifte sich. Als er sich wieder an Niccolò wandte, war sein Ton drängend. „Niccolò, Eure Fracht und Euer Proviant stehen für Euch am Tor des Dorfes bereit. Wir werden Euch dorthin geleiten. Dann müsst Ihr Euch beeilen.“

„Danke, Mentor!“

Altaïr wandte sich an zwei Assassinen, die sich ein wenig von der größeren Gruppe entfernt hatten, die nun vollends bereit war für

den bevorstehenden Kampf und bereits losritt.

„Macht die Katapulte bereit“, befahl er, „und wartet auf mein Zeichen!“

Sie verbeugten sich und liefen los, um den Befehl auszuführen.

„Bleibt dicht bei uns!“, wies Altaïr die beiden Brüder an.

„Wir müssen uns sofort auf den Weg ins Dorf machen, Vater“, sagte Darim. „Ich halte es für besser, wenn du bei Niccolò und Maffeo bleibst. Ich werde Euch den Weg frei machen.“

„Gib auf dich acht, Darim. Und behalte die Bliden im Auge.“ Altaïr schaute dorthin, wo die gewaltigen Schleuderkatapulte in Position gebracht wurden.

Darim lächelte. „Treffen sie mich, treffen sie zugleich ein Dutzend Mongolen.“

„Hulagu Khan ist kein Feind, der mit sich spaßen lässt.“

„Wir sind bereit für ihn.“

Altaïr wandte sich an seine Gäste.
„Kommt!“

Sie stiegen auf die Pferde, die man für sie bereitgestellt hatte, und ritten im Trab aus der Festung. Draußen wählten sie eine Route, die weiträumig um das Schlachtgeschehen herumführte, das sich auf den Hängen des nahen Vorgebirges entsponnen hatte.

„Werdet Ihr die Vorberge halten können?“, fragte Niccolò, der die Nervosität in seiner Stimme nicht verbergen konnte.

„So lange wie nötig“, versicherte ihm Altaïr ruhig. „Ich beneide Euch um Eure Reise“, fuhr er fort. „Byzanz ist eine herrliche Stadt.“

Niccolò lächelte angespannt, denn ihm war sehr wohl bewusst, in welcher Gefahr sie sich

befanden, ganz gleich, wie sehr Altaïr sie herunterspielte. Aber er machte das Spiel mit. „Ich sehe, Ihr bevorzugt den alten Namen. Wart Ihr schon einmal dort?“

„Vor langer Zeit. Als Ihr Venezianer die fränkischen Kreuzfahrer dazu brachtet, Byzanz anstelle von Jerusalem anzugreifen.“

„Konstantinopel war damals Venedigs ärgster Handelsrivale. Das war ein großes Bravourstück.“

„Damit wurde Europa in vielerlei Hinsicht für den Osten geöffnet.“

„So weit werden die Mongolen nie kommen“, sagte Niccolò, doch seine Stimme klang immer noch nervös.

Altaïr ging darüber hinweg und sagte: „Diese kleine Auseinandersetzung im Jahr 1204 hinderte mich daran, das Credo nach Europa zu bringen.“

„Nun, mit etwas Glück und Geduld werden wir zu Ende führen, was Ihr begonnen habt.“

„Wenn Euch Gelegenheit dazu bleibt, müsst Ihr Euch die Stadt von der Spitze der Hagia Sophia aus ansehen. Eine bessere Aussicht hat man nirgendwo sonst.“

„Wie kommt man da hinauf?“

Altaïr lächelte. „Mit Übung und Geduld.“ Er hielt inne. „Ich nehme an, dass Ihr von hier aus nicht den Landweg nehmen werdet, oder? Ihr segelt nach Byzanz, nicht wahr?“

„Ja. Wir werden nach Latakia reiten und von dort aus ein Schiff nehmen. Die Straßen in Anatolien sind verhangen mit dem Nebel der Erinnerungen an die Kreuzzüge.“

„Ja“, meinte Altaïr, „die größten Leidenschaften können die tödlichsten sein.“

„Besucht uns, wenn Ihr könnt, Altaïr! Wir werden mehr als genug Platz für Euch und Euer Gefolge haben.“

„Nein“, sagte Altaïr. „Danke, aber das ist kein Land für alte Männer, Niccolò. Ich werde hierbleiben, wie ich es nun stets tun muss.“

„Nun, solltet Ihr Eure Meinung ändern, unsere Tür steht Euch immer offen.“

Altaïr verfolgte die Schlacht. Die Bliden waren zum Einsatz gekommen und in der richtigen Entfernung positioniert worden. Die Steine, die sie in die Reihen der Mongolen schleuderten, richteten verheerende Schäden an.

Ein Reiter löste sich vom Pulk der Assassinen-Kavallerie und galoppierte auf sie zu. Es war Darim.

„Wir werden im Dorf kurz rasten“, ließ Altaïr ihn wissen, als er heran war. „Ihr scheint den Feind unter Kontrolle zu haben.“

„Aber für wie lange, Vater?“

„Ich vertraue auf dich. Du bist schließlich kein Junge mehr.“

„Ich bin zweiundsechzig.“

„Du gibst mir das Gefühl, uralt zu sein“, scherzte Altaïr. Doch Darim sah die Blässe auf seinen Wangen und erkannte, wie müde sein Vater tatsächlich war.

„Natürlich, wir werden Rast machen und unsere Freunde gebührend verabschieden.“

Sie ritten zu den Stallungen im Dorf, und die Brüder luden ihre Habe rasch um auf die Packpferde, die man ihnen ebenso zur Verfügung stellte wie zwei ausgeruhte Reitpferde für ihre Reise zur Küste im Westen. Altaïr sackte, als er sich endlich ausruhen konnte, ein wenig zusammen und ließ sich von Darim stützen.

„Bist du verletzt, Vater?“, fragte Darim besorgt und geleitete ihn zu einer Bank unter einem Baum.

„Es geht gleich wieder“, keuchte Altaïr, nicht willens, vor dem Schmerz, der ihn befiel, klein beizugeben. Er ließ sich schwer auf die Bank sinken, holte tief Luft und blickte zur Burg hinauf. Ein alter Mann, dachte er, war schon ein armseliges Ding, wie ein zerlumpter Umhang an einem Stock. Aber zumindest seine Seele klatschte noch in die Hände und sang ihm im Leibe.

„Das Ende einer Ära“, flüsterte er.

Er schaute seinen Sohn an und lächelte. Er nahm den Beutel, den der Helfer ihm vorhin gegeben hatte, und leerte ihn aus. Er enthielt fünf reich verzierte Obsidianscheiben. Er stapelte sie aufeinander.

„Als ich sehr jung war“, sagte er, „war ich auch so töricht zu glauben, dass unser Credo diesen Auseinandersetzungen ein Ende machen würde.“ Er schwieg einen Moment lang. „Wäre ich nur so bescheiden gewesen,

um mir zu sagen: Ich habe genug geleistet für ein Leben. Ich habe meinen Teil getan.“ Mühsam stand er wieder auf. „Andererseits lässt sich kein größerer Ruhm erringen als im Kampf auf der Suche nach der Wahrheit.“ Sein Blick glitt über das Dorf und die Schlacht jenseits davon.

Niccolò Polo kam herbei. „Wir sind bereit“, meldete er.

„Ich möchte Euch um einen letzten Gefallen bitten, Niccolò“, sagte Altaïr und gab ihm die Steinscheiben. „Nehmt sie mit Euch und gebt gut darauf acht! Versteckt sie, wenn es sein muss!“

Niccolò sah ihn fragend an.

„Was sind das für ... Artefakte?“

„In der Tat sind sie so etwas wie Artefakte. Es sind Schlüssel, und jeder davon birgt eine Nachricht.“

Niccolò nahm eine der Scheiben genauer in Augenschein. Er war ratlos. „Eine Nachricht? Für wen?“

Altaïr nahm den Schlüssel in seine Hand. „Wenn ich das nur wüsste ...“

Er hielt den Schlüssel hoch. Der Stein begann zu leuchten. Altaïr schloss die Augen und versank in Konzentration.

Ezio wurde sich wieder bewusst, wo er war. Das Licht in der Kabine wurde wieder zum angenehmen Halbdunkel. Er roch das Zedernholz der Wände und Einrichtung, sah die Staubkörnchen im Sonnenlicht tanzen, das durch das Bullauge hereinfiel, und hörte das Geräusch schneller Schritte an Deck, die Rufe der Matrosen und das Knarren der Rachen, als die Segel gehisst wurden.

Die Reise hatte begonnen.

Draußen auf dem Meer sahen sie das Segel von Berberpiraten, das Ezio und Piri an ihren alten Freund al-Scarab denken ließ, doch das Piratenschiff drehte ab und griff sie nicht an. Zumeist waren sie auf der fünfzehntägigen Reise allein auf dem

weindunklen, von Makrelen wimmelnden Wasser, und Ezio verbrachte seine Zeit mit vergeblichen Versuchen, die Symbole auf den Schlüsseln zu entziffern. Er wünschte, Sofia wäre hier, um ihm zu helfen, sorgte sich um ihre Sicherheit und wartete zunehmend ungeduldiger darauf, dass sie endlich ans Ziel kämen.

Schließlich dämmerte der lang erwartete Tag herauf, an dem die Kuppeln, die von Wolken gekrönten Turmspitzen, die Mauern, die Glockentürme und Minarette von Konstantinopel am Horizont auftauchten.

„Wir werden am Nachmittag einlaufen“, sagte Piri Reis.

„Je früher, desto besser.“

Der Hafen war voll wie immer, aber es war ein schwüler, drückender Tag, und es war die Zeit der Mittagsruhe. Eine besonders dichte Menge drängte sich um einen Herold, der

auf einem Podium am Uferende des Hauptkais stand. Bei ihm war ein Trupp Janitscharen in ihren wehenden weißen Gewändern. Während die rote Dau entladen wurde, ging Ezio hinüber, um sich anzuhören, was der Mann zu sagen hatte.

„Bürger des Reiches und Reisende aus fremden Ländern, gebt acht! Auf Anordnung der Janitscharen gelten nun neue Beschränkungen für all jene, die in die Stadt einreisen oder ausreisen wollen. Ich gebe hiermit bekannt, dass jeder, der Informationen liefert, die zur sofortigen Gefangennahme des Assassinen Ezio Auditore führen, eine Belohnung in Höhe von zehntausend *akçe* erhält.“

Ezio schaute zurück zu Piri Reis und wechselte einen Blick mit ihm. Piri kam unauffällig zu ihm.

„Seht zu, dass Ihr von hier verschwindet!“, sagte er. „Habt Ihr Euren Schlüssel dabei?“

„Ja.“

„Dann nehmt Eure Waffen und geht! Ich kümmere mich um den Rest Eurer Sachen.“

Ezio nickte dankend, schob sich rasch durch die Menge und tauchte in der Stadt unter.

Auf indirektem Weg ging er zu Sofias Laden und vergewisserte sich unterwegs immer wieder, dass er weder verfolgt noch erkannt wurde. Je näher er seinem Ziel kam, desto mehr wuchsen seine Erleichterung und seine freudige Erwartung. Als er jedoch in ihre Straße einbog, blieb er wie erstarrt stehen. Die Ladentür stand weit offen, in der Nähe hatte sich eine kleine Menschenmenge versammelt, und eine Gruppe von Yusufs Assassinen, darunter Dogan und Kasim, hielten Wache.

Ezio ging rasch zu ihnen. Seine Kehle war trocken. „Was ist los?“, fragte er Kasim.

„Geht hinein“, sagte Kasim knapp. Ezio sah Tränen in seinen Augen schimmern.

Er betrat den Laden. Darin sah es noch genauso aus wie bei seinem Abschied, doch als er den Innenhof erreichte, blieb ihm ob des Anblicks, den er dort vorfand, beinahe das Herz stehen.

Yusuf lag mit dem Gesicht nach unten auf einer Bank. Zwischen seinen Schulterblättern ragte der Griff eines Dolchs empor.

„Mit dem Dolch war eine Nachricht an seinem Rücken befestigt“, sagte Dogan, der ihm gefolgt war. „Sie ist an Euch adressiert. Hier.“ Er reichte Ezio ein blutbeflecktes Stück Pergament.

„Habt Ihr die Nachricht gelesen?“

Dogan nickte.

„Wann ist das geschehen?“

„Heute. Es kann noch nicht lange her sein, da noch kaum Fliegen angelockt wurden.“

Ezio, gefangen zwischen Tränen und Zorn, zog den Dolch aus Yusufs Rücken. Es trat kein frisches Blut mehr aus der Wunde.

„Ihr habt Euch Eure Ruhe verdient, Bruder“, sagte er leise. „*Requiescat in Pace.*“ Dann faltete er das Stück Pergament auseinander. Die Nachricht darauf, sie stammte von Ahmet, war kurz, doch ihre Worte ließen Ezio vor Wut kochen.

Inzwischen hatten weitere Assassinen den Hof betreten, und Ezio blickte von einem zum anderen.

„Wo ist Sofia?“, stieß er zwischen zusammengepressten Zähnen hervor.

„Wir wissen nicht, wo er sie hingebracht hat.“

„Fehlt sonst noch jemand?“

„Wir können Azize nicht finden.“

„Brüder! Schwestern! Es scheint, als wollte Ahmet, dass sich die ganze Stadt gegen uns erhebt, während Yusufs Mörder im Arsenal lachend zuschaut und abwartet. Kämpft mit mir! Wir werden ihm zeigen, was es heißt, sich mit den Assassinen anzulegen!“

Alle zusammen machten sie sich auf den Weg zum Arsenal und dort, nicht zum Scherzen aufgelegt, ebenso kurzen wie brutalen Prozess mit den Janitscharen-Wachen, die Ahmet treu waren. Mit einem solchen Überraschungsangriff hatte Ahmet offenbar nicht gerechnet, oder er hatte sowohl den Zorn als auch die Stärke der Assassinen unterschätzt, deren Macht unter Yusufs Kommando stetig größer geworden war. Entweder das, oder Ahmet glaubte immer noch, die Trümpfe in der Hand zu halten, denn als Ezio ihn in die Enge trieb, zeigte er kaum Anzeichen von Schrecken.

Ezio, schier mitgerissen von seiner Rage, konnte sich nur mit Müh und Not und im

allerletzten Moment beherrschen, um den osmanischen Prinzen nicht umzubringen – er warf ihn zu Boden, packte ihn an der Kehle, stieß seine verborgene Klinge dann aber doch wutschnaubend in die Fliesen, nur Zentimeter neben Ahmets Kopf. Wenn Ahmet tot wäre, besäße er kein Druckmittel mehr, um Sofia zu retten. Zumindest das war klar aus der Nachricht hervorgegangen. Aber einen Augenblick lang war Ezios Urteilsvermögen vom Blutrausch getrübt gewesen.

Sein Gesicht war dem des Prinzen ganz nahe. Ezio roch Veilchenduft in Ahmets Atem. Der Prinz erwiderte seinen fuchsteufelswildem Blick seelenruhig.

„Wo ist sie?“, zischte Ezio.

Ahmet lachte leise. „Welch ein Zorn!“

„Wo ... ist ... sie?!“

„Mein lieber Ezio, wenn Ihr glaubt, Ihr befändet Euch in einer Position, in der Ihr die

Regeln diktieren könnt, dann solltet Ihr mich auf der Stelle töten und die Sache hinter Euch bringen.“

Ezio lockerte seinen Griff keinen Moment lang und ließ auch die verborgene Klinge nicht verschwinden, aber nur Sekunden später setzte seine Vernunft wieder ein, und er erhob sich und bewegte sein Handgelenk, sodass die Klinge in ihre Halterung zurückglitt.

Ahmet setzte sich auf und rieb sich den Hals, blieb aber, wo er war, immer noch ein Lachen in der Stimme. Es wirkte fast so, als wähnte sich der Prinz in einem vergnüglichen Spiel, dachte Ezio mit einer Mischung aus Missmut und Verachtung.

„Ich bedaure, dass es so weit kommen musste“, sagte Ahmet. „Zwei Männer, die eigentlich Freunde sein sollten, streiten sich um ... ja, um was? Die Schlüssel für ein

staubiges altes Archiv.“ Er stand auf, klopfte sich den Schmutz von der Kleidung und fuhr fort. „Wir streben beide nach demselben Ziel, *Messer Auditore*. Nur unser Vorgehen unterscheidet sich. Versteht Ihr das nicht?“ Er hielt inne. Ezio konnte sich denken, was als Nächstes kommen würde. Er hatte die Erklärung der Templer für ihre diktatorischen Bestrebungen schon zu oft gehört. „Frieden. Stabilität. Eine Welt, in der die Menschen ohne Angst leben können. Die Menschen verdienen die Wahrheit, ja, aber selbst wenn sie die Wahrheit kennen, weigern sie sich, sie wirklich anzuerkennen. Wie bekämpft man diese Art von Ignoranz?“

Der Tonfall des Prinzen war heftig geworden. Ezio fragte sich, ob er tatsächlich glaubte, was er da deklamierte. Er entgegnete: „Die Freiheit kann eine schwierige Sache sein, *principe*, aber sie ist auch

unbezahlbar.“ Und innerlich fügte er hinzu: *Die Tyrannei ist immer besser organisiert als die Freiheit.*

„Natürlich“, erwiderte Ahmet trocken. „Und wenn alles untergeht und das Licht der Zivilisation sich trübt, dann kann Ezio Auditore über der Dunkelheit stehen und stolz verkünden: ‚Ich bin meinem Credo treu geblieben.‘“ Ahmet wandte sich ab und beherrschte sich wieder. „Ich werde Altaïrs Archiv öffnen, ich werde in seine Bibliothek eindringen, und ich werde den Großen Tempel finden. Und mithilfe der Macht, die darin verborgen liegt, werde ich allen Aberglauben auslöschen, der die Menschheit spaltet.“

„Nicht in diesem Leben, Ahmet“, erklärte Ezio ruhig.

Ahmet schnaubte ungeduldig und wollte gehen. Ezio versuchte nicht, ihn aufzuhalten. An der Tür wandte sich der Prinz noch

einmal zu ihm um. „Bringt die Schlüssel zum Galata-Turm!“, sagte er. „Wenn Ihr das tut, wird Sofia Sartors Leben verschont.“ Er verstummte kurz, um seine Worte wirken zu lassen. „Und beeilt Euch, Ezio! Die Armee meines Bruders wird schon bald eintreffen. Dann wird sich alles ändern. Und ich muss bereit sein.“

Damit ging Ahmet. Ezio sah ihm nach und bedeutete seinen Männern, ihn nicht aufzuhalten.

Seine Gedanken wurden durch ein höfliches Räuspern gestört, das hinter ihm erklang. Er drehte sich um – und sah Prinz Suleiman vor sich stehen.

„Wie lange seid Ihr schon da?“, wollte Ezio wissen.

„Lange genug. Hinter diesem Arazzo. Ich habe Eure Unterhaltung mit angehört. Ich lasse meinen Onkel verfolgen, seit er von

seiner kleinen Auslandsreise zurückkehrte. Genauer gesagt, behalte ich ihn im Auge, seit er versucht hat, mich umzubringen. Ein Versuch, den Ihr mit Eurer Laute so geschickt vereitelt habt.“ Er schwieg kurz. „Trotzdem hätte ich nie damit gerechnet ... so etwas zu hören.“

„Und was denkt Ihr?“

Suleiman überlegte einen Moment lang, bevor er antwortete. Dann sagte er mit einem Seufzen: „Er ist ein ehrlicher Mensch. Aber diese Templer-Fantasie, der er anhängt, ist gefährlich. Sie ist wie ein Schlag ins Gesicht der Wirklichkeit.“ Er schüttelte den Kopf. „Ezio, ich mag zwar noch jung sein, aber ich lebe doch schon lange genug, um zu wissen, dass die Welt ein Gobelins aus vielen Farben und Mustern ist. Ein gerechter Herrscher würde diese Tatsache feiern und nicht versuchen, dieses Gewebe aufzutrennen.“

„Er fürchtet die Unordnung, die sich aus Unterschieden ergibt.“

„Deshalb machen wir Gesetze, um danach zu leben – ein *kanun*, der für alle gleichermaßen gilt.“

Sie wurden vom Eintreffen einer Wachpatrouille der Janitscharen unterbrochen, die von den Assassinen draußen hereingelassen worden war, weil diese Kohorte auf Suleimans Seite stand. Doch als ihr Leutnant Ezio erblickte, zog er seinen Säbel.

„Zurück, mein *prens!*“, sagte der Offizier und wollte Ezio festnehmen.

„Haltet ein, Soldat!“, erwiderte Suleiman. „Dieser Mann ist nicht unser Feind.“

Der Leutnant zögerte noch kurz, dann beorderte er seine Männer hinaus, eine halblaute Entschuldigung auf den Lippen.

Suleiman und Ezio lächelten einander zu.

„Es ist viel geschehen seit jener ersten Reise“, meinte Suleiman.

„Ich dachte, was es für eine Herausforderung sein muss, einen Sohn wie Euch zu haben.“

„Noch seid Ihr nicht tot, mein Freund. Vielleicht bekommt Ihr ja noch einen Sohn, der Eurer würdig ist.“ Suleiman machte Anstalten zu gehen, als ihm noch etwas einfiel. „Ezio, ich weiß, dass Ihr unter ärgstem Druck stehen werdet, aber ... verschont meinen Onkel, wenn Ihr könnt!“

„Würde Euer Vater das tun?“

Suleiman antwortete ohne Zögern. „Darüber hatte ich noch gar nicht nachgedacht, aber ... nein, wohl nicht.“

Ezio machte sich so schnell wie möglich auf den Weg zum Hauptquartier der Assassinen von Istanbul. Dort angelangt, nahm er die vier Schlüssel, die er bereits geborgen hatte, und fügte denjenigen hinzu, den er Manuel in Derinkuyu abgenommen hatte. Alle fünf packte er vorsichtig in eine Schultertasche, die er sich umhängte. Die Hakenklinge schnallte er sich ans rechte Handgelenk, die Pistole ans linke, und für den Fall, dass eine rasche Flucht vom Turm nötig sein sollte, verstaute er Leonardos Fallschirm in einem Rucksack.

Doch bevor er zum Turm aufbrach, galt es schnell noch eine Pflicht zu erfüllen. Er eilte

zum Galata-Friedhof, wo Yusufs Leichnam bereits hingeschafft worden war.

Dogan hatte das Amt des Hauptmanns der Assassinen von Istanbul übernommen. Er trat vor, um Ezio zu begrüßen.

„Mentor.“

„Mentor“, sagte auch Irini, die zur Begrüßung auf ihn zutrat.

Ezio stellte sich vor den Sarg und richtete kurz das Wort an die Versammelten. „Ich weiß, dass es jetzt eigentlich an der Zeit wäre, sich zu erinnern und zu trauern. Aber unsere Feinde erlauben uns diesen Luxus nicht.“ Er wandte sich an Dogan. „Ich weiß, dass Yusuf große Stücke auf Euch hielt, und ich sehe keinen Grund, sein Urteil infrage zu stellen. Tragt Ihr die Kraft und den Mut in Eurem Herzen, diese Männer und Frauen anzuführen und die Würde der Bruderschaft aufrechtzuerhalten, wie es Yusuf tat?“

„Es wäre mir eine Ehre“, erwiderte Dogan.

„So wie es eine Ehre sein wird, weiterhin für unsere Ziele zu arbeiten und das Credo zu unterstützen“, sagte Evraniki, der neben ihm stand.

„*Bene.*“ Ezio nickte. „Das freut mich.“ Er trat zurück und ließ den Blick über die Gebäude schweifen, die den Friedhof umgaben, und dorthin, wo sich der Galata-Turm erhob. „Unser Feind ist nahe“, fuhr er dann fort. „Wenn die Trauerfeierlichkeiten vorbei sind, geht Ihr rings um den Turm in Stellung und wartet auf mein Kommando.“

Er eilte davon. Je schneller Sofia in Sicherheit war, desto besser.

Auf einem Wehrgang in der Nähe des Fußes des Turmes traf er auf Ahmet, der einen einzelnen Gardisten bei sich hatte.

„Wo ist sie?“, verlangte Ezio zu wissen.

Ahmet lächelte sein aufreizendes Lächeln und erwiderte: „Ich bewundere Euch, Ezio, aber Euer Blutdurst macht es mir schwer, Euch Freund zu nennen.“

„Blutdurst? Das ist eine merkwürdige Beleidigung aus dem Mund des Mannes, der einen Mordanschlag auf seinen eigenen Nefen befohlen hat.“

Ahmet verlor etwas von seiner Kaltblütigkeit. „Er sollte nur entführt werden, Assassine, nicht ermordet.“

„Verstehe. Die Byzantiner sollten ihn entführen, damit sein Onkel ihn befreien kann und als Held gefeiert wird. War das Euer Plan?“

Ahmet hob die Schultern. „Mehr oder weniger.“ Dann nickte er. Und augenblicklich erschien ein Dutzend Templersoldaten wie aus dem Nichts und umringte Ezio.

„Und nun, *Messer Auditore* ... die Schlüssel, wenn ich bitten darf!“ Er streckte die Hand aus.

Doch Ezio gab selbst ein Zeichen. Hinter dem Halbkreis der Templer tauchte eine große Anzahl von Assassinen auf, jeder mit einem Säbel in der Hand.

„Erst das Mädchen“, sagte Ezio mit kalter Stimme.

Ahmet lachte glucksend. „Sie gehört ganz Euch.“

Er deutete himmelwärts. Ezios Blick folgte dem Finger. Oben auf dem Turm stand eine Frau neben einem Gardisten, der offensichtlich im Begriff war, sie über den Rand zu stoßen. Die Frau trug ein grünes Kleid, doch ihr Kopf steckte in einem Leinensack. An Händen und Füßen war sie gefesselt.

„Sofia!“, entfuhr es Ezio unwillkürlich.

„Sagt Euren Männern, sie sollen sich zurückziehen!“, schnappte Ahmet.

Wutschnaubend folgte Ezio dieser Aufforderung. Dann warf er Ahmet die Tasche mit den Schlüsseln zu. Der Prinz fing sie geschickt auf und überzeugte sich von ihrem Inhalt. Dann grinste er. „Wie gesagt, sie gehört ganz Euch.“

Damit verschwand er vom Wehrgang, und seine Männer folgten ihm. Er stieg in eine bereitstehende Kutsche, die durch die Stadt davon- und in Richtung Nordtor raste.

Ezio blieb keine Zeit, um ihm hinterherzuschauen. Er rannte auf den Turm zu, sprang an der Mauer hoch und begann mit dem Aufstieg. Sorge und Wut trieben ihn an, und binnen Minuten war er auf den höchsten Zinnen und an der Seite der Frau. Der Gardist wich zurück zu der Treppe, die nach unten führte. Ezio sprang nach vorn, riss die

Frau vom Rand des Turmes weg und zog ihr den Sack vom Kopf.

Es war Azize!

Man hatte sie geknebelt, damit sie keinen Warnruf ausstoßen konnte. Ezio riss ihr den Schal vom Mund.

„*Tesekkür, Mentor. Chok tesekkür eder-im!*“, keuchte sie.

Der Gardist lachte gackernd und eilte die Stufen hinab. Auf ihn wartete am Fuß der Treppe ein grimmiges Empfangskomitee.

Ezio war gerade dabei, Azize von ihren Fesseln zu befreien, als ihn der Schrei einer Frau innehalten ließ. Er drehte den Kopf und sah, dass man auf einem anderen Wehrgang, nicht weit entfernt, einen provisorischen Galgen errichtet hatte. Sofia stand bereits auf einem Stuhl darunter, eine Schlinge um den Hals. Ein byzantinischer Soldat zog sie soeben mit groben Händen enger.

Ezio taxierte die Entfernung zwischen der Spitze des Galata-Turms und dem Wehrgang, den er erreichen musste. Azize konnte sich selbst von den Resten ihrer Fesseln befreien, und so ließ Ezio den Rucksack von den Schultern rutschen und setzte rasch den Fallschirm zusammen. Sekunden später flog er durch die Luft und lenkte den Schirm mittels seines Körpergewichts auf den Galgen zu, wo die Byzantiner den Stuhl unter Sofias Füßen weggetreten hatten. Immer noch im Flug, löste Ezio seine Hakenklinge aus und benutzte sie, um das straffe Seil Zentimeter über Sofias Kopf zu durchtrennen. Im nächsten Augenblick landete er und fing ihren Körper auf.

Die Byzantiner suchten fluchend das Weite. Assassinen rannten durch die Straßen zwischen dem Galata-Turm und diesem Wehrgang, aber Ezio konnte Byzantiner auf sie

zukommen sehen, die ihnen den Weg versperren wollten. Er musste allein handeln.

Zunächst wandte er sich jedoch an Sofia. Hastig streifte er ihr die Schlinge ab, er spürte, wie ihre Brust sich hob und gegen seine eigene sank.

„Seid Ihr verletzt?“, fragte er besorgt.

Sie hustete und würgte und rang um Atem. „Nein, nicht verletzt. Aber sehr durcheinander.“

„Ich wollte Euch nicht in diese Sache hineinziehen. Es tut mir leid.“

„Ihr seid nicht verantwortlich für das Tun anderer Menschen“, sagte sie heiser.

Er ließ ihr noch einen Moment Zeit, um sich zu erholen, und musterte sie. Dass sie in einem solchen Augenblick so vernünftig sein konnte ...!

„All das wird bald ... hinter uns liegen. Aber erst muss ich zurückholen, was sie uns

abgenommen haben. Das ist von größter Wichtigkeit!“

„Ich begreife gar nicht, was hier eigentlich vorgeht, Ezio. Wer sind diese Männer?“

Kanonendonner unterbrach sie. Unmittelbar darauf erbebt der Wehrgang unter dem Einschlag einer Zwanzig-Pfund-Kugel. Sofia wurde zu Boden gerissen, Mauerbrocken flogen umher.

Ezio zog sie auf die Füße und sah nach unten. Sein Blick fiel auf eine leere Kutsche, bewacht von zwei osmanischen Soldaten, die sofort in Deckung gegangen waren, als der Beschuss begonnen hatte.

Wieder taxierte er die Entfernung. Würde der Fallschirm ihrer beider Gewicht tragen? Er musste das Risiko eingehen.

„Kommt!“, sagte er, nahm Sofia fest in die Arme und sprang von den Zinnen.

Einen schrecklichen Moment lang schien es, als würde sich der Fallschirm daran verfangen, aber er schwebte dann doch ganz knapp darüber hinweg, und sie fielen – sehr schnell, aber immer noch langsam genug, um unweit der Kutsche sicher landen zu können. Ezio faltete den Schirm zusammen und stopfte ihn in den Rucksack, ohne sich die Mühe zu machen, ihn erst noch loszuhaken, dann rannten sie beide auf die Kutsche zu. Ezio schleuderte Sofia auf den Kutschbock, schlug einem der Pferde auf die Kruppe und sprang zu Sofia hinauf. Er packte die Zügel und jagte in halsbrecherischem Tempo davon. Die osmanischen Wachen folgten ihnen zu Fuß und riefen vergebens, sie sollten stehen bleiben.

Ezio trieb die Pferde an und lenkte die Kutsche durch das Galata-Viertel in Richtung Norden und aus der Stadt hinaus.

Sie hatten die Stadt noch nicht weit hinter sich gelassen, als Ezio, wie er gehofft hatte, Ahmets Kutsche ausmachte, die ein Stück vor ihnen die Straße entlangschlingerte.

„Ist das der Mann, hinter dem Ihr her seid?“, fragte Sofia atemlos.

Ezio beugte sich nach vorn über die Zügel. „Das ist er. Wir holen auf! Haltet Euch fest!“

Auch Ahmet hatte sie gesehen, lehnte sich aus dem Fenster und rief: „Na, was sagt man dazu? Seid Ihr gekommen, um mich zu verabschieden?“

Die beiden Männer, die auf dem Außensitz am Heck der Kutsche postiert waren, hatten sich umgedreht und versuchten, einen sicheren Stand zu finden, damit sie mit ihren

Armbrüsten auf Ezio und Sofia zielen konnten.

„Erschießt sie!“, befahl Ahmet. „Los!“

Aber Ezio drängte seine Pferde voran und manövrierte sein Gefährt schon bald neben Ahmets Kutsche. Daraufhin vollführte Ahmets Kutscher einen Schlenker, der ihn gegen seinen Verfolger krachen ließ. Keine der beiden Kutschen kippte um, doch Ezio und Sofia wurden brutal zur Seite geworfen. Sofia schaffte es, sich seitlich am Kutschbock festzuhalten, Ezio indes wurde heruntergeschleudert. Ihm blieb gerade noch Zeit, ein Gepäckseil zu packen, das oben an der Kutsche befestigt war. Dann schlug er auch schon auf der Straße auf und wurde hinter seiner Kutsche hergeschleift, die nun außer Kontrolle war, obgleich Sofia die Zügel ergriffen hatte und versuchte, die Pferde zu

zähmen und ihren wilden Galopp zu stoppen.

Das wird langsam zur Gewohnheit, dachte Ezio grimmig, während er sich an dem Seil hochzuziehen versuchte. Aber da nahm die Kutsche eine Kurve, wurde zur Seite und beinahe gegen einen knorrigen Baum geschleudert. Zwar fand er wieder Halt am Seil, allerdings musste er einsehen, dass er bei diesem Tempo nicht weiter daran hochklettern konnte. Er biss die Zähne zusammen, löste eine Hand vom Seil und griff mit der anderen nach hinten, um den Fallschirm herauszuziehen. Die Wucht des vorüberpeitschenden Windes blies ihn auf, und die Klammer, mit der er an Ezios Rucksack befestigt war, hielt.

Ezio spürte, wie er hochgehoben wurde, dann segelte er hinter der Kutsche her, die wieder hinter Ahmets zurückgefallen war,

und der Abstand zu ihr vergrößerte sich. Ezio fiel es nun jedoch leichter, sich am Seil hinunterzuhangeln, auch wenn er sich dabei einen anstrengenden Kampf mit dem Flugwind liefern musste. Als er endlich nahe genug heran war, löste er die Hakenklinge aus, fasste nach oben hinter sich, schnitt den Fallschirm ab und landete krachend neben Sofia auf dem Kutschbock.

„Der liebe Gott muss Euch wirklich gewogen sein“, meinte sie.

„Ihr habt die Pferde unter Kontrolle gebracht, das hätten nur wenige geschafft“, erwiderte Ezio, während er Atem schöpfte. „Vielleicht ist er Euch ja auch gewogen.“ Er sah Blut auf ihrem Kleid. „Seid Ihr verletzt?“

„Nur ein Kratzer. Ich habe mich an der Seite des Sitzes gestoßen.“

„Bleibt stark!“

„Ich tue mein Bestes.“

„Soll ich die Zügel nehmen?“

„Ich wage nicht, sie loszulassen!“

Sie schlossen wieder zu Ahmet auf.

„Eure Entschlossenheit wäre entzückend – wenn sie nicht auch so ärgerlich wäre!“, schrie der Prinz ihnen zu. Seine Umgangsformen hatte er trotz der Gefahren dieser Hetzjagd offenbar nicht verloren.

Sie donnerten auf ein Dorf zu, in dem, wie sie sehen konnten, ein Zug osmanischer Soldaten stationiert war. Sie bewachten die Straße zur Stadt und hatten eine Schranke errichtet, die allerdings offen stand.

„Stoppt sie!“, brüllte Ahmet, als seine Kutsche die verdutzten Soldaten passierte. „Sie versuchen, Euren Prinzen zu ermorden!“

Die Soldaten machten sich eilends daran, die Schranke herunterzulassen, doch Sofia raste darauf zu, brach hindurch, und hinter

ihr stoben die Soldaten wie aufgescheuchte Hühner auseinander.

„Entschuldigung!“, rief sie, und dann machte sie auch schon eine ganze Reihe von Marktbuden nieder, die am Rand der Hauptstraße standen.

„Oh!“, entfuhr es ihr. „Verzeiht mir!“

„Sofia, Ihr müsst aufpassen“, sagte Ezio.

„Keine dummen Bemerkungen über Frauen am Zügel, verstanden?“, versetzte sie, die Zähne gefletscht, als ihre Kutsche einen von zwei Pfählen streifte, die ein quer über der Straße hängendes Banner hielten, das nun auf die Köpfe der aufgebrachten Dörfler herabflatterte.

„Was macht Ihr denn?“, fragte Ezio mit blassem Gesicht.

„Was glaubt Ihr denn? Ich Sorge dafür, dass wir die Spur des Prinzen nicht verlieren!“

Ahmets Kutscher hatte derweil einen Vorsprung herausgeholt. Die vordere Kutsche flog förmlich zum Dorf hinaus. Ezio schaute nach hinten und sah, dass sich eine berittene Patrouille an ihre Fersen geheftet hatte. Die beiden Armbrustschützen hinten auf Ahmets Kutsche machten sich wieder zum Schießen bereit, und diesmal gelang es ihnen auch, ein paar Schüsse abzugeben. Ein Bolzen streifte Sofia an der Schulter.

„Aua!“, schrie sie auf. „Ezio!“

„Haltet aus!“ Er strich mit den Fingerspitzen über die leichte Verletzung und berührte die weiche Haut. Trotz allem, was um sie vorging, spürte er ein Kribben auf seinen Fingerkuppen. Ein Kribbeln, wie er es erst einmal verspürt hatte, bei einem Experiment, das Leonardo ihm gezeigt hatte, als sein Freund mit etwas herumprobierte, das er „Elektrizität“ genannt hatte.

„Nur ein Kratzer, nichts Ernsthaftes.“

„Ein Kratzer zu viel! Das hätte mein Tod sein können! In was habt Ihr mich da nur hineingezogen?!“

„Das kann ich Euch jetzt nicht erklären!“

„Typisch Mann! Nie um eine Ausrede verlegen!“

Ezio drehte sich im Sitzen um und blickte zu den Reitern zurück. „Schafft sie uns vom Hals!“, beschwor ihn Sofia.

Er ließ seine Pistole hervorschnellen, überprüfte sie und zielte dann sorgfältig auf den ersten Reiter; kein leichtes Unterfangen auf der schaukelnden und ruckelnden Kutsche. Jetzt oder nie! Er holte tief Luft und schoss.

Der Mann riss die Arme hoch, als sein Pferd unter ihm außer Kontrolle geriet, zur Seite schwenkte, den anderen Reitern in den Weg, und dann rannten mehrere Pferde ineinander, stolperten und stürzten und

brachten ihre Reiter zu Fall, und auch die nachfolgenden konnten nicht mehr ausweichen und rasten in das Knäuel aus Leibern hinein. Die Verfolgung fand in diesem Chaos aus brüllenden Männern, wiehernden Pferden und aufgewirbeltem Staub ein abruptes Ende.

„Schön, dass Ihr Euch endlich nützlich gemacht habt!“, sagte Sofia, als sie das Durcheinander zügig hinter sich ließen. Doch als er nach vorn schaute, sah Ezio, dass die Straße nun durch eine sehr schmale Kluft zwischen zwei hohen Steilwänden führte, die links und rechts aufragten. Ahmets Kutsche raste soeben hindurch. Ihr eigenes Gefährt war jedoch breiter.

„Das ist zu eng!“, keuchte Ezio.

„Festhalten!“, rief Sofia und ließ die Zügel knallen.

In rasender Geschwindigkeit flogen sie geradezu in die Kluft hinein. Der blanke Fels raste nur Zentimeter entfernt an Ezios Schulter vorbei.

Dann waren sie auf der anderen Seite wieder draußen.

„Puh!“, keuchte Ezio.

Sofia grinste ihm triumphierend zu.

Sie waren nahe genug, um zu hören, wie Ahmet seine Armbrustschützen verfluchte, denen es zwar gelungen war, nachzuladen und wieder zu schießen, deren Bolzen jedoch weit danebengingen.

„Ihr unfähigen *Kinder!*“, polterte er. „Was ist los mit euch? Wo habt ihr zu kämpfen gelernt?“

Hinter der Kluft wand sich die Straße nach Westen, und schon bald kam rechter Hand im Norden das glitzernde Wasser des Schwarzen Meers in Sicht.

„Reißt euch zusammen, sonst werfe ich euch ins Meer!“, brüllte Ahmet.

„Oh nein!“, entfuhr es Ezio, den Blick nach vorn gerichtet.

„Was ist?“, fragte Sofia. Dann sah sie es auch. „Oh nein!“

Ein weiteres Dorf. Und dahinter ein weiterer osmanischer Wachposten. Eine weitere Schranke versperrte die Straße.

„Ich muss sagen, Ihr habt diese Pferde sehr gut im Griff“, sagte Ezio. Er lud seine Pistole nach, was ihm auf der schwankenden und bockenden Kutsche einige Mühe bereitete. „Den meisten Leuten wären sie inzwischen durchgegangen. Gar nicht übel ... für eine Venezianerin.“

„Ihr solltet erst einmal sehen, wie ich mit einer Gondel umgehen kann“, erwiderte Sofia.

„Zeigt mir erst noch einmal, wie gut Ihr im Umgang mit diesen Pferden seid“, sagte Ezio.

„Dann passt gut auf!“

Auch hier war heute Markttag, doch die Menge teilte sich wie weiland das Rote Meer vor Moses, als die beiden Kutschen heranschossen.

„Tut mir leid!“, rief Sofia, als hinter ihr der Stand eines Fischhändlers einstürzte. Dann folgte eine Bude mit Töpferwaren. Scherben flogen umher, und eigentlich hätte selbst die Luft erröten müssen ob der Flüche und Schimpfworte, die der Händler ihnen hinterherschickte.

Dann landete ein Huhn gackernd in Ezios Schoß.

„Haben wir das gerade gekauft?“, fragte er.

„Ist wohl ein Mitnahmemarkt.“

„Was?“

„Vergesst es!“

Das Huhn befreite sich zappelnd aus Ezios Griff, hackte mit dem Schnabel nach ihm und flatterte und stürzte wieder davon und zu Boden und in relative Sicherheit.

„Vorsicht! Da vorn!“, rief Ezio.

Die Wachen hatten Ahmet durchgelassen, aber diesmal hatte sich die Schranke hinter ihm geschlossen, und die Soldaten standen bereit und reckten ihre Piken den Pferden entgegen. Die Mienen ihrer dunklen Gesichter waren siegesgewiss.

„Das ist ja lächerlich“, meinte Sofia.

„Was?“

„Na, seht doch – die Straße versperren sie zwar mit ihrer Schranke, aber links und rechts davon ist nichts als blanker Boden. Halten die uns für Dummköpfe?“

„Vielleicht schließen sie ja von sich auf andere“, sagte Ezio belustigt.

Dann musste er sich auch schon hastig am Sitz festhalten, weil Sofia fest am linken Zügel riss und die Pferde einen Bogen um die Schranke schlagen ließ. Dreißig Meter hinter den Soldaten lenkte sie das Gespann wieder auf die Straße. Ein paar der Männer schleuderten noch ihre Piken hinter ihnen her, freilich eher aus Wut als wirklich in der Hoffnung, sie zu treffen.

„Seht Ihr weitere Reiter?“, fragte Sofia.

„Diesmal nicht.“

„Gut.“ Sie ließ die Zügel knallen, und die Lücke zwischen ihnen und Ahmet begann sich wieder zu schließen.

Doch vor ihnen lag noch ein Dorf, ein kleines diesmal.

„Nicht schon wieder!“, seufzte Sofia.

„Ich sehe es“, sagte Ezio. „Versucht, ihn einzuholen!“

Sofia peitschte die Pferde voran, doch als sie den Weiler erreichten, verlangsamte Ahmets Kutscher sein Tempo. Die Soldaten auf dem hinteren Sitz hatten ihre Armbrüste beiseitegelegt und sich stattdessen mit kurzstieligen, gefährlich aussehenden Hellebarden bewaffnet, deren Schneiden im Licht der Sonne blinkten. Trotz ihrer Bemühungen, ebenfalls langsamer zu werden, zog Sofia unwillkürlich gleich, und Ahmets Kutscher vollführte einen weiteren Schwenk und streifte sie abermals. Diesmal gelang es ihm, ihre Kutsche aus dem Gleichgewicht zu bringen. Sie begann zu kippen. Doch der Zusammenstoß zeigte auf Ahmets Gefährt die gleiche Wirkung.

Im Moment des Zusammenstoßes hatte Ezio sich vom Bock geworfen, und er landete auf dem Dach von Ahmets Kutsche. Er ließ die Hakenklinge hervorschießen und

schwang sie brutal nach den beiden Soldaten zu seiner Linken, traf sie beide damit und schaltete sie aus, bevor sie ihre Hellebarden auch nur ins Spiel bringen konnten. Der Kutscher hatte seine Pferde erneut angetrieben in dem Versuch, das kippende Gefährt wieder aufzurichten, während Sofias nicht weit hinter ihnen bereits krachend und inmitten einer Staubwolke umgestürzt war. Neben ihnen fiel das Gelände steil ab. Die Räder von Ahmets Kutsche gerieten über die Abbruchkante, das Gespann neigte sich zur Seite und fiel.

Ezio wurde abgeworfen, und als er sich aufrappelte und umschaute, war alles hinter erstickendem Staub verborgen. Von irgendwoher erreichten ihn verwirrte Rufe, wahrscheinlich von Einheimischen, denn als sich der Staub senkte, sah Ezio den Leichnam des Kutschers zwischen ein paar Felsen liegen.

Von Ahmet jedoch keine Spur.
Und auch nicht von Sofia.
Vergebens rief Ezio ihren Namen.

Erst als sich der Staub vollends gelegt hatte, konnte Ezio sich wieder orientieren und ein Bild von der Lage machen. Die erschrockenen Dorfbewohner standen etwas abseits und sahen einander verunsichert an. Ezios unheilvoller Blick genügte, um sie sich vom Leib zu halten, aber er wusste, dass er sich beeilen musste. Es würde nicht lange dauern, bis sich die osmanischen Soldaten, die hinter ihnen zurückgeblieben waren, neu formiert hatten und die Verfolgung aufnehmen konnten.

Er ließ den Blick schweifen. Ahmet lag etliche Meter vom Wrack der Kutsche entfernt auf dem Rücken. Er stöhnte und hatte offenkundig große Schmerzen. Der Beutel, der die

Schlüssel enthielt, lag nicht weit von ihm im Staub. Dann tauchte zu Ezios ungeheurer Erleichterung Sofia hinter einem Gebüsch auf. Sie hatte einige Schrammen, ihre Kleidung war ramponiert, im Großen und Ganzen jedoch war sie unverletzt. Sie tauschten einen beruhigenden Blick, während Ahmet sich unter Mühen auf den Bauch wälzte und hochstammte.

Ezio hob den Beutel auf und öffnete ihn. Die Schlüssel waren unbeschädigt. Er blickte auf den Prinzen hinab.

„Und? Was nun, Ezio? Wie soll diese Sache enden?“, fragte Ahmet. Er sog beim Sprechen schmerzhaft den Atem ein.

Sofia trat hinter Ezio und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

„Das frage ich mich auch“, sagte Ezio zu Ahmet.

Ahmet begann zu lachen und konnte nicht mehr aufhören, obgleich es ihm sichtlich wehtat. Er schaffte es, auf die Knie zu kommen. „Nun, solltet Ihr die Antwort darauf finden ...“

Aus dem Nichts erschien ein halbes Dutzend byzantinischer Soldaten. Sie waren schwer bewaffnet und stellten sich schützend rings um den Prinzen.

„... lasst sie uns wissen!“

Ezio verzog das Gesicht, zückte sein Schwert und bedeutete Sofia zurückzutreten.

„Ihr seid ein Narr, Ezio. Dachtet Ihr wirklich, ich reise ohne Verstärkung?“

Ahmet wollte wieder lachen, doch das Lachen verging ihm, als ein Pfeilhagel, der scheinbar aus dem Nichts kam, sämtliche Byzantiner binnen eines Augenblicks niederstreckte. Ein Pfeil traf Ahmet in den

Oberschenkel. Vor Schmerz aufheulend fiel er hintenüber.

Ezio war gleichfalls überrascht. Er wusste, dass keine Assassinen in der Nähe waren, und es konnte unmöglich eine weitere Dilara zur Stelle sein, um ihn zu retten.

Er fuhr herum und entdeckte nicht weit entfernt ein Dutzend berittener Janitscharen, die soeben neue Pfeile auf die Sehnen ihrer Bögen legten. Ihr Anführer war ein stattlich wirkender Mann von etwa 45 Jahren, ganz in Schwarz und Rot gekleidet, dazu trug er einen Pelzumhang und einen üppigen Schnurrbart. Jetzt hob er eine Hand.

„Halt!“, befahl er.

Die Janitscharen senkten ihre Bögen.

Der Anführer und zwei Hauptmänner saßen ab und kamen auf Ahmet zu, der sich immer noch am Boden wand. Ezio zollten sie

kaum Aufmerksamkeit. Er beobachtete die Männer seinerseits wachsam, wusste jedoch nicht recht, was er tun sollte. Er tauschte einen weiteren Blick mit Sofia, die sich wieder dicht zu ihm gesellte.

Mit einer übermenschlichen Anstrengung kam Ahmet auf die Füße. Dabei ergriff er einen abgebrochenen Ast, um sich darauf zu stützen. So stemmte er sich hoch, wich aber zugleich vor den Neuankömmlingen zurück.

Ezio bemerkte die Ähnlichkeit zwischen den beiden Männern, und da zählte er eins und eins zusammen. Im gleichen Moment ergriff Ahmet das Wort und wandte sich mit mühsam fester und befehlender Stimme an die Janitscharen: „Soldaten! Selim ist nicht euer Herr! Ihr dient dem Sultan! Nur seine Befehle führt ihr aus! Wo ist er? Wo ist unser Sultan?“

Ahmet war zurückgewichen bis zu einem Zaun am Rand der Felswand, die steil zum Meer hin abfiel, und dort brach er, als es nicht weiterging, zusammen. Der andere Mann war ihm gefolgt und stand nun über ihm.

„Dein Sultan steht vor dir, Bruder“, sagte der Mann. Er legte die Hände auf Ahmets Schultern, beugte sich zu ihm vor und sagte leise: „Unser Vater hat seine Wahl getroffen. Bevor er abdankte. So war es am besten.“

„Was hast du vor, Selim?“, stammelte Ahmet, dem der Ausdruck in den Augen seines Bruders nicht entging.

„Ich halte es für am besten, die Möglichkeiten für alle weiteren Meinungsverschiedenheiten zu beseitigen. Was meinst du?“

Selims Hand fuhr mit einem Ruck an Ahmets Kehle und drückte ihn nach hinten gegen den Zaun.

„Selim! Hör auf! Bitte!“, entfuhr es Ahmet schrill. Dann blieb ihm die Luft weg.

Sultan Selim Osman war taub für das Flehen seines Bruders. Im Gegenteil, es schien ihn anzutreiben. Ezio sah, dass er viel mehr Kraft gegen Ahmet einsetzte, als eigentlich nötig gewesen wäre. Ahmet schlug in einem vergeblichen Versuch, ihn abzuwehren, nach dem Gesicht seines Bruders, und dabei gab der Zaun, der sich unter seinem Gewicht ohnedies schon weit durchgebogen hatte, volends nach und brach. Selim löste seinen Griff genau in dem Moment, als Ahmet mit einem lang gezogenen Angstschrei rücklings über die Abbruchkante und 60 oder 70 Meter tiefer auf die schwarzen Felsen stürzte.

Selim schaute noch einen Augenblick lang über den Rand nach unten. Seine Miene war

ausdruckslos. Dann drehte er sich um und kam ohne sonderliche Eile auf Ezio zu.

„Ihr müsst der Assassine sein, Ezio Auditore.“

Ezio nickte.

„Ich bin Selim, Suleimans Vater. Er hält große Stücke auf Euch.“

„Er ist ein bemerkenswerter Junge, *Ek-selâns-lari*, und von größter Intelligenz.“

Doch Selims Höflichkeit war erloschen. Ebenso vorbei war es mit seiner Freundlichkeit. Seine Augen wurden schmal, seine Miene verfinsterte sich. Ezio konnte die Skrupellosigkeit, die dem Mann zu seiner jetzigen Machtposition verholfen hatte, förmlich spüren. „Lasst mich Euch eines klarmachen“, sagte Selim und brachte sein Gesicht dicht an Ezios heran. „Wenn mein Sohn nicht wäre, würde ich Euch auf der Stelle töten lassen. Wir bedürfen hier nicht der

Einmischung von Fremden. Verlasst dieses Land und kehrt nicht zurück!“

Ezio konnte sich nicht beherrschen. Diese Kränkung ließ die Wut in ihm aufsteigen. Er ballte die Fäuste, was Selim nicht entging, aber in diesem Moment rettete ihm Sofia das Leben, indem sie ihm besänftigend die Hand auf den Arm legte.

„Ezio“, flüsterte sie, „lasst es gut sein! Das ist nicht Euer Kampf.“

Selim schaute ihm noch einmal in die Augen. Herausfordernd. Dann wandte er sich um und ging zurück zu seinen Hauptmännern und Reitern, die auf ihn warteten.

Kurz darauf saßen sie wieder im Sattel und ritten in Richtung Konstantinopel davon. Ezio und Sofia ließen sie hinter sich zurück – mit den Toten und den schnatternden, gaffenden Einheimischen.

„Nein, das ist nicht mein Kampf“, stimmte Ezio zu. „Aber wo endet der eine Kampf, und wo beginnt der nächste?“

Einen Monat später und nach der Jahreswende stand Ezio einmal mehr am Fuß der mächtigen Festung von Masyaf.

Viel war geschehen, seit er das letzte Mal dort gewesen war, und im Fahrwasser der osmanischen Eroberungen in der Gegend war die Burg nun verlassen. Ein einsamer Adler segelte darüber, Anzeichen für die Anwesenheit eines Menschen gab es jedoch nicht. Allein und schweigend stand die Burg da und hütete ihre Geheimnisse. Ezio nahm den langen, steilen Pfad in Angriff, der sich zum äußeren Tor hinaufschlängelte. Nachdem er eine Zeit lang gegangen war, blieb er stehen und drehte sich besorgt nach seiner Begleiterin um, die etwas zurückgefallen und

außer Atem war. Im Schatten einer alten, zerfurchten Tamarinde wartete er auf sie.

„Was für eine Klettertour!“, keuchte Sofia, als sie zu ihm aufschloss.

Ezio lächelte. „Stellt Euch nur einmal vor, Ihr wäret ein Soldat, der mit Rüstung, Waffen und Vorräten beladen ist.“

„Ich finde es so schon ermüdend genug. Aber es macht jedenfalls mehr Spaß, als in einem Buchladen herumzuhocken. Ich hoffe nur, dass Azize dort zurechtkommt.“

„Darüber macht Euch mal keine Sorgen. Hier!“ Er reichte ihr seine Feldflasche.

Sie trank dankbar, dann sagte sie: „Ist die Burg schon seit Langem verlassen?“

„Die Templer versuchten in ihre geheimen Räumlichkeiten einzudringen, aber es gelang ihnen nicht. So wie es ihnen letztlich nicht gelang, die Schlüssel in ihren Besitz zu

bringen, die ihnen Zutritt verschafft hätten. Und nun ...“

Sie schwiegen einen Moment lang. Sofia nahm die herrliche Pracht ihrer Umgebung in sich auf. „Es ist so wunderschön hier“, meinte sie schließlich. „Und hier nahm Eure Bruderschaft ihren Anfang?“

Ezio seufzte. „Den Orden gibt es seit Tausenden von Jahren, aber hier wurde er wiedergeboren.“

„Und gewissermaßen die *levatrice* war der Mann, den Ihr erwähnt habt, dieser Altaïr?“

Ezio nickte. „Altaïr ibn-La’Ahad. Er hat uns aufgebaut und dann freigesetzt.“ Er hielt inne. „Aber er erkannte auch die Torheit im Festhalten an einer Burg wie dieser. Sie war zu einem Symbol des Hochmuts geworden und ein Signalfeuer für all unsere Feinde. Letztendlich begriff er, dass man der Gerechtigkeit am besten dient, wenn man

ein gerechtes Leben führt. Nicht über den Menschen, die man beschützt, sondern mit-ten unter ihnen.“

Sofia nickte, dann sagte sie wie beiläufig: „Und hat er auch verfügt, dass Ihr diese bedrohlichen Kapuzen tragen müsst?“

Ezio lachte leise.

„Ihr habt von einem Credo gesprochen“, fuhr Sofia fort. „Was hat es damit auf sich?“

Ezio suchte nach den richtigen Worten. „Altair betrieb umfangreiche ... Studien in den späteren Jahren seines langen Lebens, Studien gewisser ... Geheimchiffren, die ihm anvertraut wurden. Eine Passage aus seinen Aufzeichnungen weiß ich auswendig. Möchtet Ihr sie hören?“

„Bitte, gern.“

„Altair schrieb: Im Laufe der Zeit wird jeder Satz, spricht man ihn nur lange und laut genug aus, zum festgeschriebenen Wort.

Vorausgesetzt freilich, man überdauert die andere Meinung und das Schweigen seiner Gegner. Doch hat man Erfolg und überwindet alle Widersacher, was bleibt dann übrig? Die Wahrheit! Ist es eine Wahrheit im objektiven Sinn? Nein. Aber wie erlangt man je eine objektive Sichtweise? Die Antwort ist: Man kann es nicht. Es ist buchstäblich und schlicht unmöglich. Es gibt zu viele Variablen, zu viele Felder und Formeln zu berücksichtigen. Sokrates hatte das begriffen. Seine Methode erlaubte eine asymptotische Annäherung an die Wahrheit. Die Gerade kreuzt die Kurve nie, auch am entferntesten aller Punkte nicht. Aber die reine Definition der Asymptote bedeutet einen ewigen Kampf. Wir nähern uns einer Erkenntnis immer weiter, ohne sie jedoch jemals zu erreichen. Niemals ... Und so habe ich erkannt, dass die Templer, solange sie existieren,

versuchen werden, die Wirklichkeit nach ihrem Willen zu formen. Sie verstehen, dass es so etwas wie eine absolute Wahrheit nicht gibt, und falls doch, dann fehlt es uns völlig an der Fähigkeit, sie zu begreifen. Und so trachten sie danach, an ihrer Stelle ihre eigene Erklärung zu erschaffen. Sie ist das Leitprinzip dessen, was sie als ihre neue Weltordnung bezeichnen – sie formen die Existenz als solche um nach ihrem Bilde. Es geht nicht um Artefakte. Es geht nicht um Menschen. All dies sind nur Werkzeuge, Mittel zum Zweck. Es geht um Ideen und Konzepte, um Auffassungen. Das ist klug gedacht, denn wie führt man Krieg gegen eine Idee, eine Vorstellung? Das ist die perfekte Waffe. Ihr fehlt die physische Form, und doch kann sie die Welt um uns herum auf zahlreiche, oft gewaltsame Weisen verändern. Ein Credo kann mich nicht töten.

Selbst wenn man all seine Anhänger umbringt, alles Niedergeschriebene vernichtet, dann verschafft dies bestenfalls eine Gnadenfrist, einen Aufschub. Irgendwann, eines Tages, wird man es wiederentdecken. Oder neu erfinden. Ich glaube, dass auch wir, die Assassinen, einfach nur einen Orden wiederentdeckt haben, den es schon vor dem alten Mann vom Berge gab ... Alles Wissen ist nur ein Hirngespinnst. Alles geht zurück auf die Zeit. Das Unendliche. Unaufhalt-same. Und es stellt sich die Frage: Welche Hoffnung gibt es? Meine Antwort ist diese: Wir müssen einen Platz finden, an dem diese Frage nicht mehr von Bedeutung ist. Der Kampf, das Ringen, das Bemühen als *solches* ist asymptotisch. Das stete Streben nach einer Lösung, ohne sie je zu erreichen. Unsere Hoffnung besteht darin, die Grate ein wenig zu glätten. Stabilität und Frieden zu finden,

auch wenn es nur vorübergehend ist. Und wisse, Leser, es wird immer nur *vorübergehend* sein. Denn solange wir uns fortpflanzen, werden sich aus unserer Mitte immer wieder Zweifler und Herausforderer erheben. Menschen, die sich wider den Status quo auflehnen werden, und manchmal allein aus dem Grund, weil sie nichts Besseres zu tun haben. Es ist die Natur des Menschen, zu widersprechen, anderer Meinung zu sein. Krieg ist nur einer von vielen Wegen, dies zu tun. Ich glaube, dass viele unser Credo noch nicht begriffen haben. Aber das ist der Lauf der Dinge: verblüfft sein, enttäuscht und entmutigt sein, lernen, erleuchtet werden und dann schließlich begreifen. Frieden finden.“

Ezio verstummte. Dann sagte er: „Ergibt das Sinn für Euch?“

„*Grazie*, ja!“ Sofia sah ihn an, wie er dastand, in Gedanken verloren, die Augen auf die

Festung gerichtet. „Bereut Ihr Eure Entscheidung? Dass Ihr schon so lange das Leben eines Assassinen führt?“

Er seufzte. „Ich kann mich nicht erinnern, eine Entscheidung getroffen zu haben. Dieses Leben ... hat mich gewählt.“

„Ich verstehe“, erwiderte sie und senkte den Blick zu Boden.

„Drei Jahrzehnte lang habe ich dem Gedenken meines Vaters und meiner Brüder gedient und für jene gekämpft, denen durch Ungerechtigkeit Leid widerfahren ist. Ich bereue diese Jahre nicht, aber jetzt ...“ Er atmete tief durch, als hätte ihn eine Macht, die stärker war als er selbst, aus ihrem Griff entlassen, und er richtete den Blick von der Burg auf den Adler, der immer noch darüber kreiste. „Jetzt ist es an der Zeit, mein eigenes Leben zu führen und alles andere, *das alles*, loszulassen.“

Sie nahm seine Hand. „Dann lasst los, Ezio!
Lasst los! Ihr werdet nicht tief fallen.“

Es war später Nachmittag, als sie das Tor in der Außenmauer erreichten. Es stand offen, Kletterpflanzen rankten sich bereits um seine Säulen. Der Windenmechanismus darüber war wie mit Kriechpflanzen geschmückt. Sie durchquerten den Innenhof. Auch dort standen die Tore offen, und es waren Spuren eines hastigen Aufbruchs zu sehen. Ein halb beladener und dann stehen gelassener Proviantkarren befand sich in der Nähe einer riesigen, toten Platane, unter der die Trümmer einer zerbrochenen Steinbank lagen.

Ezio ging voran in den Bergfried und dann über eine Treppe hinunter in die Tiefen der Burg. In der Hand hielt er eine Fackel, damit

sie Licht hatten, als sie durch eine Reihe von bedrückenden Gängen liefen, bis sie endlich vor einem massiven Tor anlangten, das aus irgendeinem grünen, glatten Gestein bestand. In der Oberfläche klafften auf Schulterhöhe kreisförmig angeordnet fünf Schlitze.

Ezio setzte seine Tasche ab und entnahm ihr die fünf Schlüssel.

Er wog den ersten in der Hand. „Wir sind am Ziel“, sagte er, ebenso zu sich selbst wie zu Sofia.

„Noch nicht ganz“, meinte sie. „Erst müssen wir noch herausfinden, wie sich diese Tür öffnen lässt.“

Ezio betrachtete die Schlüssel und dann die Schlitze, in die sie passen mussten. Die Symbole rings um die Öffnungen lieferten ihm den ersten Hinweis.

„Die müssen irgendwie mit den Symbolen auf dem Schlüssel übereinstimmen“, sagte er

überlegend. „Altaïr hat gewiss jede nur denkbare Sicherheitsvorkehrung getroffen, um dieses Archiv zu schützen. Man muss die Schlüssel wahrscheinlich in einer bestimmten Reihenfolge einsetzen. Wenn ich dabei einen Fehler mache, dann, fürchte ich, wird diese Tür für immer verschlossen bleiben.“

„Was hofft Ihr dahinter zu finden?“ Sofia klang atemlos, beinahe ehrfürchtig.

Ezios eigene Stimme sank zu einem Flüstern herab, obgleich niemand außer ihr dort war, der ihn hätte hören können. „Vor allem Wissen. Altaïr war ein profunder Mann und ein produktiver Schreiber. Er legte diesen Ort zur Verwahrung all seiner Weisheit an.“ Er schaute zu Sofia. „Ich weiß, dass er in seinem Leben viel gesehen und viele Geheimnisse erfahren hat, Dinge, die ebenso besorgniserregend wie tief greifend waren. Die Erkenntnisse, die er erlangte,

hätten weniger große Menschen zur Verzweiflung getrieben.“

„Ist es dann klug, daran zu rühren?“

„Da mögt Ihr recht haben. Aber andererseits“ – er grinste schief – „bin ich ja, wie Ihr inzwischen wissen solltet, nicht ‚weniger groß‘.“

„Ezio, stets einen Scherz auf den Lippen.“ Sofia erwiderte das Lächeln, erleichtert, dass die Spannung gelöst war.

Er steckte seine Fackel in eine Halterung, wo sie genug Licht zum Lesen spendete. Er bemerkte, dass die Symbole auf der Tür jetzt in einem unerklärlichen Licht leuchteten, kaum wahrnehmbar zwar, aber doch nicht zu leugnen, und auch die Schlüssel glühten wie in einer Reaktion darauf. „Schaut Euch die Symbole auf diesen Schlüsseln gewissenhaft an und versucht sie mir zu beschreiben,

während ich die Symbole auf der Tür überprüfe.“

Sie setzte ihre Brille auf und nahm den ersten Schlüssel, den er ihr reichte. Während sie sprach, besah er sich eingehend die Markierungen auf der Tür.

Dann entfuhr ihm ein Laut, der Erkenntnis bedeutete. „Natürlich! Altaïr verbrachte viel Zeit im Osten und errang dort große Weisheit.“ Er hielt inne. „Die Chaldäer!“

„Ihr glaubt, diese Symbole könnten etwas mit den Sternen zu tun haben?“

„Ja, mit den Konstellationen. Altaïr reiste auch durch Mesopotamien, wo die Chaldäer lebten.“

„Ja, aber sie lebten vor zweitausend Jahren. Es gibt Bücher – von Herodot und Diodor –, die davon berichten, dass sie große Astronomen waren, aber keine Details über ihre Arbeit verraten.“

„Altair kannte diese Details! Und er hat sie hier hinterlassen, nur eben verschlüsselt. Wir müssen unser geringes Wissen um die Sterne darauf anwenden.“

„Das ist unmöglich! Wir wissen alle, dass sie die Länge eines Sonnenjahrs bis auf vier Minuten berechnen konnten, und das ist ziemlich präzise. Aber wie sie es taten, ist eine andere Sache.“

„Sie befassten sich mit dem Stand der Sterne und der Bewegung der Himmelskörper. Sie dachten, damit könnten sie die Zukunft vorhersagen. Sie bauten große Observatorien ...“

„Das ist doch alles nur Hörensagen!“

„Das ist alles, was wir haben, und seht doch, hier! Erkennt Ihr das nicht?“

Sie blickte auf ein Symbol, das auf einem der Schlüssel eingraviert war.

„Er hat es bewusst verschleiert dargestellt, aber ist das nicht ...“ Ezio zeigte darauf. „... das Sternbild des Löwen?“

Sie besah es sich genauer. „Das könnte sein!“, sagte sie schließlich aufgeregt und schaute auf.

„Und hier“, Ezio drehte sich zur Tür um und besah sich die Markierungen um den Schlitz, den er gerade untersucht hatte, „das hier ist, wenn ich mich nicht irre, ein Diagramm des Sternbilds Krebs.“

„Aber das ist doch die Konstellation direkt neben der des Löwen, oder? Und ist es nicht auch das Sternzeichen, das im Tierkreis vor dem Löwen kommt?“

„Und der Tierkreis wurde erfunden von ...“

„Den Chaldäern!“

„Dann wollen wir doch einmal sehen, ob unsere Theorie wasserdicht ist“, sagte Ezio

und beäugte den nächsten Schlitz. „Hier haben wir den Wassermann.“

„Wie passend!“, scherzte Sofia, blickte jedoch ernst auf die Schlüssel. Schließlich hielt sie einen hoch. „Der Wassermann wird flankiert von den Fischen und dem Steinbock“, stellte sie fest, „aber es sind die Fische, die nach dem Wassermann kommen. Und ich glaube, hier ist es!“

„Lasst uns sehen, ob auch die anderen so zusammenpassen.“

Sie gingen zügig zu Werke, und zehn Minuten später gelangten sie zu der Feststellung, dass ihre Vermutung zuzutreffen schien. Jeder Schlüssel trug das Symbol eines Sternzeichens, das einem Zeichen aus dem Tierkreis entsprach, und jede Schlüsselmarkierung stimmte überein mit einem der Schlitzte, der seinerseits mit einem Sternzeichen

gekennzeichnet war, das dem auf dem Schlüssel im Tierkreis vorausging.

„Ein toller Mann, Euer Altaïr“, meinte Sofia.

„Noch haben wir es nicht geschafft“, erwiderte Ezio. Vorsichtig schob er den ersten Schlüssel in den hoffentlich dazugehörigen Schlitz – und er passte.

Wie auch die anderen vier.

Und dann – es war ein beinahe enttäuschender Abschluss – glitt die grüne Tür langsam, sanft und geräuschlos in den steinernen Boden hinab.

Ezio stand vor der Öffnung. Dahinter erstreckte sich ein langer Gang, und vor seinen Augen erwachten gleichzeitig zwei Fackeln zu flackerndem Leben.

Er nahm eine davon aus ihrer Halterung und trat vor. Dann zögerte er und wandte sich an Sofia.

„Kommt gefälligst heil zurück, ja?“, trug sie ihm auf.

Ezio schenkte ihr ein schelmisches Lächeln und drückte ihr fest die Hand. „Das habe ich vor“, sagte er.

Dann ging er los.

Und kaum hatte er die ersten Schritte getan, schloss sich die Tür hinter ihm wieder, so schnell, dass Sofia kaum Zeit hatte zu reagieren.

Ezio ging langsam den Gang hinunter, der stetig abwärts führte und zunehmend breiter wurde. Er brauchte seine Fackel kaum, da die Wände mit weiteren gesäumt waren, und wann immer er sie passierte, entflamnten sie auf rätselhafte Weise. Aber er verspürte weder Unbehagen noch Angst. Vielmehr hatte er das seltsame Gefühl, nach Hause zu kommen. Als näherte sich etwas seiner Vollendung.

Der Gang mündete schließlich in einen großen, runden Raum, dessen Durchmesser fünfzig Meter betragen mochte, und ebenso hoch war die Kuppeldecke, die wie jene einer wunderbaren Basilika über Ezio lag. Im Raum standen Behältnisse, die einmal

Artefakte enthalten haben mussten, jetzt jedoch leer waren. Auf den vielen Galerien, die um den Raum herum verliefen, reihte sich ein Bücherregal ans andere. Jeder Zentimeter der Wand war damit bedeckt.

Zu seinem Erstaunen sah Ezio allerdings, dass sie alle leer waren.

Er hatte indes keine Zeit, darüber nachz Grübeln, denn sein Blick wurde unwiderstehlich angezogen von einem mächtigen Eichenschreibtisch, der auf der anderen Seite des Raumes auf einem hohen Podium stand. Von irgendwo darüber fiel helles Licht darauf – wie auch auf die hochgewachsene Gestalt, die hinter dem Schreibtisch saß.

Jetzt verspürte Ezio so etwas wie Ehrfurcht, denn in seinem Innersten wusste er gleich, wer das war. Er näherte sich in Demut, und als er so nahe heran war, dass er die Gestalt

mit der Kapuze auf dem Stuhl hätte berühren können, fiel er auf die Knie.

Die Gestalt war tot, und das schon seit langer Zeit. Dem Umhang und der weißen Kleidung jedoch hatten die vergangenen Jahrhunderte nichts anhaben können, und selbst in seiner Reglosigkeit strahlte der Tote noch ... irgendetwas aus. Eine Art Macht, aber keine irdischen Ursprungs. Ezio hatte seine Reverenz gezeigt und erhob sich wieder. Er wagte es nicht, die Kapuze anzuheben, um in das Gesicht darunter zu blicken, aber er betrachtete die langen Knochen der skelettierten Hände, die auf der Platte des Schreibtischs lagen, als würden sie daran kleben. Auf dem Schreibtisch befanden sich eine Schreibfeder, leere Blätter aus Pergamentpapier und ein eingetrocknetes Tintenfass. Unter der rechten Hand der Gestalt lag ein runder Stein, ähnlich den

Schlüsseln zur Tür, aber feiner gearbeitet und aus dem erlesensten Alabaster, den Ezio je gesehen hatte.

„Keine Bücher.“ Ezios Stimme tropfte in die Stille. „Keine Artefakte ... Nur Ihr, *fratello mio*.“ Er legte dem toten Mann behutsam eine Hand auf die Schulter. Sie waren nicht blutsverwandt, doch die Bande der Bruderschaft verknüpften sie fester miteinander, als die einer Familie es je vermocht hätten.

„*Requiescat in Pace*, o Altaïr!“

Er sah nach unten, weil er glaubte, aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrgenommen zu haben. Aber da war nichts – nur der Stein auf dem Schreibtisch lag auf einmal nicht mehr unter der knöchernen Hand. Aber vielleicht hatte Ezio sich nur eingebildet, sie hätte darauf gelegen. Eine Täuschung des Lichts. Weiter nichts.

Ezio wusste instinktiv, was er zu tun hatte. Mit einem Feuerstein entzündete er einen Kerzenstummel, der in einer Halterung auf dem Schreibtisch steckte, und betrachtete den Stein eingehender. Er streckte die Hand danach aus und nahm ihn auf.

In dem Moment, da er ihn in der Hand hielt, begann der Stein zu leuchten.

Ezio hob ihn vor sein Gesicht, und dann wirbelten auch schon vertraute Wolken und hüllten ihn ein ...

„Bagdad wurde geplündert, sagst du?“

„Ja, Vater. Hulagu Khans Mongolen sind wie eine Feuersbrunst über die Stadt gekommen. Niemand wurde verschont. Er ließ ein Wagenrad aufstellen, und die Bewohner der Stadt mussten der Reihe nach daran vorbeigehen. Und jedermann, dessen Kopf über die Nabe ragte, wurde umgebracht.“

„Dann blieben also nur die Jungen und Gefügigen übrig?“

„So ist es.“

„Hulagu ist nicht dumm.“

„Er hat die Stadt zerstört. Sämtliche Bibliotheken niedergebrannt. Die Universität geschleift. Alle Gelehrten ermordet. Einen

solchen Holocaust hat die Stadt noch nie gesehen.“

„Und ich bete, dass es nie wieder dazu kommen wird.“

„Dein Wort in Gottes Ohr, Vater.“

„Ich muss dich loben, Darim. Es war gut, dass du dich entschieden hast, nach Alexandria zu segeln. Hast du dich um meine Bücher gekümmert?“

„Ja, Vater. Diejenigen, die wir nicht mit den Gebrüdern Polo schickten, habe ich auf Wagen nach Latakia gesandt, damit sie von dort aus verschifft werden.“

Altaïr saß vornübergebeugt an der offenen Tür der Bibliothek und zugleich Archivs mit der Kuppeldecke, die jetzt leer war. Seine Hände hielten eine kleine hölzerne Kiste umfasst. Darim fragte wohlweislich nicht, was sich darin befand.

„Gut. Sehr gut“, sagte Altaïr.

„Aber es gibt da noch etwas. etwas Grundlegendes, das ich nicht verstehe“, sagte Darim. „Warum hast du im Laufe so vieler Jahrzehnte eine derart gewaltige Bibliothek angelegt, wenn du doch nicht vorhattest, deine Bücher zu behalten?“

Altair winkte ab. „Darim, du weißt sehr wohl, dass ich meine Zeit längst überlebt habe. Ich werde schon bald eine Reise antreten müssen, auf der man keinerlei Gepäcks bedarf. Aber du kennst die Antwort auf deine Frage schon. Was Hulagu in Bagdad getan hat, das wird er auch hier tun. Wir haben sie einmal zurückgeschlagen, aber sie werden zurückkommen, und dann muss Masyaf leer sein.“

Darim bemerkte, dass die Hände seines Vaters sich dabei noch fester um die kleine Kiste schlossen und er sie fest an seine Brust drückte, wie um sie zu beschützen. Er

musterte Altaïr, der so zerbrechlich wirkte, als bestünde er aus Pergament, doch innerlich war er noch so fest wie Velin.

„Ich verstehe“, sagte er. „Dann ist dies nicht länger eine Bibliothek, sondern nur noch ein Tresorraum.“

Sein Vater nickte ernst.

„Er muss verborgen bleiben, Darim. Vor Händen, die gierig danach greifen wollen. Zumindest bis er das Geheimnis, das er enthält, weitergegeben hat.“

„Welches Geheimnis?“

Altaïr lächelte und stand auf. „Egal. Geh, mein Sohn! Geh zu deiner Familie und lebe wohl!“

Darim umarmte ihn. „Alles Gute in mir begann mit dir“, sagte er.

Sie lösten sich voneinander. Dann trat Altaïr durch die Türöffnung. Als er die Schwelle überquert hatte, umfasste er einen

großen Hebel, der aus dem Türsturz ragte, und zog daran. Er musste alle Kraft aufwenden, um ihn so weit zu bewegen, dass er mit einem Klicken einrastete. Langsam schob sich eine schwere grüne Steintür aus dem Boden, um die Öffnung zu verschließen.

Vater und Sohn sahen einander wortlos an, während die Tür zwischen ihnen emporwuchs. Darim versuchte eisern, sich zu beherrschen, konnte die Tränen dann aber doch nicht zurückhalten, als die Tür seinen Vater lebend in seiner Gruft begrub. Schließlich blickte er nur noch auf eine blanke Oberfläche, die sich lediglich durch ihre geringfügig andere Färbung von den Wänden links und rechts unterschied – und durch die seltenen Furchen, die hineingeschnitten waren.

Die Brust zusammengeschnürt von Trauer drehte Darim sich um und ging.

Wer waren die, die davor kamen?, dachte Altaïr, als er ohne Eile den langen Gang hinunterging, der zu seinem großen Kuppelraum unter der Erde führte. Im Vorbeigehen flammten die Fackeln auf und leuchteten ihm den Weg, gespeist von brennbarer Luft, die ihnen aus in den Wänden verborgenen Röhren zugeführt wurde, und gezündet mittels federgelagerter Feuersteine, die letztlich durch sein Körpergewicht bewegt wurden, das einen Mechanismus im Boden auslöste. Hinter ihm brannten sie dann noch ein paar Minuten lang, ehe sie wieder erloschen.

Was führte sie hierher? Was vertrieb sie wieder? Und was hat es mit ihren Artefakten auf sich, die wir die Edensplitter nennen? Werkzeuge, die sie hinterließen, um uns zu helfen und zu leiten? Oder kämpfen wir nur um die Herrschaft über ihren Abfall, sehen

wir göttlichen Zweck und Bedeutung in etwas, das in Wirklichkeit kaum mehr ist als liegen gelassenes Spielzeug?

Er schlurfte weiter den Gang hinab, das Kästchen umklammernd, seine Beine und Arme schmerzten vor Erschöpfung.

Schließlich gelangte er zu dem großen, düsteren Raum und durchquerte ihn ohne jede Feierlichkeit. Er erreichte seinen Schreibtisch, erleichtert wie ein ertrinkender Mensch, der im Meer einen Balken findet, an dem er sich festhalten kann.

Er setzte sich und stellte den kleinen Kasten vorsichtig in Reichweite ab. Seine Hände wollten ihn kaum loslassen. Dann legte er sich Papier, Feder und Tinte bereit, tauchte die Feder ins Fass, schrieb aber noch nichts. Stattdessen dachte er an das, was er schon geschrieben hatte – an etwas aus seinem Tagebuch.

Der Apfel ist mehr als nur ein Verzeichnis all dessen, was uns vorausging. In seinem komplizierten, Funken sprühenden Inneren habe ich Blicke erhascht auf das, was sein wird. Derlei dürfte nicht möglich sein. Und vielleicht ist es nicht möglich. Vielleicht ist es nur eine Andeutung, eine Idee. Ich denke nach über die Konsequenzen dieser Visionen: Sind es Bilder dessen, was da kommt – oder einfach nur Möglichkeiten, die sein könnten? Können wir das Resultat beeinflussen? Dürfen wir den Versuch wagen? Und sorgen wir damit nur für das, was wir gesehen haben? Ich bin hin- und hergerissen wie stets, zwischen Handeln und Nichtstun, weil ich nicht weiß, womit ich etwas bewirken könnte. Vielleicht weder auf die eine noch die andere Weise. Ist es mir überhaupt bestimmt, etwas zu bewirken? Dennoch, ich führe dieses Tagebuch. Ist das nicht ein

Versuch zu ändern – oder zu garantieren –, was ich gesehen habe?

Wie naiv es doch ist zu glauben, es könnte auf jede Frage nur eine einzige Antwort geben. Auf jedes Rätsel. Dass es ein einziges, göttliches Licht gibt, das alles beherrscht. Es heißt, es sei ein Licht, das Wahrheit und Liebe beschert. Ich sage, es ist ein Licht, das uns blendet – und uns zwingt, in Unwissenheit umherzustolpern. Ich sehne mich nach dem Tag, an dem die Menschen sich abwenden werden von unsichtbaren Ungeheuern und wieder zu einem rationaleren Blick auf die Welt finden. Doch diese neuen Religionen sind so bequem – und sie drohen mit solch furchtbaren Strafen, sollte man sie ablehnen –, dass ich fürchte, die Angst wird uns festhalten lassen an dem, was in Wahrheit die größte Lüge ist, die je verbreitet wurde ...

Der alte Mann saß eine Weile lang still da und wusste nicht, was er empfinden sollte – Hoffnung oder Verzweiflung? Vielleicht spürte er weder das eine noch das andere. Vielleicht war er aus beidem herausgewachsen, oder er hatte beides überdauert. Die Stille des großen Raums und seine Düsternis schützten ihn wie die Arme einer Mutter. Trotzdem konnte er sich seiner Vergangenheit nicht verschließen.

Er schob seine Schreibmaterialien von sich und zog das Kästchen herab, legte beide Hände darauf, behütete es – wovor?

Dann schien ihm, als stünde Al Mualim vor ihm. Sein alter Mentor. Sein alter Verräter. Den er letztlich entlarvt und vernichtet hatte. Doch als der Mann sprach, tat er es drohend und voller Macht.

„Viel Weisheit birgt viel Leid. Und wer das Wissen mehrt, der mehrt das Leid.“ Der

Geist lehnte sich vor und sprach jetzt in eindringlichem Flüsterton dicht an Altaïrs Ohr. „Vernichte ihn! Zerstöre ihn, wie du es gesagt hast!“

„Ich ... ich kann nicht!“

Da erklang eine andere Stimme. Eine, die ihm ins Herz fuhr, als er sich nach ihr umwandte. Al Mualim war verschwunden. Aber wo war *sie*? Er konnte sie nicht *sehen*!

„Du wandelst auf einem schmalen Grat, Altaïr“, sagte Maria Thorpe. Die Stimme war jung und fest. Wie sie es gewesen war, als er sie kennengelernt hatte. Vor siebzig Jahren.

„Ich wurde von Neugier beherrscht, Maria. So schrecklich dieses Artefakt auch ist, es birgt doch auch Wunder. Ich möchte es gern, so gut ich kann, verstehen lernen.“

„Was sagt es dir? Was siehst du?“

„Seltsame Visionen und Botschaften. Von denen, die davor kamen, über ihren Aufstieg und ihren Niedergang ...“

„Und was ist mit uns? Wo stehen wir?“

„Wir sind Glieder in einer Kette, Maria.“

„Aber was geschieht mit uns, Altaïr? Mit unserer Familie? Was sagt der Apfel?“

„Wer waren die, die davor kamen?“, entgegnete Altaïr. „Was führte sie hierher? Vor wie langer Zeit?“ Aber er sprach eher zu sich selbst als zu Maria, die nun wieder in seine Gedanken einbrach: „Befreie dich von diesem Ding!“

„Das ist meine Pflicht, Maria“, sagte Altaïr traurig zu seiner Frau.

Da schrie sie, ganz schrecklich. Und dann rasselte es in ihrer Kehle, als sie starb.

„Kraft, Altaïr.“ Ein Flüstern.

„Maria! Wo ... wo bist du?“ Und in den großen Raum hinein schrie er: „Wo ist sie?!“

Aber es antwortete ihm nur sein eigenes Echo.

Dann folgte eine dritte Stimme, selbst besorgt, obwohl sie ihn zu beruhigen versuchte.

„Vater ... sie ist tot. Weißt du nicht mehr? Sie ist tot“, sagte Darim.

Ein verzweifelter Aufheulen. „Wo ist meine *Frau*?“

„Es ist fünfundzwanzig Jahre her, du alter Narr! Sie ist *tot!*“, brüllte sein Sohn ihn wütend an.

„Lass mich in Ruhe! Lass mich arbeiten!“

Leiser jetzt, sanfter: „Vater ... was ist das für ein Ort? Welchem Zweck dient er?“

„Das ist eine Bibliothek. Und ein Archiv. Um all das, was ich gelernt und entdeckt habe, sicher zu verwahren. Alles, was sie mir gezeigt haben.“

„Was haben sie dir gezeigt, Vater?“ Eine Pause. „Was geschah in Alamut, bevor die

Mongolen kamen? Was hast du dort gefunden?“

Und dann herrschte Stille, und die Stille legte sich über Altaïr wie ein warmer Himmel, in den er hineinsprach: „Ich kenne jetzt ihren Zweck. Ihre Geheimnisse sind mein. Ihre Beweggründe klar. Doch diese Botschaft ist nicht für mich bestimmt. Sie ist für einen anderen bestimmt.“

Er blickte auf den kleinen Kasten, der vor ihm auf dem Schreibtisch stand. *Ich werde dieses elende Ding nie wieder anfassen. Ich werde bald von dieser Welt gehen. Meine Zeit ist gekommen. Alle Stunden des Tages sind nun gefärbt von den Gedanken und den Ängsten, die dieser Erkenntnis entspringen. Mir wurde alles offenbart, was mir enthüllt werden sollte. Es gibt keine nächste Welt. Und auch keine Rückkehr in diese. Es wird einfach ... vorbei sein. Für immer.*

Und er öffnete den kleinen Kasten. Darin lag auf braunem Samt der Apfel. Ein Edensplitter.

Ich habe die Kunde verbreitet, dass dieser Apfel zunächst in Zypern versteckt war und dann auf See verloren ging, ins Meer fiel ... dieser Apfel darf nicht gefunden werden, bis es an der Zeit dafür ist ...

Er blickte einen Moment lang darauf, dann stand er auf und drehte sich nach einer dunklen Vertiefung in der Wand hinter ihm um. Er drückte einen Hebel, der eine schwere Tür öffnete. Dahinter lag ein verborgener Alkoven, in dem ein Sockel stand. Altaïr nahm den Apfel – der nicht größer war als ein Ball, mit dem Kinder spielen – aus dem Kasten und trug ihn rasch zu dem Sockel. Hastig legte er ihn darauf ab, damit er nicht seiner Verlockung verfiel, dann zog er wieder an dem Hebel. Die Tür des Alkovens

glitt zu und rastete ein. Altaïr wusste, dass der Hebel nun zweieinhalb Jahrhunderte lang nicht funktionieren würde. Vielleicht war es Zeit für die Welt, sich weiterzudrehen, sich zu verändern. Für ihn war die Versuchung vorbei.

Er setzte sich wieder an den Schreibtisch und entnahm einer Schublade eine weiße Alabasterscheibe. Dann zündete er eine Kerze an, nahm die Scheibe in beide Hände, hob sie vor seine Augen, schloss sie und konzentrierte sich, und dann begann er den Alabaster mit seinen Gedanken zu erfüllen – mit seinem Testament.

Der Stein leuchtete und erhellte sein Gesicht für lange Zeit. Dann verging das Licht, und es wurde dunkel. Alles wurde dunkel.

Ezio drehte die Scheibe im Kerzenschein in den Händen. Er hatte keine Ahnung, wie er erfahren hatte, was er nun wusste. Aber er empfand eine tiefe Verbundenheit, mehr noch, eine Verwandtschaft mit dieser Hülle eines Menschen, die da neben ihm saß.

Ungläubig schaute er Altaïr an. „Es gibt noch ein Artefakt?“, fragte er. „Noch einen *Apfel?*“

Er wusste, was zu tun war, und er tat es beinahe so, als befände er sich immer noch in einem Traum. Er legte die Scheibe behutsam zurück auf den Schreibtisch und wandte sich der dunklen Vertiefung in der Wand hinter ihm zu. Er wusste, wo er nach dem Hebel suchen musste, und der gab auch sofort nach, als Ezio vorsichtig daran zog. Als die Tür aufglitt, entfuhr ihm ein Keuchen. *Ich dachte, es gebe nur einen. Jenen, den Machiavelli und ich für alle Zeiten in dem Gewölbe unter der Kirche San Nicola in Carcere versteckten. Und jetzt sehe ich hier vor mir ... seinen Zwilling!*

Er betrachtete den Apfel einen Moment lang. Er war dunkel und kalt. Leblos. Doch

Ezio spürte, wie seine Hand, als wäre sie losgelöst von seinem Willen, danach greifen wollte.

Mit ungeheurer Anstrengung hielt er sie davon ab.

„NEIN! Du bleibst HIER!“

Er trat einen Schritt zurück.

„Für ein Leben habe ich genug gesehen!“

Er legte eine Hand auf den Hebel.

Aber da erwachte der Apfel aufflammend zum Leben. Sein Licht blendete Ezio. Er wankte zurück, drehte sich um und sah, wie sich in der Mitte des nun grell erleuchteten Raumes die Welt – die Welt! – in der Luft drehte, sechs Meter über dem Boden, eine riesige Kugel in den Farben Blau, Braun, Weiß und Grün.

„NEIN!“, schrie er und verbarg seine Augen mit den Händen. „Ich habe genug getan! Ich habe mein Leben, so gut ich konnte, gelebt,

ohne seinen Sinn zu kennen, getrieben wie eine Motte die einem fernen Mond zufliegt. Das reicht!“

Hör zu! Du bist ein Kanal für eine Botschaft, die zu verstehen nicht dir bestimmt ist.

Ezio hatte keine Ahnung, wo die Stimme herkam oder wem sie gehörte. Er nahm die Hände von den Augen und drückte sie sich auf die Ohren, drehte sich der Wand zu, sein Körper zuckte, als würde er geprügelt, und so wurde er wieder herumgezerrt, sodass er zur Mitte des Raums hinsehen musste. In der Luft und in der grellen Helligkeit schwebten Milliarden von Zahlen und Symbolen, Gleichungen und Formeln, Worten und Buchstaben, einige wild durcheinander, andere so zusammengewürfelt, dass sie hier und da Sinn ergaben, um sich dann gleich wieder voneinander zu lösen und eins zu

werden mit dem Durcheinander. Und aus diesem Chaos drang die Stimme eines alten Mannes; alt klang sie, weil sie von Zeit zu Zeit zitterte. Aber sie war nicht ohne Macht. Im Gegenteil, es war die machtvollste Stimme, die Ezio je gehört hatte.

Hörst du mich, Entschlüssler? Kannst du mich verstehen?

Und dann ... kam etwas wie ein Mensch auf ihn zu, wie aus großer Entfernung ging die Gestalt durch das wirbelnde Meer aus all den Symbolen, die jemals von Menschen benutzt worden waren, um allem einen Sinn zu verleihen, sie ging auf Luft, auf Wasser, aber nicht auf Land. Ezio wusste, dass die Gestalt ihn nie erreichen würde. Sie wurden getrennt von einem unüberbrückbaren Abgrund.

Ah, da bist du!

Die Zahlen rings um die Gestalt bewegten sich, pulsierten und flohen voreinander, ohne sich befreien zu können, gefangen in einer Art albtraumhafter Entropie. Die Gestalt jedoch wurde deutlicher. Es handelte sich um einen Mann. Größer und kräftiger als die meisten Männer. Ezio fühlte sich an eine der Statuen der griechischen Götter erinnert, die Michelangelo ihm gezeigt hatte, als Papst Julius die Sammlung der Borgias beschlagnahmte. Die Statue eines alten Gottes. Zeus oder Poseidon. Vollbärtig. Augen, in denen überirdische Weisheit leuchtete. Um ihn her hörten die schwirrenden Zahlen und Gleichungen auf, miteinander zu ringen, und trieben schließlich davon, immer schneller und schneller, bis sie verschwunden waren, und auch die Welt war auf einmal verschwunden, und übrig war nur

noch dieser ... Mann. Wie sonst sollte Ezio ihn nennen?

Tinia. Mein Name ist Tinia. Ich glaube, du hast meine Schwestern kennengelernt.

Ezio schaute das Wesen an, das seinerseits den allerletzten umherschwebenden Formeln nachsah, als sie in den Äther entschwanden.

Als sie das Wort wieder an ihn richtete, klang die Stimme seltsam menschlich, ein wenig unsicher sogar.

Ein merkwürdiger Ort, dieser Nexus der Zeit. Ich bin nicht an die ... Kalkulationen gewöhnt. Die waren immer Minervas Domäne.

Er sah Ezio fragend an. Aber es ging noch etwas anderes von ihm aus, eine tief greifende Traurigkeit und eine Art väterlicher Stolz.

Wie ich sehe, hast du immer noch viele Fragen. Wer waren wir? Was wurde aus uns? Was wollen wir von dir? Tinia lächelte. Du wirst deine Antworten bekommen. Hör nur zu, und ich werde dir alles erzählen.

Das Licht schien jetzt langsam aus dem Raum zu fließen, und direkt hinter Tinia war nun wieder ein gespenstisch blauer Globus zu sehen, der langsam größer wurde, bis er fast den ganzen Raum vereinnahmte.

Sowohl vor dem Ende als auch danach versuchten wir, die Welt zu retten.

Auf der riesigen, sich drehenden Kugel erschienen jetzt kleine Punkte, einer nach dem anderen.

Diese Punkte bezeichnen Orte, an denen wir Räume errichteten, um darin zu arbeiten, und jeder war einer anderen Art von Errettung gewidmet.

Ezio sah einen der vielen Punkte aufblitzen. Er befand sich in der Nähe der Ostküste eines gewaltigen Kontinents, von dem er sich nicht vorstellen konnte, dass es ihn wirklich gab; allerdings wusste er, dass sein Freund Amerigo Vespucci dort vor zehn Jahren eine Küste entdeckt hatte, und er hatte ja auch die Waldseemüller-Karte gesehen, auf der die ganze entdeckte Welt dargestellt war. Doch alles, was diese Karte zeigte, lag weiter südlich. Konnte es da wirklich noch mehr geben? Ein größeres Land? Es kam ihm so unwahrscheinlich vor.

Sie lagen unter der Erde, um dem Krieg zu entgehen, der darüber tobte, und auch aus Vorsicht, für den Fall, dass unsere Bemühungen fehlschlügen.

Vor Ezios Augen breiteten sich jetzt Lichtstrahlen wie Linien über den sich langsam drehenden Globus aus. Sie gingen von all

den anderen Punkten aus und liefen auf den einen zu, der auf jenem fremden neuen Kontinent lag, und so ging es weiter, bis die ganze Welt eingesponnen war in ein filigranes Netz aus leuchtenden Linien.

Das Wissen aus jedem dieser Räume wurde an einen Ort übertragen ...

Und nun änderte sich Ezios Blickwinkel auf das große Abbild der Welt. Er schien darauf zuzustürzen, durch die Leere, bis er auf dem Boden aufzuschlagen glaubte, der ihm entgegenkam. Aber dann ... dann war ihm, als würde er im letzten Moment angehoben, und er schwebte dicht über den Boden hinweg, dann wieder nach unten, einen Schacht hinab, wie er in ein Bergwerk hineinführte, bis er in einem gewaltigen unterirdischen Bauwerk anlangte, das ihn an einen Tempel oder die Halle eines Palasts erinnerte.

Es war unsere Pflicht ... die meine und die meiner Schwestern Minerva und Uni ... alles zu ordnen und zu probieren, was zusammengetragen wurde. Wir entschieden uns für die Lösungen, die am vielversprechendsten waren, und verschrieben uns ihrer Erprobung. Und tatsächlich befand Ezio sich nun in dem großen Raum, in dem geheimnisvollen Gewölbe in dem geheimnisvollen Land – oder er schien dort zu sein –, und dort, nicht weit von Tinia entfernt, standen Minerva und Uni, denen Ezio wirklich schon begegnet war ...

Sechs erprobten wir der Reihe nach, und jede war ermutigender als die vorherige. Aber keine wirkte.

Und dann ... endete die Welt.

Diese letzte Erklärung erfolgte in so schlichtem und nüchternem Ton, dass Ezio darüber erschrak. Er sah Minerva,

niedergeschlagen, und Uni, wütend, zuschauen, wie Tinia einen komplexen Mechanismus in Betrieb setzte, der die mächtigen Tore dieses Ortes schloss und sie selbst darin einsperrte. Und dann ...

Dann traf eine Welle unbeschreiblicher Macht die Gewölbedecke und erhellte den Himmel wie zehntausend Nordlichter auf einmal. Ezio schien inmitten Hunderttausender Menschen zu stehen, einer prachtvollen Stadt, und alle schauten empor zu dem übernatürlichen Schauspiel, das weit über ihren Köpfen vonstattenging. Doch die leichte Brise, die sie umwehte, wurde vom Zephir zum Sturm und dann zum Orkan, und das binnen einer einzigen Minute. Die Menschen sahen einander an, erst verwundert, dann panisch, und hasteten davon, um sich in Sicherheit zu bringen.

Der Himmel, an dem immer noch Wogen grünen Feuers brannten, fing jetzt an zu knistern und unter Blitzen Funken zu schlagen. Donner rollte und krachte, obgleich keine Wolke zu sehen war, und Blitze fuhren vom Himmel nieder und schlugen ein in Bäume, Gebäude und Menschen gleichermaßen. Trümmer flogen durch die Luft und zerstörten alles, was sie trafen.

Dann ließ ein ungeheures Beben den Boden erzittern. Wer noch im Freien war, verlor das Gleichgewicht, stürzte und wurde, ehe er wieder aufstehen konnte, unter Felsbrocken und Steinen zermalmt, die der Wind mit sich trug wie papierne Bälle. Die Erde erbebt abermals, noch heftiger diesmal, und die Schreie und das Kreischen der Betroffenen gingen unter im Krachen der Blitze und dem ohrenbetäubenden Brüllen des Sturms. Wer doch noch lebte, suchte nach einem

Unterschlupf, einige kämpften um ihr Gleichgewicht, indem sie sich an noch stehenden Gebäuden festklammerten und sich daran entlanghangelten.

Doch inmitten der allgemeinen Verwüstung standen unerschütterlich die großen Tempel. Ungerührt von der Katastrophe um sie her, zeugten sie von der technischen Genialität derer, die sie erbaut hatten. Da ließ noch ein mächtiges Beben den Boden erzittern, gleich gefolgt von einem weiteren. Eine breite Straße spaltete sich der Länge nach, und Menschen flohen vor der Kluft, die sich auftat. Der Himmel stand unterdessen in Flammen, Blitze rasten von Horizont zu Horizont, und die oberen Gefilde des Firmaments schienen einzustürzen.

Dann kam es Ezio vor, als sähe er die Erde wieder aus weiter Ferne, eingehüllt in eine gigantische Sonneneruption, gefangen in

einem Netz aus riesigen Feuerbällen, und dann geschah das Udenkbare – die Welt löste sich von ihrer Achse, rollte zur Seite ... Die prächtige Stadt, die raffinierten, hoch entwickelten Gebäude und die gepflegten Parkanlagen wurden von klaffenden Wunden verwüstet, als die Erde darunter zerbrach und zerbrach und bislang unbeschädigte Bauten einstürzten und in Trümmer fielen. Die wenigen Menschen auf den Überresten der Straßen kreischten, ein letzter verzweifelter Aufschrei unsäglicher Qual, als die Verlagerung der Erdpole die Oberfläche der tödlichen Strahlung von Sonneneruptionen preisgab. Die letzten Bauwerke wurden wie Kartenhäuser im Wind hinweggefegt.

Dann wurde alles – genauso schnell, wie es angefangen hatte – ganz still. Die Nordlichter erloschen wie eine ausgeblasene

Kerzenflamme, und fast augenblicklich beruhigte sich der Wind. Die Zerstörung allerdings war vollkommen. Fast nichts war verschont geblieben. Feuer und Rauch, Dunkelheit und Verfall lagen über allem.

Durch das Miasma drang Tinias Stimme zu Ezio. Oder zu jemandem wie ihm. Nichts galt mehr mit Bestimmtheit.

Hör zu! Dort musst du hingehen. An den Ort, wo wir arbeiteten ... arbeiteten und verloren. Nimm meine Worte und leite sie von deinem Kopf in deine Hände. Damit wirst du den Weg öffnen. Aber sei gewarnt! Vieles ist immer noch im Fluss. Und ich weiß nicht, wie alles enden wird, weder in meiner Zeit noch in deiner.

Die Staubstürme legten sich, die flüssige Lava kühlte ab. Die Zeit beschleunigte, winzige Schösslinge brachen durch den Boden und schlugen wieder Wurzeln. Der Zugang in

einen unterirdischen Raum tat sich auf, und Menschen der ersten Zivilisation kamen heraus und begannen mit dem Wiederaufbau. Aber ihre Zahl war gering und nahm nicht zu. Im Laufe etlicher Jahrhunderte schwand sie weiter, bis nur noch ein paar Hundert übrig waren, dann einige Dutzend und schließlich keiner mehr ...

Was sie wiederaufgebaut hatten, wurde von sich ausbreitenden Wäldern überwuchert. Und auch ihre neuen Bauten verschwanden, wurden von der Zeit verschlungen. Eine üppige Waldlandschaft mit flachen Hügeln vereinnahmte jene weiten Regionen, die nicht nur aus Ebenen bestanden. Und dann tauchten wieder Wesen auf, andere jedoch als die Erstgekommenen. Menschen jetzt. Jene, die von den Erstgekommenen als Sklaven erschaffen wurden, sollten nun, da sie frei waren, ihre Nachfolge antreten. Einige

der Erstgekommenen hatten sich in Sklaven verliebt, und aus diesen Paarungen hatte sich eine kleine Abstammungslinie von Geschöpfen entwickelt, die über mehr als nur menschliche Kräfte verfügten. Die Ersten in diesem unbekannten Land waren Männer und Frauen mit tiefbrauner Haut und langem, glattem Haar. Ein stolzes Volk, das seltsame, dunkelbraune, wilde Rinder jagte, ohne Sattel auf zähen Ponys ritt und Pfeil und Bogen benutzte. Ein Volk, das aus verschiedenen Stämmen bestand, die sich zwar bekämpften, jedoch ohne großes Blutvergießen.

Dann traten weitere Menschen auf den Plan. Blassere Menschen, deren Kleidung anders war und sie ganz einhüllte. Menschen, die auf Schiffen aus Europa kamen, über den Oceanus Occidentalis. Menschen, die Jagd auf die anderen machten

und sie von ihrem Land vertrieben und in der Folge eigene Farmen, Dörfer und schließlich Städte errichteten, die jenen der untergegangenen Zivilisation gleichkamen, welche viele Tausend Jahre zuvor im Erdboden verschwunden waren.

Merke dir dies und denk daran – es ist nie deine Entscheidung, den Kampf für die Gerechtigkeit aufzugeben. Selbst wenn es scheint, als ließe er sich nie gewinnen, als wäre alle Hoffnung verloren, garantiert der Kampf das Überleben der Gerechtigkeit, das Überleben der Welt. Ihr balanciert in eurem Dasein am Rande eines Abgrunds, daran kannst du nichts ändern. Deine Aufgabe ist es, dafür Sorge zu tragen, dass sich das Gewicht nie zu weit auf die falsche Seite legt. Und es gibt noch etwas, das du tun kannst, um sicherzustellen, dass es dazu nie kommt – du kannst lieben.

Ezio hielt sich am Schreibtisch fest. Neben ihm saß Altaïr nach wie vor auf seinem Stuhl. Nichts hatte sich auf dem Schreibtisch verändert, es hatte sich kein Blatt bewegt, und der Kerzenstummel brannte mit ruhiger Flamme.

Er wusste nicht, wie er von dem Alkoven zum Schreibtisch gekommen war, aber jetzt ging er die wenigen Schritte noch einmal. Der Apfel ruhte noch immer auf seinem Sockel im Alkoven, kalt und tot. In der Düsternis konnte Ezio kaum die Umrisse erkennen. Der staubbedeckte kleine Kasten, in dem Altaïr ihn aufbewahrt hatte, lag auf dem Schreibtisch, wie er feststellte.

Er fasste sich wieder, durchquerte den großen Raum und hielt auf den Gang zu, der ihn zurück ans Tageslicht und zu Sofia führen würde.

Am Eingang der großen Bibliothek drehte er sich jedoch noch einmal um. Aus weiter Ferne, wie ihm jetzt schien, blickte er ein letztes Mal auf Altaïr, der für alle Ewigkeit in seiner verwaisten Bibliothek saß.

„Ciao, Mentor!“, sagte er.

Als er den äußeren Zugang erreichte, fand Ezio den Hebel im Türsturz und zog daran. Gehorsam versank die grüne Tür im Boden. Und da war Sofia. Sie las in einem Buch, während sie auf ihn wartete.

Sie lächelte, als sie ihn sah, erhob sich, kam zu ihm und nahm seine Hand.

„Da seid Ihr ja wieder“, sagte sie mit unverhohlener Erleichterung in der Stimme.

„Ich hatte es Euch doch versprochen.“

„Seid Ihr fündig geworden?“

„Ich habe ... genug gefunden.“

Sie zögerte. „Ich dachte ...“

„Was?“

„Ich dachte, ich würde Euch nicht mehr wiedersehen.“

„Bisweilen ist auf die schlimmsten Vorahnungen am wenigsten Verlass.“

Sie sah ihn an. „Ich muss verrückt sein. Ich glaube, ich mag Euch sogar, wenn Ihr großspurig seid.“ Sie hielt inne. „Was machen wir nun?“

Ezio lächelte. „Wir gehen nach Hause“, sagte er.

TEIL DREI

O ew'ges Licht, das du in dir nur ruhest,
Allein dich selbst erkennst, und dich,
erkannt
Sowie erkennend, liebest und dir lächelst!
– Dante, *Paradiso*

Auf der Reise zurück nach Konstantinopel war Ezio sehr schweigsam. Sofia dachte an Selims unheilvolle Warnung und fragte, ob es denn wirklich klug sei, überhaupt dorthin zurückzukehren, aber er sagte nur: „Es gibt noch Arbeit zu tun.“

Sie sorgte sich um ihn. Er wirkte so in sich gekehrt, beinah krank. Aber als an der Küste im Norden die goldenen Kuppeln und weißen Minarette wieder auftauchten, sah sie, wie der alte Glanz in seine dunkelgrauen Augen zurückkehrte.

Ihr erster Weg führte sie zu ihrem Laden. Er war kaum wiederzuerkennen. Azize hatte ihn modernisiert, die Bücher waren allesamt ordentlich in die Regale eingeräumt. Azize

entschuldigte sich beinahe, als sie Sofia die Schlüssel zurückgab, doch ihr war vor allem aufgefallen, dass der Laden voller Kunden war.

„Dogan möchte Euch sehen, Mentor“, sagte Azize, nachdem sie Ezio begrüßt hatte. „Und seid beruhigt! Prinz Suleiman weiß von Eurer Rückkehr und hat Euch einen Geleitbrief ausgestellt. Sein Vater besteht allerdings darauf, dass Ihr nicht lange bleibt.“

Ezio und Sofia wechselten einen Blick. Sie waren jetzt seit einiger Zeit zusammen, mindestens sechs Monate, seit sie darauf bestanden hatte, ihn auf seiner Reise nach Masyaf zu begleiten – eine Bitte, die er ihr, zu ihrer Überraschung, praktisch anstandslos gewährt hatte. Mehr noch, er schien ihren Wunsch sogar begrüßt zu haben.

Mit Dogan hatte Ezio dafür gesorgt, dass die türkischen Assassinen unter Suleimans

stillschweigendem Einverständnis und seinem inoffiziellen Schutz einen festen Stützpunkt in der Stadt hatten. Man hatte bereits begonnen, die Stadt und das Reich von jeglichen letzten Spuren abtrünniger Osmanen und Byzantiner, die nach dem Tod von Ahmet und Manuel führerlos waren, zu säubern, und in den Reihen der Janitscharen gab es unter Selims eiserner Hand keinen Widerspruch mehr. Den brauchte es auch nicht, denn der von ihnen bevorzugte Prinz hatte sich zu ihrem König gekrönt.

Die Templer waren nach der Zerstörung ihrer Machtbasen in Italien und nun auch im Osten verschwunden. Ezio wusste jedoch, dass dieser Vulkan nur schlief und keineswegs erloschen war. Seine sorgenvollen Gedanken drehten sich um den Fernen Osten, den Orient, und er fragte sich, was das Wissen, das Tinia und der geisterhafte

Globus ihm zuteilwerden ließen, für die unentdeckten Kontinente – wenn sie denn existierten – weit jenseits des Meeres im Westen bedeuten mochte.

Dogan mangelte es zwar an Yusufs Elan, aber das glich er durch seine organisatorischen Fähigkeiten und seine absolute Hingabe an das Credo aus. *Er könnte es eines Tages zum Mentor schaffen*, dachte Ezio. Seine eigenen Gefühle schienen allerdings ziellos umherzutreiben. Er wusste nicht mehr, was er glaubte, wenn er überhaupt noch an etwas glaubte, und das war es – neben etwas anderem – gewesen, das ihn auf der langen Reise nach Hause beschäftigt hatte.

Nach Hause! Was konnte er denn Zuhause nennen? Rom? Florenz? Seine Arbeit? Ein richtiges Zuhause hatte er nicht, und er wusste in seinem Herzen, dass sein Erlebnis

in Altaïrs Geheimraum in Masyaf einen Schlusstrich unter ein Kapitel seines Lebens gezogen hatte. Er hatte getan, was er konnte, und er hatte in Italien und im Osten für Frieden und Stabilität gesorgt – fürs Erste zumindest. Hatte er es sich nicht verdient, sich etwas Zeit für sich selbst zu nehmen? Die Zahl seiner Tage nahm ab, das wusste er, aber es waren doch immer noch genug, um die Ernte einzubringen. Wenn er willens war, das Risiko einzugehen.

Seinen dreiundfünfzigsten Geburtstag, der auf den Johannistag des Jahres 1512 fiel, verbrachte Ezio mit Sofia. Die Zahl der Tage, die ihm Selims Visum zugestand, schrumpfte. Seine Stimmung schien melancholisch. Beide waren sie besorgt, als lastete ein gewaltiges Gewicht auf ihnen. Zur Feier des Tages hatte Sofia ein florentinisches Festmahl zubereitet: *salsicce di cinghiale* und

fettunta, dann *carciofini sott'olio*, gefolgt von *spaghetti allo scoglio* und *bistecca alla fiorentina*, und danach gab es einen guten, trockenen *pecorino*. Der Kuchen, den sie gebacken hatte, war ein *castagnaccio*, dazu ein paar *brutti ma buoni*. Der Wein, hatte sie entschieden, sollte aber aus Venetien kommen.

Natürlich war das alles zu üppig, und sie hatte viel zu viel gemacht, und er tat sein Bestes, aber sie sah ihm an, dass ihm der Sinn im Moment nach Essen – auch wenn es Essen aus der Heimat war, das zu beschaffen sie ein Vermögen gekostet hatte – am allerwenigsten stand.

„Was habt Ihr vor?“, fragte sie ihn.

Er seufzte. „Ich werde nach Rom zurückkehren. Meine Arbeit hier ist getan.“ Er hielt inne. „Und Ihr?“

„Ich werde wohl hierbleiben. So weitermachen wie bisher. Auch wenn Azize eine bessere Verkäuferin ist, als ich es jemals war.“

„Vielleicht solltet Ihr etwas Neues ausprobieren.“

„Ich weiß nicht, ob ich mir das zutrauen würde, so ganz allein. Mit Büchern kenne ich mich aus. Obwohl ...“ Sie verstummte.

„Obwohl?“

Sie sah ihn an. „In den vergangenen Monaten habe ich gelernt, dass es auch jenseits der Bücherwelt ein Leben gibt.“

„Das Leben selbst findet nie in Büchern statt.“

„Ihr sprecht wie ein wahrer Gelehrter!“

„Das Leben zieht in Bücher ein. Nicht umgekehrt.“

Sofia musterte ihn. Sie fragte sich, wie lange er noch zögern würde. Ob er jemals

wirklich zur Sache käme. Ob er es wagen würde. Ob er es überhaupt wollte – ein Gedanke, den sie gar nicht aufkommen lassen wollte – und ob sie ihm auf die Sprünge helfen sollte. Auf ihrer Reise nach Adrianopolis ohne ihn hatte sie zum ersten Mal gemerkt, was mit ihr geschah, und sie war sich ziemlich sicher, dass es ihm genauso erging. Sie liebten sich, natürlich liebten sie sich. Aber wonach sie sich wirklich sehnte, dazu war es noch nicht gekommen.

Lange Zeit saßen sie schweigend am Tisch.

„Azize hat sich im Gegensatz zu Euch nicht von der Folter durch Ahmets Hand erholt“, sagte Ezio schließlich und schenkte ihnen beiden bedächtig nach. „Sie hat mich gebeten, Euch zu fragen, ob sie hier arbeiten darf.“

„Und welches Interesse habt Ihr daran?“

„Dieser Laden wäre ein ausgezeichneter Stützpunkt für die seldschukischen Assassinen.“ Er korrigierte sich hastig: „In seiner zweiten Funktion natürlich. In erster Linie hätte Azize die Möglichkeit, eine ruhigere Rolle im Orden zu übernehmen. Das heißt, wenn Ihr ...“

„Und was soll aus mir werden?“

Er schluckte hart. „Ich ... ich habe mich gefragt, ob ...“

Er ließ sich auf ein Knie nieder.

Ihr Herz schlug wie verrückt.

Sie beschlossen, dass es am besten sei, in Venedig zu heiraten. Sofias Onkel war Generalkvikar von Santa Maria Gloriosa die Frari im San-Polo-Viertel und hatte sich erboten, die Trauung vorzunehmen. Sobald er erfahren hatte, dass Ezios verstorbener Vater der hoch angesehene Bankier Giovanni Auditore gewesen war, hatte er der Heirat von Herzen seinen Segen gegeben. Ezios Verbindung zu Pietro Bembo hatte auch nicht geschadet, und auch wenn Lucrezia Borgias ehemaliger Liebhaber nicht persönlich dabei sein konnte, weil er in Urbino weilte, zählten zu den Gästen doch der Doge Leonardo Loredan und der aufstrebende junge Maler Tizian Vecelli, der – hingerissen von Sofias Schönheit

und neidisch auf Dürers Gemälde von ihr – als Hochzeitsgeschenk anbot, zum Freundschaftspreis ein Doppelporträt von ihnen zu malen.

Die Bruderschaft der Assassinen hatte Sofia einen großzügigen Preis für ihren Buchladen bezahlt. Darunter, in der Zisterne, die Ezio entdeckt hatte, waren die fünf Schlüssel von Masyaf versteckt, eingemauert und versiegelt. Und auch Azize, obwohl traurig, sie gehen zu sehen, hatte sich über ihre neue Aufgabe gefreut.

Sie blieben einige Monate in Venedig. Das erlaubte Sofia, sich mit ihrer Heimat, die sie kaum kannte, vertraut zu machen und ihre noch lebenden Verwandten kennenzulernen. Doch als sich das Jahr dem Ende zuneigte, wurde Ezio allmählich ruhelos. Er hatte ungeduldige Briefe von Claudia aus Rom erhalten. Papst Julius II., lange Zeit der

Schutzherr der Assassinen, näherte sich seinem 69. Geburtstag und kränkelte. Die Nachfolge war noch ungewiss, und die Bruderschaft brauchte Ezio vor Ort, damit er sich in der Interimsphase nach Julius' Tod um alles kümmerte.

Doch Ezio schob jedwede Reisevorbereitung auf, obwohl er durchaus besorgt war.

„Ich möchte mich nicht mehr mit diesen Angelegenheiten befassen müssen“, sagte er, als Sofia eine entsprechende Frage stellte. „Ich will endlich Zeit haben, selbst zu denken.“

„Und vielleicht auch, um *an* dich selbst zu denken.“

„Das vielleicht auch.“

„Aber du hast trotzdem noch eine Pflicht.“

„Ich weiß.“

Er hatte noch andere Dinge im Kopf. Der Führer des nordeuropäischen Zweigs der

Bruderschaft, Desiderius Erasmus, hatte Claudia aus dem Queens' College in Cambridge, wo der umherziehende Gelehrte derzeit lebte und lehrte, einen Brief geschickt. Er schrieb, dass in Wittenberg ein neuer Doktor der Theologie, ein junger Mann namens Martin Luther, den Lehrstuhl der „Lectura in Biblia“ übernommen habe. Luthers religiöses Denken bedürfe laut Erasmus der Aufmerksamkeit der Assassinen, denn es schien in der Tat revolutionäre Früchte zu tragen, die zu einer neuen Gefahr für die zerbrechliche Stabilität in Europa heranwachsen könnten.

Er berichtete Sofia von seinen Bedenken.

„Was unternimmt Erasmus?“

„Er beobachtet. Und wartet ab.“

„Wirst du neue Männer für den Orden rekrutieren, sollte es im Norden zu einer

Entfernung von der römischen Kirche kommen?“

Ezio breitete die Arme aus. „Ich werde mich von Desiderius beraten lassen.“ Er schüttelte den Kopf. „Immer und überall kommt es zu neuen Abweichungen und Klüften.“

„Ist das nicht ein Merkmal des Lebens?“

Er lächelte. „Vielleicht. Und vielleicht ist der Kampf nicht mehr der meine.“

„Das klingt gar nicht nach dir selbst.“ Sie schwieg kurz. „Eines Tages wirst du mir erzählen, was in diesem Gewölbe unter Masyaf wirklich geschah.“

„Eines Tages.“

„Warum erzählst du es mir nicht jetzt?“

Er sah sie an. „Ich werde dir etwas verraten. Ich bin zu der Erkenntnis gelangt, dass der Fortschritt der Menschheit in Richtung Frieden und Einheit immer eine Reise

bleiben wird – sie wird nie ankommen. Es ist genau wie die Reise eines jeden Mannes und einer jeden Frau durch das Leben. Das Ende ist immer die Unterbrechung dieser Reise. Es gibt keinen Abschluss, sondern immer Dinge, die unerledigt geblieben sind.“ Ezio hielt ein Buch in den Händen, während er sprach, Petrarcas *Canzoniere*. „So ist es nun einmal“, fuhr er fort. „Der Tod wartet nicht, bis man ein Buch zu Ende gelesen hat.“

„Dann lies, so viel du kannst, solange du es kannst.“

Mit neuer Entschlossenheit traf Ezio Vorbereitungen für die Reise zurück nach Rom.

Und zu der Zeit wurde Sofia schwanger.

„Was hat dich so lange aufgehalten?“, fuhr Claudia auf, dann zog sie ihn an sich und küsste ihn fest auf beide Wangen. „*Fratello mio*. Du hast zugenommen. All das venezianische Essen. Das ist nicht gut für dich.“

Sie waren im Hauptquartier der Assassinen auf der Tiberinsel. Es war Ende Februar. Ezios Ankunft in Rom war mit der Beerdigung von Papst Julius zusammengefallen.

„Es gibt, wie ich meine, gute Neuigkeiten“, fuhr Claudia fort. „Giovanni di Lorenzo de' Medici wird zum Papst gewählt werden.“

„Aber er ist nur ein Diakon.“

„Wann hat das irgendjemanden daran gehindert, Papst zu werden?“

„Nun, wenn er das Amt bekäme, dann wäre das in der Tat eine gute Neuigkeit.“

„Das Kardinalskollegium steht fast geschlossen hinter ihm. Er hat sogar schon einen Namen gewählt: Leo.“

„Wird er sich noch an mich erinnern?“

„Wie könnte er jenen Tag im *duomo* in Florenz vergessen, als du seinem Vater das Leben gerettet hast? Und seines übrigens auch.“

„Ach ja“, seufzte Ezio. „Die Pazzi. Das scheint ewig lange her zu sein.“

„Es ist ewig lange her. Aber der kleine Giovanni ist jetzt erwachsen. Achtunddreißig ist er, ist das zu fassen? Und ein harter Bursche.“

„Solange er sich nur an seine Freunde erinnert.“

„Er ist stark. Darauf kommt es an. Und er will uns auf seiner Seite haben.“

„Wenn er gerecht ist, werde ich ihm beistehen.“

„Wir brauchen ihn ebenso sehr, wie er uns braucht.“

„Das ist wahr.“ Ezio schwieg und schaute sich in der alten Eingangshalle um. So viele Erinnerungen. Aber es war beinah, als hätten sie heute nichts mehr mit ihm zu tun. „Ich muss etwas mit dir besprechen, Schwester.“

„Ja?“

„Es geht um die Frage ... meiner Nachfolge.“

„Als Mentor? Du trittst zurück?“ Sie klang nicht überrascht.

„Ich habe dir die Geschichte von Masyaf erzählt. Ich habe getan, was ich konnte.“

„Die Ehe hat dich verweichlicht.“

„Dich hat sie nicht verweichlicht, und du warst zweimal verheiratet.“

„Ich mag deine Frau übrigens. Auch wenn sie eine Venezianerin ist.“

„*Grazie!*“

„Wann ist es so weit?“

„Im Mai.“

Sie seufzte. „Es stimmt schon. Die Aufgabe zermürbt einen. Ich habe sie zwar erst vor zwei Jahren von dir übernommen, aber selbst in dieser kurzen Zeit ist mir bewusst geworden, welche Last du da auf deinen Schulter getragen hast.“ Sie sah ihn an. „Hast du schon darüber nachgedacht, wer dein Nachfolger werden soll?“

„Ja.“

„Machiavelli?“

Ezio schüttelte den Kopf. „Er würde das Amt nie übernehmen. Er ist viel zu sehr Denker als Führer. Aber die Aufgabe bedarf eines starken Geistes, und das sage ich in aller Bescheidenheit. Es gibt einen unter deinen

Leuten, den wir abgesehen von seinen diplomatischen Missionen nie zu Hilfe gerufen haben, dem ich auf den Zahn gefühlt habe und der meiner Ansicht nach bereit ist.“

„Und du meinst, die anderen Niccolò selbst, Bartolomeo, Rosa, Paola und Il Volpe werden ihn wählen?“

„Ich glaube schon.“

„Wen hast du im Sinn?“

„Lodovico Ariosto.“

„*Den?*“

„Er war zweimal Botschafter der Stadt Ferrara im Vatikan.“

„Und Julius hätte ihn fast umbringen lassen.“

„Das war nicht seine Schuld. Julius lag zu der Zeit im Streit mit Herzog Alfonso.“

Claudia sah ihn verblüfft an. „Ezio, hast du den Verstand verloren? Weißt du nicht mehr, mit wem Alfonso verheiratet ist?“

„Doch, mit Lucrezia.“

„Lucrezia *Borgia*.“

„Sie führt heute ein ruhiges Leben.“

„Erzähl das mal Alfonso! Außerdem ist Ariosto krank ... und beim heiligen Sebastian, er ist ein Sonntagsdichter! Ich habe gehört, er arbeitet an irgendwelchem Quatsch über *Sieur Roland*.“

„Auch Dante war ein Dichter. Ein Dichter zu sein, schadet nicht gleich der Männlichkeit, Claudia. Und Lodovico ist erst achtunddreißig, er hat die richtigen Verbindungen, und vor allem ist er dem Credo treu.“

Claudia schaute vergrämt drein. „Genauso gut hättest du Castiglione fragen können“, brummte sie. „Der ist ein Sonntagsschauspieler.“

„Meine Entscheidung steht fest“, erklärte Ezio in einem Ton, der keinen Widerspruch mehr duldete. „Aber wir werden es dem Rat

der Assassinen überlassen, sie zu bestätigen.“

Claudia schwieg eine ganze Weile, dann lächelte sie und sagte: „Es stimmt, du brauchst eine Pause, um dich auszuruhen, Ezio. Vielleicht bräuchten wir die alle. Aber was hast du jetzt vor?“

„Ich weiß es noch nicht genau. Ich glaube, ich würde Sofia gern Florenz zeigen.“

Claudias Miene wurde traurig. „Von den Auditores ist nicht mehr viel übrig, was du ihr zeigen kannst. Annetta ist tot. Wusstest du das?“

„Annetta? Wann ist sie gestorben?“

„Vor zwei Jahren. „Ich dachte, ich hätte es dir geschrieben.“

„Nein.“

Sie schwiegen beide und dachten an ihre alte Haushälterin, die ihnen treu geblieben war und sie zu retten geholfen hatte,

nachdem ihre Familie und ihr Zuhause vor über dreißig Jahren von den Templern zerstört worden waren.

„Ich führe sie trotzdem hin.“

„Und was willst du dort tun? Willst du dortbleiben?“

„Ich weiß es wirklich nicht, Schwester. Aber ich dachte ... wenn ich ein passendes Plätzchen finde ...“

„Wofür?“

„Vielleicht baue ich Wein an.“

„Damit kennst du dich doch gar nicht aus!“

„Aber ich kann es lernen.“

„Du? Auf einem Weinberg? Beim Traubenschneiden?“

„Ich weiß immerhin, wie man eine Klinge führt.“

Sie sah ihn spöttisch an. „Brunello di Auditore, wie? Und was willst du sonst noch machen? Zwischen den Lesen?“

„Nun, ich würde mich ganz gern einmal als Schriftsteller versuchen.“

Claudia explodierte fast.

Später sollte Claudia immer wieder gern zu Besuch auf das Anwesen in den Hügeln über Florenz kommen, das Ezio und Sofia in baufälligem Zustand vorgefunden und das sie trotzdem gekauft und mittels des Geldes aus dem Verkauf des Buchladens in Konstantinopel und Ezios eigenem Kapital renoviert hatten. Innerhalb von zwei Jahren machten sie daraus ein zwar bescheidenes, aber recht profitables Weingut.

Ezio wurde schlank und sonnengebräunt und trug tagsüber die Kleidung eines Arbeiters. Sofia neckte ihn und sagte, seine Hände würden von der Arbeit an den Rebstöcken zu rau und knotig, um noch für die Liebe zu taugen. Doch das hatte sie nicht davon

abgehalten, im Mai 1513 Flavia das Leben zu schenken und ein Jahr später, im Oktober, Marcello.

Claudia liebte ihre Nichte und ihren Neffen beinahe mehr, als sie es für möglich gehalten hätte. Sie achtete allerdings darauf, dass sie in Folge ihres Altersunterschieds von zwanzig Jahren für Sofia nicht zu einer Ersatzschwiegermutter wurde. Sie mischte sich nie ein und beschränkte ihre Besuche auf dem Anwesen ihres Bruders und seiner Familie auf die Hälfte der Zahl, die sie eigentlich gern gekommen wäre. Außerdem hatte sie in Rom einen neuen Ehemann, um den sie sich kümmern musste.

Doch Claudia konnte die Kinder nicht so sehr lieben, wie Ezio es tat. In ihnen und in Sofia hatte er endlich *den* Grund zum Leben gefunden, nach dem er sein Leben lang gesucht hatte.

Machiavelli hatte auf dem politischen Parkett eine schwere Zeit hinter sich und sogar eine Weile im Gefängnis gesessen, doch als er diese unruhigen Wasser überwunden hatte und in Florenz die Zügel seines Lebens wieder in die Hand nehmen konnte, kam er oft zu Besuch in die Villa Auditore. Er fehlte Ezio, wenn er nicht da war, obgleich ihm die bisweilen bissigen Kommentare seines alten Freundes über seine immer wieder aufgeschobenen Versuche, seine Memoiren zu schreiben, sehr missfielen. Die *raccolto* des Jahres 1518 war nicht gut gewesen, und Ezio hatte sich eine Brustkorbinfektion zugezogen, die er ignorierte und den ganzen Winter über nicht loswurde.

Eines Abends, der Frühling war nicht mehr weit, saß Ezio allein am Kamin im Speisezimmer, neben sich ein Glas seines eigenen Rotweins. Er hatte Feder und Papier bereitliegen und versuchte zum unzähligsten Male Kapitel XVI anzufangen, aber er fand die Erinnerungen weit weniger interessant als die damaligen eigentlichen Taten, und nach einer Weile schob er das Manuskript mal wieder ungeduldig beiseite. Als er nach dem Glas griff, überkam ihn ein schmerzhafter Hustenanfall, und er stieß das Glas um. Der Wein ergoss sich über die ganze Olivenholzplatte des Tisches, ohne dass das Glas zerbrach. Ezio sprang auf, um es zu ergreifen, als es auf die Tischkante zurollte, und stellte es wieder hin. Durch den Lärm aufmerksam geworden, kam Sofia herein.

„Alles in Ordnung, *amore*?“

„Nichts passiert. Entschuldige die Schweinerei! Gib mir bitte einen Lappen!“

„Vergiss den Lappen! Du musst dich ausruhen.“

Ezio griff nach einem Stuhl, Sofia trat neben ihn und half ihm beim Hinsetzen. „So“, sagte sie sanft, dann nahm sie die nicht etikettierte Flasche, um deren Hals ein kleines Handtuch geschlungen war, und schaute nach, wie viel Wein sich noch darin befand.

„Die beste Medizin gegen eine Erkältung“, behauptete Ezio. „Ist Niccolò schon da?“

„Er kommt gleich“, antwortete sie und fügte trocken hinzu: „Ich bringe Euch noch eine Flasche. Die hier ist ja fast leer.“

„Ein Schriftsteller braucht seinen Brennstoff.“

Machiavelli war ohne Förmlichkeit hereingekommen, wie es ihm als altem

Freund und häufigem Gast gestattet war. Er nahm Sofia den Lappen ab.

„Lasst mich das tun.“ Er wischte erst das Glas und dann den Tisch ab. Ezio schaute ihm zu, einen leicht säuerlichen Ausdruck im Gesicht.

„Ich habe Euch eingeladen, um mit mir zu trinken, nicht, um hinter mir herzuwischen.“

Machiavelli machte den Tisch erst ganz sauber, bevor er lächelnd erwiderte: „Ich kann beides. Ein sauberes Zimmer und ein gutes Glas Wein sind alles, was ein Mann braucht, um zufrieden zu sein.“

Ezio lachte spöttisch. „Unsinn! Ihr klingt wie eine Figur aus einem Eurer Stücke.“

„Du hast doch noch nie eines seiner Stücke gesehen“, warf Sofia kopfschüttelnd ein.

Ezio war peinlich berührt. „Nun ... ich kann es mir aber vorstellen.“

„Könnt Ihr das? Warum setzt Ihre Eure Vorstellungskraft dann nicht ein? Warum setzt Ihr Euch nicht hin und macht damit weiter?“ Machiavelli zeigte auf das achtlos daliegende Manuskript.

„Das Thema hatten wir doch schon, Niccolò. Ich schreibe nicht. Ich bin ein Vater, ein Ehemann, ein Weinbauer. Und damit bin ich recht glücklich.“

„Nun gut!“

Sofia hatte eine neue Flasche Rotwein geholt, die sie den Männern jetzt zusammen mit zwei sauberen Gläsern, Servietten und einem Korb *pandiramerino* hinstellte. „Dann überlasse ich euch mal euren literarischen Gesprächen“, sagte sie. „Ich helfe Andrea, die Kinder ins Bett zu bringen, und dann muss ich selbst noch ein wenig schreiben.“

„Wie bitte?“, fragte Machiavelli.

„Schon gut“, sagte sie nur. „Ich möchte nur sehen, was Ihr von dem Wein haltet. Er beklagt sich darüber. Flasche um Flasche.“

„Sie wird mit ihrem Werk fertig sein, bevor Ihr überhaupt angefangen habt“, stichelte Machiavelli gegen Ezio.

„Vergessen wir das“, sagte Ezio. „Probiert den Wein! Die Lese vom vorigen Jahr. Eine Katastrophe.“

„Wenn Ihr mich nach meinem Urteil fragt, dann will ich es Euch gern geben.“

Er nippte von dem Wein, den Ezio ihm eingeschenkt hatte, ließ ihn im Mund kreisen, kostete ihn und schluckte ihn dann hinunter.

„Er ist köstlich.“ Er lächelte. „Wieder San-giovese? Oder habt Ihr gewechselt?“

Ein Grinsen breitete sich über Sofias Gesicht aus, während sie Ezio die Schulter rieb. „Siehst du?“

„Ein Verschnitt“, antwortete Ezio erfreut. „Aber in erster Linie mein Sangiovese. Ich fand ihn eigentlich gar nicht so schlecht. Meine Trauben sind die besten.“

„Aber natürlich.“ Machiavelli nahm einen größeren Schluck. Ezio lächelte, doch Sofia bemerkte, dass er sich mit der Hand verstoßen an die Brust fasste und sie massierte.

„Kommt“, sagte Ezio. „Es ist noch hell. Ich zeige Euch alles.“

Sie gingen hinaus und die Straße hinunter, die zu den Weinbergen führte.

„Trebiano für den Weißen“, erklärte Ezio und wies mit der Hand auf Rebstockreihen. „Ihr müsst zum Abendessen davon probieren. Es gibt *tonno al cartoccio*. Serenas Spezialität.“

„Ich liebe ihre Art, Thunfisch zuzubereiten“, bekannte Machiavelli. Er sah sich um. „Ihr habt hervorragende Arbeit geleistet,

Ezio. Leonardo wäre stolz gewesen, wenn er gesehen hätte, was Ihr hier aufgebaut habt.“

„Nur weil ich die Werkzeuge benutze, die er mir gegeben hat“, erwiderte Ezio lachend. „Er wäre neidisch. Ich verkaufe doppelt so viel Wein wie er mit seinen Weinbergen in Porta Vercinella. Trotzdem, er hätte diesen Lümmel Salai nicht aus Amboise zurückschicken sollen, um das Geschäft von ihm führen zu lassen.“ Dann hielt er inne. „Was soll das heißen? Er wäre stolz gewesen?“

Machiavellis Miene wurde ernst. „Ich habe einen Brief erhalten. Er ist an uns beide gerichtet, aber es dauert ewig, bis die Post hier draußen in Fiesole ankommt. Ezio, es geht ihm nicht sehr gut. Er möchte uns gern sehen.“

Ezio straffte die Schultern. „Wann brechen wir auf?“, fragte er.

Sie trafen Ende April in Clos Lucé ein, dem Herrenhaus in der Nähe des Schlosses von Amboise, das Leonardo von König Franz zur Verfügung gestellt worden war. Die Loire floss träge dahin, die Ufer ihrer braunen Wasser waren dicht von frisch belaubten Bäumen gesäumt.

Sie ritten durch das Tor des Landguts und einen von Zypressen flankierten Weg hinunter, an dessen Ende sie von einem Diener erwartet wurden. Sie ließen ihre Pferde in der Obhut eines Stallknechts zurück und folgten dem Diener ins Haus. In einem großen, luftigen Zimmer, von dessen Fenstern aus der Blick auf den Park hinter dem Haus führte, lag Leonardo auf einer Chaiselongue, gekleidet in ein gelbes Brokatgewand und halb zugedeckt mit einer Decke aus Bärenfell. Sein langes weißes Haar und sein Bart waren strähnig, doch seine Augen leuchteten

noch hell. Jetzt richtete er sich ein wenig auf, um sie zu begrüßen.

„Meine lieben Freunde, ich freue mich so, dass ihr gekommen seid! Etienne! Bring uns Wein und Kuchen!“

„Ihr dürft doch keinen Kuchen essen. Und schon gar keinen Wein trinken.“

„Hör zu, wer bezahlt dich? Vergiss es, spar dir die Antwort auf diese Frage! Derselbe Mann, der mich bezahlt, ich weiß! Tu einfach, was dir gesagt wird!“

Der Diener verbeugte sich, ging und kehrte bald darauf mit einem Tablett zurück, das er umständlich auf einem polierten Tisch abstellte, bevor er sich wieder zurückzog. Dabei machte er eine weitere Verbeugung und sagte zu Leonardos Gästen: „Verzeiht die Unordnung! Aber so ist das hier.“

Machiavelli und Ezio lächelten einander zu. Der polierte Tisch und das glänzende Tablett

waren wie eine Insel in einem aufgewühlten Meer des Chaos. Leonardos Gewohnheiten hatten sich nicht geändert.

„Wie geht es, alter Freund?“, fragte Ezio und nahm in der Nähe des Künstlers Platz.

„Ich kann mich nicht beklagen, aber ich würde gern weiterziehen“, sagte Leonardo. Er versuchte, seine Stimme kräftiger klingen zu lassen, als sie war.

„Was meint Ihr damit?“, fragte Ezio, besorgt, dass sein Freund sich eines Euphemismus bediente.

„Ich spreche nicht vom Sterben“, winkte Leonardo gereizt ab. „Ich spreche von England. Der neue englische König ist sehr am Ausbau seiner Flotte interessiert. Ich würde ihn gern aufsuchen, um ihm mein Unterseeboot zu verkaufen. Die Venezianer haben mich nie dafür bezahlt.“

„Sie haben es nie gebaut.“

„Das tut nichts zur Sache!“

„Habt Ihr nicht genug, was Euch beschäftigt?“, fragte Machiavelli.

Leonardo bedachte ihn mit einem erbosten Blick. „Ich bitte Euch. Der Bau eines mechanischen Löwen ist doch keine Beschäftigung!“, fauchte er. „Das war der letzte Auftrag meines Lehnsherrn. Ein mechanischer Löwe, der umherläuft und brüllt, bis seine Brust aufklappt und einen Korb mit Lilien präsentiert!“ Er schnaubte. „Eine witzige Idee, das mag ja sein, aber mir mit einer solchen Lappalie zu kommen! Mir! Dem Erfinder von Flugapparaten und Panzerfahrzeugen!“

„Und Fallschirmen“, ergänzte Ezio leise.

„Hat er sich als nützlich erwiesen?“

„Als äußerst nützlich sogar.“

„Gut.“ Leonardo wies auf das Tablett. „Bedient Euch! Ich darf ja leider nicht.“

Seine Stimme wurde etwas leiser. „Etienne hat recht. Das Stärkste, was mein Magen heute noch verträgt, ist warme Milch.“

Sie schwiegen eine Weile, bis Machiavelli fragte: „Malt Ihr eigentlich noch?“

Leonardos Miene wurde traurig. „Ich würde ja gern ... Aber irgendwie habe ich die Kraft dazu verloren. Ich scheine nichts mehr zu Ende bringen zu können. Aber ich habe Salai die *Gioconda* testamentarisch vermacht. Vielleicht wird sie ihm in seinem hohen Alter von Nutzen sein. Ich glaube, Franz würde sie gern kaufen. Obwohl ich selbst ja keinen Heller dafür bezahlen würde. Nicht meine beste Arbeit, bei Weitem nicht. Ich bevorzuge das Bild, das ich von dem lieben, kleinen Salai als Johannes dem Täufer gemalt habe ...“ Er verstummte, und sein Blick ging ins Leere. „Dieser gute Junge. Ein Jammer, dass ich ihn gehen lassen musste.“

Er fehlt mir so. Aber er war hier sehr unglücklich. Er ist zufriedener damit, sich um die Weinberge zu kümmern.“

„Ich baue inzwischen übrigens auch selbst Wein an“, verriet Ezio.

„Ich weiß! Das freut mich für Euch. Das passt auch viel besser zu einem Mann Eures Alters, als herumzurennen und Templern den Kopf abzuhacken.“ Leonardo schwieg kurz. „Ich fürchte, die werden wir nicht los, ganz gleich, was Ihr tut. Vielleicht ist es besser, sich in das Unvermeidliche zu ergeben.“

„So solltet Ihr nie reden!“, fuhr Ezio auf.

„Manchmal bleibt uns keine andere Wahl“, entgegnete Leonardo betrübt.

Wieder trat Stille ein. Dann fragte Machiavelli: „Was soll dieses Gerede von einem Testament, Leonardo?“

Der Künstler sah ihn an. „Ach, Niccolò, welchen Sinn hat es, Euch etwas

vorzumachen? Ich sterbe. Darum habe ich Euch zu mir gebeten. Wir drei haben zusammen so viel erlebt. Ich wollte mich verabschieden.“

„Ich dachte, Ihr wolltet König Heinrich von England aufsuchen?“

„Er ist ein dickköpfiger junger Welp, und ich würde ihm gern einen Besuch abstatten“, gab Leonardo zu. „Aber dazu wird es nicht kommen. Ich kann nicht. Dieses Zimmer ist der letzte Ort, den meine Augen je schauen werden. Und die Bäume draußen. Sie sind voller Vögel, zumal jetzt, da es wieder Frühling ist.“ Er lag so lange stumm und reglos da, dass die beiden Freunde einander schon erschrocken anschauten. Doch dann rührte sich Leonardo wieder. „Bin ich eingenickt?“, fragte er. „Das sollte ich nicht tun. Ich habe keine Zeit zum Schlafen. Davon werde ich schon bald mehr als genug bekommen.“

Dann schwieg er wieder. Er war abermals eingeschlafen.

„Wir kommen morgen wieder her“, sagte Ezio leise. Er stand auf, Machiavelli folgte seinem Beispiel, dann gingen sie zur Tür.

„Kommt morgen wieder!“ Leonardos Stimme ließ sie innehalten. „Dann unterhalten wir uns weiter.“

Sie wandten sich nach ihm um, während er sich auf einen Ellbogen hochstemmte. Die Bärenfelldecke rutschte ihm von den Knien, und Machiavelli bückte sich, um sie wieder über ihn zu legen.

„Danke, Niccolò!“ Leonardo musterte sie beide. „Ich verrate Euch ein Geheimnis. Mein Leben lang glaubte ich zu lernen, wie man lebt. Dabei habe ich nur gelernt, wie man stirbt.“

Sie waren bei ihm, als er eine Woche später, in den frühen Stunden des zweiten

Mais, seinen letzten Atemzug tat. Aber da kannte er sie bereits nicht mehr. Er war schon von ihnen gegangen.

„Es macht schon ein Gerücht die Runde“, sagte Machiavelli, als sie von Trauer erfüllt heimwärts ritten. „Angeblich hielt König Franz seinen Kopf im Arm, als er starb.“

Ezio spuckte aus. „Manche Menschen, selbst Könige, schrecken vor nichts zurück, um sich ins Gespräch zu bringen.“

Die Jahreszeiten wechselten vier weitere Male. Die kleine Flavia war zehn geworden, Marcello ging auf seinen neunten Geburtstag zu. Ezio konnte kaum fassen, dass er vierundsechzig Jahre alt geworden war. Die Zeit schien gnadenlos immer schneller zu verstreichen, je weniger einem davon blieb, dachte er. Aber er kümmerte sich um seine Weinberge und genoss es und arbeitete, weil Machiavelli und Sofia ihn unentwegt dazu drängten, an seinen Memoiren. Er war immerhin schon bei Kapitel XXIV!

Er trainierte auch noch, trotz des leidigen Hustens, den er nie ganz losgeworden war. Seine Assassinen-Waffen hatte er jedoch längst Ariosto überlassen. Aus Rom und

Konstantinopel gab es keine Neuigkeiten, und auch Erasmus meldete aus Rotterdam nichts, was ihm Grund zur Beunruhigung gegeben hätte, obwohl es zu der vorhergesehenen Spaltung der Kirche gekommen war, wobei der junge Luther im Norden an vorderster Front der Reformation stand. Neue Kriege bedrohten die Welt. Ezio konnte nur zuschauen und abwarten. Alte Gewohnheiten sterben nicht, dachte er. Und er war Bauer genug geworden, um einen aufziehenden Sturm wittern zu können.

Es war Nachmittag, und er blickte von seiner Veranda aus über seine Weinberge im Süden, wo er drei Gestalten auf einer Kutsche sah, deren Silhouetten sich am Horizont abzeichneten. Er erkannte sie nicht, und sie waren noch zu weit entfernt, um sagen zu können, um welche Art von Leuten es sich handelte. Ihre fremdartigen

Kopfbedeckungen wiesen sie allerdings als Fremde aus. Aber sie machten nicht halt. Er vermutete, dass sie bis zum Anbruch der Dunkelheit in Florenz sein wollten.

Er ging ins Haus zurück und dort in sein Zimmer. Er hatte die Fensterläden geschlossen, um sich besser konzentrieren zu können. Eine Öllampe brannte auf einem Schreibtisch, der mit Papieren übersät war. Sein schriftstellerisches Tagewerk. Zaudernd nahm er Platz, setzte seine Brille auf und las, was er geschrieben hatte. Dabei verzog er ein wenig das Gesicht. Der Kampf mit den Wolfsmännern! Was war denn so schwer daran, *den* interessant zu machen?!

Ein Klopfen an der Tür unterbrach ihn.

„Ja?“, sagte er, keineswegs ärgerlich über die Störung.

Die Tür ging halb auf, und Sofia schaute herein, ohne einzutreten.

„Ich gehe mit Marcello in die Stadt“, sagte sie fröhlich.

„Um Niccolòs neues Stück zu sehen?“, fragte Ezio. Er sah zwar von seiner Lektüre auf, schenkte ihr aber trotzdem keine rechte Beachtung. „Ich hätte nicht gedacht, dass *Mandragola* ein geeignetes Stück für einen Achtjährigen ist.“

„Ezio, Machiavellis Stück wurde vor drei Wochen zum letzten Mal aufgeführt. Außerdem gehe ich nicht nach Florenz, sondern nur nach Fiesole.“

„Ich habe sein Stück verpasst? Er wird wütend sein.“

„Ich bin sicher, er wird's überleben. Er weiß ja, dass du viel zu tun hattest. Wir sind bald wieder da. Pass bitte auf Flavia auf, ja? Sie spielt im Garten.“

„Natürlich. Ich habe ohnehin genug vom Lesen. Ich glaube, ich beschneide lieber ein paar Rebstöcke.“

„Es wäre auch wirklich ein Jammer, einen so herrlichen Nachmittag hier drinnen zu vergeuden.“ Sie musterte ihn ein wenig besorgt. „Ein wenig frische Luft würde dir sicher guttun.“

„Ich bin kein Invalide!“

„Natürlich nicht, *amore*. Ich dachte nur ...“ Sie wies auf die zerknüllten Blätter, die über den Schreibtisch verstreut waren. Ezio tauchte demonstrativ seine Feder ins Tintenfass und zog sich ein leeres Blatt heran.

„*A presto!* Pass auf dich auf!“

Sofia schloss leise die Tür. Ezio schrieb ein paar Worte, dann hörte er auf und starrte finster auf das Blatt.

Er legte die Feder weg, nahm die Brille ab und knüllte das Blatt zu einer Kugel

zusammen. Dann ging er steifbeinig aus dem Zimmer. Er brauchte wirklich ein bisschen frische Luft.

Aus seinem Werkzeugschuppen holte er sich eine Gartenschere und einen Korb. Dann durchquerte er den Garten in Richtung der nächsten Rebstöcke. Beiläufig hielt er dabei nach Flavia Ausschau, ohne jedoch eine Spur von ihr zu sehen. Er machte sich deswegen keine Sorgen. Sie war ein vernünftiges und vorsichtiges Mädchen.

Er war auf halbem Weg zum Weinberg, als er plötzlich ein Geräusch aus einem nahen Gebüsch hörte: Flavia brach in schallendes Gelächter aus. Sie hatte ihn hereingelegt!

„Flavia, *tesoro*, bleib bitte, wo ich dich sehen kann!“

Das Lachen dauerte an, und es raschelte im Busch. Dann spähte Flavia hervor. Ezio lächelte kopfschüttelnd.

Da wurde seine Aufmerksamkeit von jemandem auf der Straße abgelenkt. Er schaute auf und sah in weiter Ferne eine Gestalt in seltsam bunt gescheckter Kleidung. Aber die Sonne stand hinter dem anderen, und sie war zu grell, als dass Ezio ihn ganz hätte erkennen können. Er hob die Hand und beschirmte seine Augen damit, doch als er wieder hinschaute, war die Gestalt verschwunden.

Er wischte sich die Stirn ab und ging den Rest des Weges zu den Reben.

Etwas später stand er tief im Weinberg und beschnitt die Trebbianostöcke. Eigentlich hatten sie es gar nicht nötig, aber es gab ihm etwas zu tun, während er in Gedanken an der Nacherzählung seines lange zurückliegenden Kampfes gegen jene Gruppe von Fanatikern arbeitete, die sich die Söhne des Remus genannt hatten. Zwischendurch hielt er inne,

beäugte ein Büschel Trauben, pflückte eine ab, untersuchte sie und rollte sie zwischen den Fingern. Er drückte sie, zerquetschte sie und sah, dass sie saftig war. Er lächelte und aß die zerdrückte Traube, dann wischte er sich die Finger an seiner Tunika aus grobem Leinen ab.

Abermals strich er sich zufrieden über die Stirn. Eine Brise kam auf und ließ das Weinlaub rascheln. Er atmete tief ein, sog den Duft der warmen Luft auf und schloss kurz die Augen.

Dann spürte er, wie sich ihm die Nackenhaare sträubten.

Er schlug die Augen auf, eilte zum Rand der Rebstockreihen und blickte in Richtung der Villa. Auf dem Weg dort sah er Flavia mit der seltsam gekleideten Person von vorhin sprechen. Die Gestalt trug eine spitz zulaufende Kapuze.

Er lief hin, die Gartenschere wie einen Dolch in der Hand. Der Wind frischte auf und trug seine warnenden Rufe fort. Er verfiel in einen Trab. Die Anstrengung ließ ihn keuchen. Seine Brust tat weh. Aber er hatte keine Zeit, sich darum zu sorgen. Die Gestalt beugte sich zu seiner Tochter hinab.

„Lass sie in Ruhe!“, rief er und stolperte weiter.

Die Gestalt hörte ihn, wandte den Kopf, hielt ihn jedoch weiterhin gesenkt. Im selben Moment nahm Flavia dem anderen etwas, das er ihr offenbar angeboten hatte, aus der Hand.

Ezio hatte sie fast erreicht. Die Gestalt richtete sich auf, den Kopf immer noch gesenkt. Ezio schleuderte seine Gartenschere nach ihr, als wäre es ein Wurfmesser, aber das Werkzeug erreichte sein Ziel nicht und

klapperte zu Boden, ohne Schaden anzurichten.

Jetzt war Ezio heran. „Flavia! Geh ins Haus!“, befahl er. Es gelang ihm, die Angst um seine Tochter aus seiner Stimme zu verdrängen.

Flavia sah ihn überrascht an. „Aber, Papa ... sie ist doch nett.“

Ezio trat zwischen seine Tochter und den Fremden und packte Letzteren am Revers. Der Fremde hob den Kopf, und Ezio blickte in das Gesicht einer jungen Chinesin. Verblüfft ließ er sie los.

Flavia hielt eine kleine ovale Münze mit einem quadratischen Loch in der Mitte hoch, sodass er sie sehen konnte. Die Aufschrift darauf – wenn es sich um eine Aufschrift handelte – sah fremdartig aus. Piktogramme. Ein chinesischer *qián*.

Die Chinesin verharrte reglos und schweigend. Ezio, immer noch angespannt, musterte sie eingehend. Er atmete schwer, aber sein Verstand war messerscharf.

Dann sah er, dass sie ein vertrautes Emblem um den Hals trug.

Das Emblem der Bruderschaft der Assassinen.

Später, nachdem Sofia zurückgekehrt war, saßen sie alle drei in der Villa und unterhielten sich. Die Kinder sahen ihnen vom oberen Ende der Treppe aus neugierig zu. Ezio verhielt sich seinem unerwarteten Gast gegenüber so freundlich wie möglich, aber er war auf der Hut.

„Ich weiß nicht, was ich sonst sagen soll, Shao Jun. Es tut mir sehr leid.“

Die Chinesin erwiderte nichts. Sie war nicht wütend, nur völlig ruhig.

„Es tut mir wirklich leid. Aber ich kann Euch nicht helfen. Ich will damit nichts zu tun haben.“

Shao Jun hob den Blick und schaute ihm in die Augen. „Ich möchte es lernen.“

„Was möchtet Ihr lernen?“

„Wie man führt. Wie ich meinen Orden wiederaufbauen kann.“

Ezio seufzte nun leicht genervt. „Nein. Für mich ist das alles vorbei. *Finito*.“ Er verstummte kurz. „Ich glaube, Ihr solltet jetzt gehen.“

„Ezio, was soll das?“, schalt Sofia ihn. „Shao Jun hat einen langen Weg hinter sich.“ Sie wandte sich an ihren Gast. „Habe ich Euren Namen richtig ausgesprochen?“

Jun nickte.

„Möchtet Ihr zum Abendessen bleiben?“

Ezio bedachte seine Frau mit einem finsternen Blick.

„*Grah-zie*“, sagte Jun zögernd auf Italienisch.

Sofia lächelte. „Gut. Und ein Zimmer haben wir für Euch schon vorbereitet. Ihr könnte

gern ein paar Tage bleiben. Oder auch länger, wenn Ihr wollt.“

Ezio knurrte nur etwas, sagte aber nichts. Sofia ging zur Küche. Ezio drehte sich langsam um und musterte seinen Gast. Shao Jun saß still da, völlig beherrscht. Ihr Blick wanderte durch das Zimmer.

„Ich bin vor Einbruch der Dunkelheit wieder da“, sagte er in übellaunigem Ton zu ihr.

Er scherte sich einen Teufel um seine Manieren und stürmte hinaus. Jun sah ihm nach, ein leises Lächeln auf den Lippen.

Draußen flüchtete sich Ezio in seinen Weinberg.

Ezio war im Zimmer seiner Kinder und betrachtete im Kerzenschein ihre schlummernden Gestalten. Er trat ans Fenster und schloss es. Dann setzte er sich an Flavias Bett und musterte sie und Marcello mit schwerem Herzen. Sie sahen so friedlich aus, wie kleine Engel.

Plötzlich wurde es im Raum ein wenig heller, als Sofia eintrat, eine weitere Kerze in der Hand. Er sah zu ihr auf und lächelte. Sie lächelte zurück und setzte sich ans Fußende von Marcellos Bett.

Ezio sagte eine Weile lang nichts.

„Alles in Ordnung mit dir?“, fragte Sofia etwas scheu.

Er blickte gedankenverloren wieder auf seine Kinder hinab. „Ich scheine meine Vergangenheit nicht hinter mir lassen zu können“, flüsterte er rau. Dann richtete er den Blick auf seine Frau. „Ich habe diesen Akt meines Lebens so spät begonnen, Sofia. Ich wusste, dass ich nicht genug Zeit haben würde, um alles zu erleben, was er mir zu bieten hat ... Aber jetzt fürchte ich, dass ich nicht einmal genug Zeit haben werde, um auch nur einen *Teil* davon auszukosten.“

Ihr Blick war traurig, aber voller Verständnis.

Von oben hörten sie ein schwaches Knarren. Sie schauten zur Decke hinauf.

„Was macht sie auf dem Dach?“, raunte Ezio.

„Lass sie in Ruhe!“, sagte Sofia.

Über ihnen stand Shao Jun auf den roten Ziegeln, hoch oben, unweit der Schornsteine.

Sie hatte eine Haltung eingenommen, die irgendwo zwischen der Angriffsstellung eines Assassinen und der eines Menschen lag, der sich einfach nur entspannte. Ihr Blick wanderte über die im Mondlicht liegende Landschaft. Um sie herum flüsterte der Nachtwind.

Am nächsten Tag trat Ezio früh am Morgen aus der Villa. Über ihm lag ein grauer Himmel. Er schaute zum Dach hinauf, aber obgleich das Fenster ihres Zimmers offen stand, war von Shao Jun nichts zu sehen.

Er rief ihren Namen, erhielt jedoch keine Antwort. Er machte sich auf, um seinem Vorarbeiter Anweisungen zu erteilen, denn es nahte die Zeit der *vendange*, der Weinlese, und er betete, dass die Ernte in diesem Jahr gut ausfallen möge. Die Trauben schienen es zu versprechen, und das Wetter war den Sommer über sehr günstig gewesen. Auch

die Reife, die *veraison*, war gut gewesen, aber Ezio wollte den Zucker- und Säuregehalt noch einmal überprüfen, bevor die Lese begann. Dann würde er den Vorarbeiter nach Fiesole und nötigenfalls auch nach Florenz schicken, um die Saisonarbeiter anzuheuern. Es stand eine geschäftige Zeit bevor, und Ezio freute sich jedes Jahr darauf – viel körperliche Betätigung und wenig Zeit, um über irgendetwas anderes nachzudenken. Shao Juns Ankunft hatte die hart erarbeitete Sicherheit, die er heute genoss, aus der Spur geworfen. Das ärgerte ihn. Er ertappte sich dabei, dass er hoffte, sie sei vor Tagesanbruch ihrer Wege gegangen.

Nach dem Gespräch mit seinem Vorarbeiter verspürte er einen unwiderstehlichen Drang, zur Villa zurückzugehen, um nachzusehen, ob sein Gebet erhört worden war. Er bezweifelte es zwar, aber als er das

Haus betrat, war niemand da. Grimmig folgte er einem Instinkt, der in ihm rumorte, und suchte sein Arbeitszimmer auf.

An der Tür blieb er wie erstarrt stehen. Sie war offen. Er stürmte ins Zimmer und fand die Chinesin hinter seinem Schreibtisch vor, der immer noch mit verworfenen Notizen und beschriebenen Blättern von den Vortagen bedeckt war. Sie stand da und las einen Teil des fertigen Manuskripts.

Ezio wurde vom Zorn gepackt. „Was erlaubt Ihr euch? Schert Euch raus!“

Sie legte das Papierbündel, aus dem sie las, hin und sah ihn ruhig an. „Der Wind hat die Tür geöffnet.“

„*Fuori!!*“

Jun ging an ihm vorbei und aus dem Zimmer. Er trat rasch an den Schreibtisch, ordnete die Papiere und nahm ein Blatt auf, das ihm ins Auge fiel, und las, was darauf stand.

Dann warf er es unbeeindruckt wieder auf den Stapel, wandte sich vom Schreibtisch ab und starrte leeren Blickes zum Fenster hinaus. Draußen sah er Jun auf dem Hof stehen. Sie kehrte ihm den Rücken zu und schien zu warten.

Er ließ die Schultern sinken. Ein paar Minuten zauderte er noch, dann verließ er das Zimmer und ging zu ihr hinaus.

Sie saß auf einer niedrigen Steinmauer. Er ging zu ihr. Der scharfe Oktoberwind ließ ihn husten.

Sie wandte sich ihm zu. „*Duìbùgi* ... es tut mir leid. Das war nicht richtig von mir.“

„Nein, das war es nicht.“ Er sah sie an. „Ich glaube, Ihr solltet gehen.“

Einen Moment lang saß sie schweigend da, dann zitierte sie unvermittelt: „Mein Name ist Ezio Auditore. Als junger Mann hatte ich Freiheit, aber ich sah sie nicht. Ich hatte Zeit,

aber ich wusste es nicht. Und ich hatte Liebe, aber ich spürte sie nicht. Es sollte dreißig lange Jahre dauern, bis ich die Bedeutung dieser drei Dinge begriff.“ Sie hielt inne. „Das ist wunderschön“, sagte sie dann.

Ezio war verblüfft. Sinnend schaute er an Jun vorbei. Aus der Ferne drang das Klirren des Zaumzeugs eines Pferdes zu ihnen.

„Ich möchte begreifen lernen, so wie Ihr“, fuhr Jun fort. „Ich möchte lernen, meinem Volk zu helfen.“

Ezio betrachtete sie freundlicheren Blickes. „Ich war lange Zeit ein Assassine, Jun. Und ich weiß, dass jederzeit jemand auftauchen kann, der es auf mich abgesehen hat. Oder auf meine Familie.“ Er schwieg. „Versteht Ihr? Deshalb muss ich vorsichtig sein.“

Sie nickte, und er sah ihr an, dass sie beinahe Mitleid mit ihm hatte. Er schaute zu den Weinbergen hinüber. „Ich sollte

anfangen, Leute anzuheuern, die mir bei der *vendange* helfen, aber ...“

Er verstummte. Jun legte lauschend den Kopf schief.

„Kommt ins Haus. Wir wollen etwas essen.“
Sie glitt von der Mauer und folgte ihm.

Der Markt auf dem großen Platz südwestlich der Kathedrale war so betriebsam wie eh und je. Händler, Geschäftsleute, Diener und Bauern drängelten sich mehr oder weniger rücksichtsvoll zwischen den Buden hindurch. Jun stand im Schatten der ringsum verlaufenden Kolonnade und beobachtete das Treiben, während Ezio nicht weit entfernt im kalten Sonnenschein mit einem Händler um den Preis eines Korbes für die Weinlese feilschte. Jun war ganz hingekommen und saugte die Bilder und Geräusche von Florenz regelrecht ein. Sie musterte andere Menschen so unverhohlen, wie diese sie musterten. Es störte sie nicht.

Ezio kaufte den Korb, kam zu ihr und tippte ihr auf die Schulter. „Wenn dieses Ding drei Jahre hält, kann ich von Glück reden“, sagte er. Sie sah ihn, als er ihr den Korb zeigte, und wusste nicht recht, woran sie dessen Qualität erkennen sollte. Ezio sah das und lächelte.

„Kommt!“, sagte er. „Ich möchte Euch etwas zeigen.“

Sie schoben sich durch die Menge in die Richtung der Piazza della Signoria. Dort angekommen, setzten sie sich auf eine Bank in der Nähe der Loggia, sahen dem Kommen und Gehen der Leute zu, die alle hell und bunt gekleidet waren, bis auf jene, die Kleidung aus teurer schwarzer Seide und dunklem Samt trugen.

„Wer sind diese Menschen?“, fragte Jun.

„Das sind die Bankiers“, antwortete Ezio. „Sie tragen eine Art Uniform, damit sie

einander erkennen können. Aber diese Kleidung hat auch noch einen anderen Vorteil. Wir können sie kommen sehen!“

Jun lächelte unsicher.

„Schön, *no?*“, fuhr Ezio fort. „So voller Leben!“

„Ja.“

„Aber nicht immer. Die Hälfte meiner Familie wurde auf dieser Piazza ermordet. Hingerichtet. Genau hier. Vor fünfundvierzig Jahren. Ich war neunzehn.“ Er schloss in der Erinnerung daran kurz die Augen, dann sprach er weiter. „Aber wenn ich diesen Ort jetzt so sehe, so *piena di vita*, kann ich nichts anderes als Zufriedenheit darüber empfinden, dass all der Schmerz vergangen ist.“ Er sah sie ernst an. „Das Leben eines Assassinen ist Schmerz, Jun. Man erleidet ihn, und man verursacht ihn. Man ist sein ständiger Zeuge. Stets in der Hoffnung, man möge

dazu beitragen können, ihn dereinst auszulöschen. Das ist eine furchtbare Ironie, ich weiß. Aber so ist es nun einmal.“

Eine Zeit lang saßen sie schweigend da. Jun wirkte sehr wachsam. Dann sah Ezio, wie sie sich spannte. Irgendetwas war ihr in der Menge aufgefallen. Das Aufblitzen einer bestimmten Farbe? Einer Uniform vielleicht? Eines Gardisten der Signoria? Aber der Moment verstrich, und er sagte nichts dazu.

„Also gut!“, meinte er schließlich und erhob sich. „Zeit, diese alten Knochen nach Hause zu schleppen.“

Sie machten sich auf, überquerten den Platz und nahmen die Ezio so vertraute Straße, die nördlich des Palazzos nach Osten verlief. Jun schaute immer wieder nach hinten.

Die Straße, die sie dann erreichten, war fast menschenleer, und als sie sie entlanggingen, waren sie irgendwann ganz allein. Da hörte Ezio plötzlich ein Geräusch, das Jun entging. Rasch drehte er den Kopf. Er machte einen Satz zurück, riss seinen Korb hoch, um Jun zu schützen, gerade noch rechtzeitig – ein geworfener Dolch bohrte sich hinein. Kaum eine Sekunde später landete jemand einen brutalen Tritt in Ezios Bauch. Er wankte nach hinten und fiel gegen eine Steinmauer. Jun hatte derweil blitzschnell reagiert. Sie stand bereits zwischen Ezio und seinem Angreifer – einer weiteren Chinesin, gekleidet wie Jun, aber in Kampftunika und Hose.

Die beiden Frauen umkreisten einander, beinahe wie in einem Ballett, ganz langsam, dann stießen sie aufeinander zu wie zuschnappende Schlangen, und landeten sichelnde Handkantenhiebe und Tritte in so

schneller Folge, dass Ezio den Bewegungen kaum folgen konnte. Dennoch sah er, dass Jun in Bedrängnis geriet. Er sprang vor, schlug ihrer Angreiferin den Korb auf den Kopf und schickte sie zu Boden.

Dort blieb sie, alle viere von sich gestreckt, liegen und rührte sich nicht mehr. Jun trat vor.

„Jun! Sie täuscht dich!“

Im selben Moment war die mysteriöse Frau wieder auf den Füßen und fiel über Jun her, ein weiteres Messer in der erhobenen Faust. Sie stürzten beide zu Boden, rollten durch den Staub, kämpften mit der Wildheit und Wendigkeit von Katzen, ihre Glieder bewegten sich so schnell, dass sie nur noch verschwommen wahrzunehmen waren. Plötzlich ein Schrei. Die Angreiferin löste sich von Jun, ihr eigenes Messer in der Brust. Sie wankte kurz hin und her, dann kippte sie

vornüber, schlug mit dem Kopf noch gegen eine Mauerstrebe und lag still. Diesmal täuschte sie nichts vor.

Ezio schaute sich um. Niemand zu sehen.

Er packte Juns Hand.

„Kommt!“, stieß er zwischen zusammengepressten Zähnen hervor.

* * *

Auf der Heimfahrt in Ezios Kutsche begann Jun zu erzählen. Ezio musste einsehen, dass sie das vielleicht schon früher getan hätte, wenn er ihr die Möglichkeit dazu gegeben hätte. Grimmig hörte er ihr zu.

„Es war der Wunsch meines Mentors, dass ich Euch aufsuche. Wir verließen China heimlich. Aber wir wurden verfolgt. In Venedig holte man uns ein. Dort wurde mein Herr gefangen genommen. Er bat mich, zu fliehen

und unsere Mission zu Ende zu führen. Ich habe ihn nicht wiedergesehen.“

„Wer sind Eure Gegner?“

„Diener von Zhu Huocong, des Jiajing-Kaisers. Ein junger Mann, fast noch ein Kind, und nicht zum Herrscher geboren. Doch das Schicksal setzte ihn auf den Thron, und jetzt regiert er uns mit gnadenloser, blutiger Hand.“ Sie schwieg kurz. „Ich wurde als Konkubine geboren, aber mein Mentor befreite mich, als ich noch jung war. Wir kehrten später zurück, um weitere Mädchen zu retten, aber ...“ Sie hielt inne. „Der Kaiser glaubte, es würde ihm ewiges Leben beschaffen, wenn er ihr Monatsblut tränke.“ Sie brach ab und musste hart schlucken, bevor sie ihre Selbstbeherrschung so weit wieder erlangt hatte, dass sie fortfahren konnte. „Jiajing ist ein grausamer Mann. Er tötet

alle, die sich ihm widersetzen, und er zieht das *ling chi* dem Enthaupten vor.“

„Ling chi?“

Jun führte die Finger der rechten in einer schneidenden Bewegung mehrfach über die flache linke Hand. „Langsam. Viele tausend Schnitte. Dann ... tot.“

Ezios Gesicht wirkte wie aus Granit gehauen. Er peitschte die Pferde voran.

Sofia war in Ezios Arbeitszimmer und schürte das Feuer, als sie hörte, wie die Kutsche vor dem Haus zum Stehen kam. Erschrocken sprang sie auf. Im nächsten Augenblick stürmte Ezio herein, dicht gefolgt von Shao Jun. Er eilte zum Fenster, schloss die Läden und verriegelte sie. Dann wandte er sich an seine Frau.

„Pack ein paar Taschen! Man spannt gerade frische Pferde ein. Mehrere unserer Männer werden euch begleiten.“

„Was ...?!“

„Du musst die Nacht bei Machiavelli verbringen.“

„Was ist passiert?“

„Ein Missverständnis.“

Sofia sah von ihm zu Jun, die den Blick gesenkt hatte, weil es ihr peinlich war, Ärger ins Haus gebracht zu haben.

„Ich bin gleich so weit“, sagte Sofia.

Kurz darauf saß sie mit den Kindern in der Kutsche. Ezio stand am Schlag. Sie sahen einander an. Beide wollten etwas sagen, aber keiner brachte ein Wort heraus.

Ezio trat zurück und nickte dem Kutscher zu. Der ließ die Zügel schnalzen, und die Pferde trabten in die Dunkelheit.

Sofia lehnte sich aus dem Fenster und blies ihm einen Kuss zu. Er hob zum Abschied die Hand, dann ging er, weil er nicht warten wollte, bis sie außer Sicht waren, zurück in die Villa und verriegelte die Tür.

Ezio und Jun saßen sich auf Holzbänken gegenüber, die sie sich ans bullernde Feuer gezogen hatten, und warteten.

„Zu Beginn meines Kampfes gegen die Borgia war es Rache, die mich antrieb, und ich hatte es zunächst nur auf den Kopf abgesehen“, erzählte Ezio der jungen Chinesin. „Im Laufe der Zeit fand ich jedoch heraus, dass diejenigen, die Angst verbreiten, mehr Anhänger haben, als jene, die Liebe predigen. Mit dem Tod von Rodrigo und Cesare hätte ich nichts erreicht, wäre ich nicht in der Lage gewesen, ihre Schreckensherrschaft durch eine andere zu ersetzen, die zumindest ein gewisses Maß an Brüderlichkeit vermittelte.“ Er hielt nachdenklich inne. „Darum habe ich

viele Jahre darauf verwendet, Männern und Frauen beizubringen, selbstständig zu denken und zu handeln. Zuerst in Rom, dann in unserer Bruderschaft in Konstantinopel.“

„Ich würde so gern von Euren Taten lesen. Ihr müsst Euer Buch zu Ende schreiben.“

„Die wichtigste Erkenntnis ist diese: Die Liebe ist das Band, das unseren Orden zusammenhält. Die Liebe zu den Menschen, zu den Kulturen, zu der Welt.“ Wieder schwieg er einen Moment lang. „Kämpft um den Erhalt dessen, was Hoffnung weckt, und Ihr werdet Euer Volk zurückgewinnen, Shao Jun.“

Jun blickte in die Flammen und in ihrer Vorstellung weitete sich ihr Blick und erfasste das gesamte Ausmaß ihrer Zukunft. „Das wird sehr, sehr lange dauern“, sagte sie ganz leise.

„Aber wenn Ihr es richtig anfangt, wird es geschehen.“

Jun holte tief Luft und richtete sich auf, Entschlossenheit im Gesicht. Sie sah Ezio an und nickte. Er beugte sich vor und tätschelte ihr die Schulter.

„Ruht Euch etwas aus!“, sagte er.

Sie stand auf, verbeugte sich leicht, dann verließ sie das Zimmer.

Ezio wandte sich wieder dem Feuer zu, dessen Widerschein sein Gesicht rötete.

Tief in der Nacht wurde Ezio durch leise Geräusche aufgeschreckt, die von draußen kamen. Er schlich zur Küche. Der Mond stand hoch am Himmel und schien durch Spalten in den verbarrikadierten Fenstern. Ezio näherte sich dem Messerblock und entnahm ihm mehrere Klingen, die er auf ihre Balance hin prüfte. Nicht zufrieden damit, steckte er sie zurück und schaute sich nach einer

anderen Waffe um. Eine eiserne Schöpfkelle? Nein. Ein Schneidbrett? Nein. Ein Schürhaken vielleicht? Ja! Er ging zum Herd und suchte sich einen aus, knapp einen Meter lang und aus schwerem Stahl gefertigt. Er machte zwei, drei Probehiebe damit.

Als er von oben ein Geräusch hörte, spannte er sich. Sekunden später fiel ein Körper am Fenster vorbei. Ezio sah Jun geduckt aufkommen und dann in die Nacht davonjagen. Er trat zur Tür, entriegelte sie und riss sie auf.

Davor stand ein Chinese in Angriffshaltung, der sich augenblicklich mit einem *dao* auf ihn stürzte. Ezio trat zurück und schlug die Tür zu, die den Arm des Mannes dabei einklemmte und ihm Speiche und Elle zertrümmerte. Der Chinese heulte vor Schmerz auf, der Säbel fiel ihm aus der Hand. Ezio riss die Tür wieder auf und hieb dem Mann den

Schürhaken auf den Kopf, mit einer Kraft, die den Schädel spaltete. Dann setzte er mit einem Sprung über den Toten hinweg und rannte nach draußen.

Schon bald stieß er auf Jun, die in einen Kampf mit drei Angreifern verstrickt war. Es stand nicht gut um sie, aber er war noch rechtzeitig eingetroffen, um das Blatt zu wenden, und die Diener des Jiajing-Kaisers zogen sich in Richtung der Weinberge zurück. Dort stellten sie sich wieder zum Kampf. Jun, die nur ihre Fäuste und Füße zur Verfügung hatte, schaltete einen der Gegner fast augenblicklich aus. Ezio zog einen zweiten mit seinem Schürhaken aus dem Verkehr, indem er ihm die Spitze ins Gesicht rammte. Dem dritten Chinesen gelang es jedoch, ihm den Schürhaken aus der Hand zu schlagen, und nur weil er sich einen der Holzpflöcke schnappen konnte, mit denen

die Rebstöcke gesichert waren, behielt Ezio die Oberhand. Er schlug den Mann erst zu Boden und versetzte ihm dann einen Nackenhieb, der ihm die Wirbelsäule brach.

Es war vorbei. Ezio sackte auf dem sanften Hang zwischen den Reben zusammen, erschöpft, aber unverletzt. Sein Blick traf auf Juns, er versuchte zu lachen, doch sein Lachen schlug um in ein keuchendes Husten.

„Ich klinge wie eine krepierende Katze“, schnaufte er.

„Kommt, ich helfe Euch.“

Sie zog ihn auf die Füße, und gemeinsam kehrten sie zur Villa zurück.

Sie waren schon lange vor Tagesanbruch wach. Der Morgen war kühl. Wässrig wirkendes Sonnenlicht fand seinen Weg durch den Frühnebel.

Shao Jun stand auf der Straße, ihr Bündel auf dem Rücken. Den Blick in die Ferne gerichtet, war sie zum Aufbruch bereit. Sie schien in Gedanken versunken zu sein und drehte sich erst um, als Ezio aus der Villa kam und auf sie zuing. Sein Atem klang immer noch angestrengt und schwer.

Er trat zu ihr. „Es ist ein weiter Weg bis nach Hause, *no?*“

„Aber es gibt viel zu sehen unterwegs. *Dashi, xièxiè nin.* Danke, Mentor!“ Sie verbeugte sich leicht.

Ezio hatte etwas bei sich. Ein uraltes Kästchen. Er reichte es ihr. „Hier! Das wird Euch vielleicht eines Tages von Nutzen sein.“

Jun nahm es entgegen und drehte es in den Händen. Sie wollte es öffnen, aber Ezio hinderte sie daran.

„Nein“, sagte er. „Nur wenn Ihr Euch verlaufen habt.“

Sie packte das Kästchen weg. Ezio blinzelte an Jun vorbei, die Straße hinauf. Er sah die Banner sich nähernder Soldaten.

„Ihr solltet jetzt gehen“, sagte er.

Jun folgte seinem Blick, nickte und setzte sich in Richtung der Weinberge auf der anderen Seite der Straße in Bewegung. Ezio sah ihr nach, wie sie rasch den Kamm eines nahen Hügels überquerte.

Kurz darauf waren die berittenen Soldaten heran. Ezio grüßte sie. Als er wieder in Juns Richtung schaute, war sie verschwunden.

Ein paar Wochen später, die Lese und Marcellos neunter Geburtstag lagen hinter ihnen, saß Ezio wieder in seinem Arbeitszimmer und versuchte zu schreiben. Diesmal war er nicht schlecht vorangekommen. Er blickte auf das letzte leere Blatt, das vor ihm lag, dann tauchte er die Feder ins Tintenfass und schrieb konzentriert ein paar Worte nieder. Er las sie noch einmal und lächelte. Dann ließ er die Feder fallen, als ihm plötzlich ein stechender Schmerz durch die Brust fuhr.

Es klopfte an der Tür.

„Ja?“ Er riss sich zusammen und steckte die Feder in ihre Halterung neben dem Tintenfass.

Sofia kam ins Zimmer.

„Ich gehe mit den Kindern nur eben nach Fiesole. Wir sind am Abend wieder da.“

„Gut.“

„Morgen ist Markttag. Kommst du mit?“

„Ja.“

„Bist du sicher?“

„Mach dir keine Sorgen um mich! Es geht schon.“

Sie schloss die Tür hinter sich. Ezio saß einen Moment lang grübelnd da, dann stapelte er die Blätter, die auf seinem Schreibtisch verstreut lagen, sauber aufeinander und band eine Kordel darum.

Der nächste Tag war schön und frisch. Sie waren zum Mittagessen in Florenz geblieben, und jetzt wollte Sofia nur noch ein paar Einkäufe erledigen, bevor sie die Heimreise antraten. Ezio ging ein paar Schritte hinter seiner Frau und den Kindern die Straße hinunter und zuckte auf einmal zusammen, als ihn ein Hustenanfall packte. Er musste sich haltsuchend an eine Mauer lehnen.

Sofort war Sofia an seiner Seite.

„Du hättest zu Hause bleiben sollen.“

Er lächelte sie an. „Ich bin zu Hause.“

„Setz dich hin, dort!“ Sie wies auf eine Bank in der Nähe. „Warte auf uns! Wir sind nur kurz da drüben. Es dauert nur ein, zwei Minuten.“

Er nickte, sah ihr nach, als sie wieder zu den Kindern ging und dann mit ihnen ein weiteres kleines Stück die Straße hinunter. Er machte es sich bequem und ließ den Schmerz verebben.

Er beobachtete die Menschen, die ihn passierten und ihren Alltagsgeschäften nachgingen. Er fühlte sich wohl, und es gefiel ihm, ihnen zuzusehen. Er atmete die Düfte des Marktes ein, der rings um ihn her abgebaut wurde, und lauschte den Händlern.

„Ich liebe diesen Ort“, sagte er zu sich selbst. Zu Hause. Endlich zu Hause.

Eine verdrossene Stimme riss ihn aus seinen Tagträumen. Ein junger Italiener ließ sich neben ihm auf die Bank fallen. Der Bursche führte offenbar ein Selbstgespräch, denn er schaute Ezio nicht an.

„*Al diavolo!* Ich hasse diese verdammte Stadt. Ich wünschte, ich wäre in Rom! Wie

man hört, sind die Frauen dort ... mmmh ... wie reifer Sangiovese am Rebstock, versteht Ihr? Nicht wie hier. *Firenze!*“ Er spuckte auf den Boden.

Ezio sah ihn an. „Ich glaube, Euer Problem ist nicht Florenz“, meinte er, verärgert über das, was der junge Mann gesagt hatte.

„Wie bitte?“

Ezio wollte antworten, doch da befiel ihn der Schmerz von Neuem. Er fuhr zusammen und begann zu keuchen. Der junge Mann wandte sich ihm zu. „Ruhe bewahren, alter Mann!“

Er fasste nach Ezios Handgelenk, der um Atem rang. Als er auf die Hand des anderen hinabblickte, fand Ezio den Griff ungewöhnlich kräftig, und die Miene des Mannes hatte etwas Merkwürdiges, beinahe Vertrautes an sich. Aber wahrscheinlich bildete er sich das

alles nur ein. Er schüttelte den Kopf, um ihn zu klären.

Der junge Mann betrachtete Ezio eingehend und lächelte. Ezio erwiderte den Blick.

„Ruht euch ein wenig aus, hm?“, riet ihm der junge Mann.

Er stand auf und ging davon. Ezio nickte und schaute ihm hinterher. Dann lehnte er sich zurück und suchte in der lichter werdenden Menge nach Sofia. Er sah sie an einem Stand, wo sie Gemüse kaufte. Und neben ihr waren Flavia und Marcello, die einander neckten und miteinander spielten.

Er schloss die Augen und schnaufte ein paarmal tief durch. Sein Atem beruhigte sich. Der junge Mann hatte recht. Er sollte sich ein wenig ausruhen ...

* * *

Sofia legte gerade das Gemüse, das sie gekauft hatte, in einen Korb, als plötzlich etwas Kaltes in ihr Herz kroch. Sie schaute auf und dann dorthin, wo Ezio saß. An der Art und Weise, wie er dasaß, war etwas Merkwürdiges. Bestürzt, aber nicht willens, sich einzugestehen, was sie insgeheim befürchtete, legte sie eine Hand an den Mund und eilte zu ihm. Die Kinder blieben zurück und spielten weiter.

Als sie näher kam, verlangsamte sie ihre Schritte. Schließlich setzte sie sich neben ihn, nahm seine Hand, und dann beugte sie sich vor und drückte ihre Stirn in seine Haare.

Zwei, drei Leute schauten besorgt in ihre Richtung, dann noch ein paar mehr, ansonsten jedoch ging das Leben auf der Straße weiter wie zuvor.

Später an diesem Tag, als sie wieder zu Hause war und Machiavelli fortgeschickt hatte, ging Sofia in Ezios Arbeitszimmer. Die Kinder waren im Bett. Sie glaubte nicht, dass sie schon ganz begriffen hatten, was geschehen war.

Sofia zündete eine Kerze an, trat an den Schreibtisch und nahm den ordentlich gestapelten Packen Papier auf, um den eine Kordel gebunden war. Dann begann sie zu lesen:

Als junger Mann hatte ich Freiheit, aber ich sah sie nicht. Ich hatte Zeit, aber ich wusste es nicht. Und ich hatte Liebe, aber ich spürte sie nicht. Es sollten viele Jahrzehnte vergehen, bis ich die

Bedeutung dieser drei Dinge verstand. Und nun, in der Dämmerung meines Lebens, ist dieses Verständnis übergegangen in Zufriedenheit. Liebe, Freiheit und Zeit, von denen mir einst so reichlich zur Verfügung stand, sind der Brennstoff, der mich antreibt. Vor allem die Liebe, meine Teuerste, zu Dir, zu unseren Kindern, zu unseren Brüdern und Schwestern ... und die Liebe zu unserer großen, wundervollen Welt, die uns das Leben schenkte und immer noch so viele Überraschungen für uns bereithält.

Mit nie endender Zuneigung, meine Sofia, und für immer dein.

Ezio Auditore

LIST OF CHARACTERS

Abbas: Feind von Altaïr ibn-La'Ahad

Al Mualim: Mentor der Bruderschaft im 12. Jahrhundert

al-Scarab: Piratenkapitän, Geißel des Weißmeers

Altaïr ibn-La'Ahad: Mentor der Assassinen

Bartolomeo d'Alviano: Freund von Ezio

Bekir: Agent in Larnaka

Hauptmann Tarik Barleti: Hauptmann der Janitscharen, Leibwache des Sultans

Claudia Auditore: Ezios Schwester

Darim: Sohn von Maria und Altaïr

Dilara: Tariks Hauptagent

Dogan: Assassinen-Leutnant von Yusuf

Domenico Garofoli: Gouverneur von Zypern

Ezio Auditore da Firenze: der Mentor

- Haras: Verräter an der Bruderschaft im 12. Jahrhundert
- Leonardo da Vinci: Künstler, Wissenschaftler, Bildhauer etc., 1452–1519
- Ma'Mun: Schifffahrtskaufmann
- Manuel Palaiologos: byzantinischer Prinz, Erbe des letzten byzantinischen Kaisers, angehender Kaiser
- Maria Thorpe: Altaïrs Gattin, Engländerin
- Niccolò di Bernardo dei Machiavelli: Assassine, Philosoph und Schriftsteller, 1469–1527
- Piri Reis: Admiral und Führer der türkischen Handelsflotte
- Prinz Ahmet Osman: Prinz Suleimans Onkel, Lieblingssohn des Sultans
- Prinz Selim Osman: Prinz Suleimans Vater und Bruder von Ahmet
- Prinz Suleiman Osman: Sultan Bayezids Enkelsohn und Gouverneur von Kefe

Shahkulu: Manuels Leibwächter und abtrünniger Turkmene

Sofia Sartor: Buchladenbesitzerin

Sultan Bayezid

Yusuf Tazim: Führer der Assassinen von Istanbul

GLOSSAR

italienischer, griechischer,
chinesischer und türkischer Begriffe

a presto bis bald!

adi herif Schwein

al diavolo zum Teufel!

affedersiniz Verzeihung!

affedersiniz, efendim verzeiht, Herr!

akçe alte türkische Münze

Allah ashkina so Gott will!

Allaha ismarladik! Gott segne Euch!

aman Allahim oje!

amore Liebe

apistefto unglaublich

arrocco Rochade

aynen oyle genau

ballata Ballade

bastardo Dreckskerl

bene gut

beyfendi Euer Exzellenz

bir sey degil bitte schön!

bistecca alla fiorentina Steak nach
Florentiner Art

brutti ma buoni hässlich, aber gut

buffone Idiot

buon giorno guten Tag!

buona donna gute Frau

buona sera guten Abend!

canaglia Halunke

carciofini sott'olio in Olivenöl gegarte
Babyartischocken

castagnaccio Kastanie

cazzo Blödmann / Scheiße / „Schwanz“
(männliches Geschlechtsteil)

che succede? Was ist los?

çok üzüldüm sehr gut

dao Säbel

dashi, xièxiè nin danke, Mentor!

dio mio mein Gott!

duìbùqi es tut mir leid

duomo Kathedrale

è incredibile es ist unfassbar

edáxi in Ordnung

efendim Herr

evet ja

fettunta Knoblauchbrot

finito fertig, aus

fratello mio mein Bruder

fuori draußen/raus!

Gennaio Januar

gerzek Narr

ghazi heiliger Krieger

Giugno Juni

grazie danke!

güle güle sehr gut

güzel ausgezeichnet

hajj Pilgerfahrt

haydi rastgele viel Glück!

hristé mou meine Güte!

il diavolo der Teufel

inanilmaz unglaublich

janbiyah arabischer Dolch mit gekrümmter,
breiter Klinge

kanun Gesetz

karesi Platz, Quadrat

kargasha Chaos

kesinlikle durchaus, unbedingt

kouráyo Mut

kyrie Herr, Gott

la Crociata Segreta der Geheime Kreuzzug

levatrice Hebamme

ling chi Tod durch tausend Schnitte

lokanta Restaurant/Café

maccaroin in brodo Makkaronisuppe

magnetismo Magnetismus

masa'il kher guten Abend!

merda Scheiße!

merhaba hallo!

messer Herr

mia cara meine Liebe

mio bel menestrello mein schöner Barde

mio principe mein Prinz

moleche Weichschalenkrabbe

molto curioso sehr merkwürdig

nessun problema kein Problem

pandiramerino Rosmarinbrot

panzanella Salat aus Brot und Tomaten

pecorino eine Käsesorte

pek güzel sehr schön

pekala in Ordnung

perdonate, buon signore verzeiht, werter

Herr!

perfetto perfekt

piena di vita voller Leben

poi kalà sehr gut

prens Prinz
prego bitte
presuntuoso überheblich
principe Prinz
qián Münze
raccolto Ernte
ragazzo Junge/Kleiner
requiescat in Pace ruhe in Frieden
rixoto de gò Meergrundeln-Risotto
sagliginiza! bis bald!
salame toscano toskanische Salami
salsicce di cinghiale Wildschweinwurst
salute a voi, Assassini seid begrüßt,
Assassinen!
salve hallo!
sayin da Vinci bey Herr da Vinci, Herr!
se solo schön wär's!
serefe! prost!
sharbat Brause
shehzad/shehzadem Prinz

sì ja

sì, da molto tempo ja, schon lange
sinav icin iyi sanslar! viel Glück, mein
Freund!

souk Markt/Basar

sövalye Ritter

spaghetti allo scoglio Pasta mit

Meeresfrüchten

tesekkür ederim danke!

tesekkür, Mentor. Chok tesekkür ederim!

danke, Mentor! Vielen Dank!

tesoro mein Liebling

ti distihà welch ein Elend!

tonno al cartoccio in Semmelbröseln ge-

backener Thunfisch

un favore ein Gefallen

una tortura Tortur

va bene in Ordnung, na gut!

vendange Weinlese

veraison Traubenreife

DANKSAGUNGEN

Yves Guillemot

Jean Guesdon

Corey May

Darby McDevitt

Und auch an

Alain Corre

Laurent Detoc

Sébastien Puel

Geoffroy Sardin

Xavier Guilbert

Tommy François

Cecile Russeil

Christele Jalady

Die Rechtsabteilung von Ubisoft

Chris Marcus

Etienne Allonier

Maria Loreto
Alex Clarke
Alice Shepherd
Anton Gill
Guillaume Carmona
Clémence Deleuze

